

357
357

XV 11

DEAR READER,

**DUE TO THE FRAGILITY AND/OR
BRITTLINESS OF THIS BOOK,
IT MUST BY USED IN THE LIBRARY
AND CANNOT BE PHOTOCOPIED.**

PLEASE BE GENTLE WITH IT.

THANK YOU.

J. C. Fust.

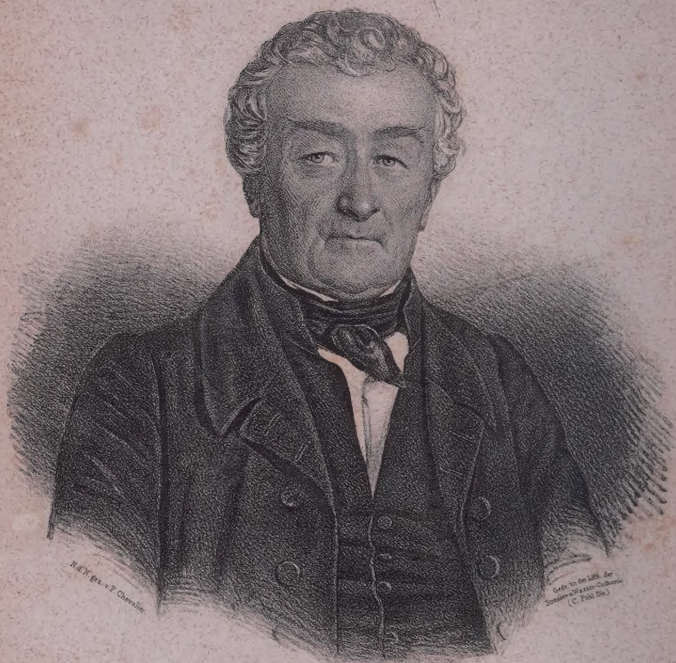
Sept 1846.

N 2135.

a. g. g.







Pastor JOHANN v. MURALT

*geboren in Zürich den 10^{ten} September 1780.
Prediger in St. Petersburg seit 1830.*

*In Christo Jesu gilt mir der Glaube,
Der durch die Liebe tätig ist. Gal. v. 6.
St. Petersburg den 25^{ten} December 1846.*



Johannes von Muralt.

Eine

Pädagogen- und Pastoren-Gestalt

der

Schweiz und Rußlands

aus der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts

gezeichnet von

Hermann Dalton.



Wiesbaden.

Julius Niedner, Verlagshandlung.

1876.



Den früheren

Schülern von Johannes von Muralt

und

unter ihnen insbesondere als Verwaltern der Muraltstiftung

den Herren

Generallieutenant G. von Helmersen,

wirkl. Staatsrath von Winberg,

Geheimrath von Zdekauer

diese Blätter der Rückerinnerung

an die

ehrwürdige Lehrerergelt.

350354

Mehr wie ein Vierteljahrhundert ist verstrichen, seitdem der der Erde entrückt, dessen Leben die folgenden Blätter zu zeichnen versuchen: eine ausreichende Zeit, um von der unmittelbaren Nähe des Mannes und ihrem Eindruck unbehelligt den rechten Maaßstab der Beurtheilung zu gewinnen; es hätte aber die rasch dahineilende Zeit die verschwundene Gestalt nicht in noch weitere Ferne tragen dürfen, weil sonst ihre Umrisse für eine eingehende Betrachtung zu sehr verwischt wären und ihre Darstellung die nicht mehr am Leben getroffen hätte, denen diese Persönlichkeit einst traut und hold gewesen. Die gezeichnete Gestalt gehört nicht zu denen, die um Kopfeslänge ihre Umgebung überragen und auf weite Kreise hin ihren Schattenriß werfen, die so mächtig in ihre Zeit eingreifen, daß sie noch Jahrzehnte nach ihrem Leben weite Ringe des Einflusses ziehen und damit erst spät den passenden Standort richtiger und erschöpfender Beurtheilung gewähren. In den bescheidenen Grenzen der Schulstube und der Stellung eines hochbegabten Jüngers eines tonangebenden Meisters auf dem Gebiete der Pädagogik, in den durch inneren Beruf und Wirksamkeit noch bescheideneren Grenzen von Kanzel- und Hirtenamt als Sohn und Geisteserbe seiner Zeit ist das Leben des Mannes dahin geflossen, von dem diese Blätter erzählen, aber innerhalb dieser Grenzen durch die Tüchtigkeit des Charakters, durch die Lauterkeit

und Wahrhaftigkeit der Gesinnung, durch manche holde Gunst der Lebensführung so bedeutsam, daß eine eingehendere Betrachtung fesselnden Reiz bot und ihre Schilderung vielleicht nun auch weiteren Kreisen einen ähnlichen Reiz gewährt.

Muralt gehört zu den Männern, die berufen sind, die geistigen Schätze der Heimath in der Fremde zu verwerthen. Wem es zumal auf dem heiligen Gebiete von Kirche und Schule gelingt, mit dem aus dem Vaterlande mitgebrachten geistigen Pfunde segensreich zu wuchern, der hat in der gesegneten Arbeit süßen Lohn für die Entbehrung der Heimath. Denn er weiß sich in seiner Wirksamkeit doch mit Hundert und Tausend Fäden mit dem Vaterlande verknüpft und merket zugleich in höherem Grade als daheim sein Leben in einer Thätigkeit aufgehend, die über jede irdische Grenze und Schranke hinübertragend die Welt zu umspannen und zu verklären berufen ist. Der Heimath und ihres Segens bleibt sich ein solcher Arbeiter in der Fremde in innigerer Weise bewußt, als das Vaterland diesen in die Ferne gezogenen Söhnen nachzuschauen pflegt. Und doch scheint es der Betrachtung nicht unwerth, einen prüfenden Blick auf die Wirksamkeit dieser draußen arbeitenden Kinder zu werfen und ihre Pionierarbeit einen Augenblick zu belauschen. Das Büchlein möchte dafür einen kleinen Beitrag liefern.

Das hier gebotene Bild von Pastor Muralt will eine weitere Ausführung der Skizze sein, die vor Jahren bereits in der Geschichte der reformirten Kirche Rußland's gegeben wurde. Dort stand im Vordergrund der Betrachtung das Leben der Kirche und was diese der vierzigjährigen Thätigkeit des Mannes zu danken hat, hier ist es das Leben von Muralt und die Kirche nimmt nur den Raum ein, der für die Schilderung dieser Persönlichkeit beansprucht wird. Ein viel größeres und werthvolleres Material stand dieses Mal zur

Verfügung als vor einem Jahrzehnt. Bald nach dem Heimgange von Muralt hatte der Nefte und langjährige Gehülfe die reichhaltige Briefsammlung, die ebenso sorgfältig und reichhaltig aufbewahrten Tagebuchnotizen des Oheims durchgesehen und aus ihnen ein massenhaftes Material zusammengetragen und chronikenartig aneinander gereiht, damals mit dem Wunsche durch die Veröffentlichung dieser bändereichen Auszüge den Onkel vor seinen zahlreichen Freunden von Jahr zu Jahr und bis herab in die Alltäglichkeiten des gewöhnlichen Lebens, bis in die Geheimnisse trauten Briefumganges und einsamen, verborgenen Selbstgespräches im Tagebuch gleichsam wieder auf- und fortleben zu lassen. Diese Aufzeichnungen wurden freundlichst zur Verfügung gestellt und ein discreter Gebrauch von ihnen gemacht. Es war das eine große Erleichterung der Arbeit; die mächtig angeschwollenen Auszüge gewährten überreichen Einblick in den Jahrzehnte langen ausführlichen Briefwechsel, aus dem die Gestalt des Pastors, wie sie lebte und lebte, hervortrat, gewährten zugleich hinlängliche Andeutungen, die dem Forscher als Pfadfinder für die nöthige Erkenntniß der Zeitverhältnisse dienten. Oft freilich auch als mühsame Ausgänge, von denen man erfolglos heimkehrte, denn die flüchtig hingeworfene Andeutung reizte den Spürsinn auf eine Fährte, die sich nach langem Umherirren in der dunklen Nacht der Vergessenheit verlor.

Als Ergänzung reiht sich dieses Lebensbild dem vor ein paar Jahren entworfenen von Johannes Gofner an, auch ein Studienblatt aus kirchengeschichtlichen Arbeiten des neunzehnten Jahrhunderts, auf dessen eingehende Betrachtung der praktische Geistliche durch sein Amt dringender gewiesen wird, als daß er größerer Neigung folgend in ferner abliegenden Zeiten mit seinen Studien sich ansiedeln könnte. Es sind zwei wesentlich verschiedene Gestalten, Muralt und Gofner,

und doch Söhne derselben Zeit und fesselnde Züge der Mutter an sich tragend. Persönlich hat das Gepräge mehr angemuthet, das der Sohn des Schwabenlandes unter der geheimnißvollen Führung seines Gottes erhalten. An Jahren etwas älter, ist Gofner doch jünger geworden als Muralt durch den Prophetenmantel, den er in seiner geistigen Erscheinung tragen durfte; ihm war es vergönnt, in das Heiligthum einzutreten, bis an dessen Schwelle Muralt gelangt war, Herold einer Richtung zu sein, für die dem andern auf seinem Lebensabend das Verständniß aufging. Gofner ist ein Freund des Bräutigams, der viele bräutliche Seelen ihm zugeführt, ein lebensvoller Ausdruck der wunderbaren, großen Bewegung, deren Wirkungen heute belebend die Kirche durchziehen. Aber auch das Bild des Schweizers trägt fesselnde Züge, werthvolle Wahrzeichen einer Zeit an sich, die mit riesenhafter Austrengung sich herausgearbeitet und zunächst auf dem ernstesten und fruchtbaren Gebiete der Erziehung den Boden zubereitet, auf dem ein neues Leben segensreich sich entfalten konnte. Muralt hat treu gearbeitet auf diesem geweihten Boden; die herzliche Liebe zu den Kindern hat ihn je länger je mehr zu der Kinder heiligem Freunde geführt, im Wechsel und Wandel der theologischen Forschung sah er sich am Ende seines Lebens anderswohin gewiesen, als wohin die theologische Schule dem Studenten die Richtung gegeben, viel inniger und näher zu dem Herrn gerückt und ein Zug der Geistesverwandtschaft mit denen wurde lebendig, deren mächtiger Wortführer Gofner gewesen.

Die folgenden Blätter sind den Schülern Muralt's gewidmet. Die sind jetzt meist schon ergraut, und von Jahr zu Jahr lichtet sich die kleine Schaar. Aber sie hält fest zusammen und trotz der verschiedensten Lebensstellungen fühlen sich die einzelnen Glieder heute noch als Kameraden wie in den unvergeßlichen Knabenjahren und

nennen sich stolz Muraltschüler. So oft unter ihnen die Rede auf die ehrwürdige Gestalt kommt, die lichtverklärt und lebenswarm in ihrem Gemüthe lebt, dann werden die Alten jugendfrisch und mit dankbarster Verehrung geht der Name von Mund zu Munde, von dem sie freudig bekennen, daß sie ihm mit das Herrlichste des Lebens verdanken, eine ungetrübte glückliche Schulzeit und in ihr die bis in die höchsten Jahre fortwirkende Anregung zu einem ernstern, wackeren Berufsleben in treuer Pflichterfüllung. Wer die besonderen Verhältnisse Rußlands kennt, wer schmerzlich die geringe Pietät beklagt, die den russischen Schüler gegen seine Lehrer und seine Schulzeit in der Regel erfüllt, dem ist doppelt wohlthuend dies andere Wahrzeichen, wie in diesem Kreise länger als ein halbes Jahrhundert dankbarste Rückerinnerung, pietätvollste Gefinnung bewahret wird und in hohem Grade bedeutjam steigt die Gestalt des Schulmannes vor unserem Blicke auf, der als Erbe seines Meisters Pestalozzi nun auch auf russischem Boden diese gesegnetste Frucht einer tüchtigen Pädagogik, eine lebenslang währende Pietät für die Schule, gezeitiget.

Im Laufe der Erzählung (S. 153) wird erwähnt werden, daß diese „Muraltschüler“ alljährlich am Todestage des Pastors sich zu einem gemeinsamen Mahle vereinigen, alte Erinnerungen im Andenken an den gefeierten Schulmanne wachzurufen. Wegen des Hinscheidens der Großfürstin Maria Nikolajewna etwas verschoben, fand vor 14 Tagen das diesjährige Mahl statt. Es war eine kleine Versammlung von nur etwas über zwanzig Personen, die sich von den gerade in der Hauptstadt anwesenden Muraltschülern vereinigt hatten, aber in der kleinen Schaar welch' eine Fülle hervorragender Staatsbeamte, ein glänzendes Zeugniß für die Tüchtigkeit der Schule, in der diese Männer ihre Erziehung genossen. Als Ältester war zugegen Generallieutenant von H., früher Chef des Bergcorps, der bereits 1812 in die Anstalt eingetreten,

neben ihm saß General B., Chef der III. Abtheilung seiner Majestät des Kaisers, der vor einigen Jahren bei dem Mahle die Seite 14 erzählte günstige Bemerkung gemacht, dann Graf H., der Chef des Generalstabs, Geheimerath Z., Leibarzt des Kaisers, General K. Generalgouverneur von Orenburg, General S., Vater des berühmten Unterwerfers von Chokand, Staatsrath von W., Director der kaiserlichen Anstalt zur Anfertigung der Creditpapiere, Graf S., Chef des Departements der geistlichen Angelegenheiten auswärtiger Confessionen und unter ihnen in herzlicher Weise vermischte Männer in einfacheren und privaten Lebensstellungen, alle kameradschaftlich vereint durch den gemeinjamen Namen eines Muraltschülers. Die kleine Tafelrunde war anzusehen wie Waffengefährte, die sich in Erinnerung glorreicher Campagne festlich vereinen. Am demselben Abend fand zufällig auch das alljährliche Festessen der kühnen Sebastopolvertheidiger statt. Zwei der Krimmhelden hatten es vorgezogen, den Abend im bescheidenen Kreise der alten Kameraden der Schulzeit zu verbringen und mit ihnen sich die ersten geistigen Waffengänge unter Führung des alten Pastor Muralt zu vergegenwärtigen. Der erste Trinkspruch galt den während des abgelaufenen Jahres verstorbenen Kameraden, es war der letzte Generalgouverneur der Ostprovinzen Fürst Bagration und Dr. Berwal, der einst durch seine eingehenden Untersuchungen so wesentlich zur Aufhebung der Cantonisten in Rußland beigetragen. In einem weiteren Trinkspruch forderte einer der Höchstgestellten auf, weil von Jahr zu Jahr die Reihen sich lichtet, den kameradschaftlichen Geist auf die Söhne zu vererben, daß es nur der Bemerkung, Sohn eines Muraltschülers zu sein, bedürfen solle, um sich zu gegenseitiger Freundschaft und Hülfe aufgefordert zu fühlen. In mancher ernsten, pietätvollen, aber auch in mancher humoristischen Weise wurde das Andenken an den erneuert

er längst schon heimgegangen nun doch noch die Seele dieser festlichen Versammlung war. Eine Anekdote, die erzählt wurde, sei es gestattet hier zu erwähnen, da sie den furchtlosen und einflußreichen Schweizer treffend zeichnet.

Bald nach der Unterwerfung des polnischen Aufstandes in den reißiger Jahren hatte der Pastor von der Wandelbarkeit menschlichen Urtheils in einem Privatkreise gesprochen und als Beispiel dafür angegeben, daß, wenn die Polen in ihrem Versuche das Joch abzuschütteln, von glücklichem Erfolge begleitet gewesen wären, alle Welt und die Geschichte sie als ein mannhaftes Heldenvolk preisen würde, nun sie aber der Uebermacht unterlegen, gelte ihr Versuch als tollkühnes, frevelhaftes, strafwürdiges Beginnen. Das in jenen Tagen doppelt kühne Wort drang alsbald aus dem Gesellschaftszimmer auf die Straße, von der Straße weiter in die damals so sehr gefährdeten Räume der sogenannten III. Abtheilung, in denen man in erstaunlichem Grade alles hörte, was in der Stadt und im weiten Reiche gesprochen wurde. Schon nach ein paar Tagen erhielt der Pastor eine Vorladung zu dem Chef der so mächtigen geheimen Polizei, Grafen Benkendorf. Es entwickelte sich zwischen den beiden Männern folgendes kurzes Zwiegespräch, von dem Pastor in einem Französisch gesprochen, bei welchem durch alle Mächte hindurch der breiteste, gutverzigste Appenzeller Dialect hervorlugte. General Benkendorf fragte: *Comment pouvez Vous penser aussi librement, étant à la tête d'un établissement d'éducation?* Mural: *Le gouvernement ne peut pas se défendre de penser!* Benkendorf: *Mais il peut Vous défendre de parler.* Mural: *Si j'ai parlé, je suis fautif. Je vous salue.* Mit diesen Worten drehte sich der Pastor um, verließ ohne eine weitere Rede abzuwarten das Zimmer und verblüfft sah der Chef der geheimen Polizei dem furchtlosen, originellen Manne nach; er war

auf solches Benehmen nicht vorbereitet und durch dasselbe entwaffnet, dachte er nicht mehr weder an eine ernstliche Warnung, noch auch an eine Strafandrohung und ließ ruhig den allverehrten Mann seiner Wege gehen.

St. Petersburg, am Geburtstag des deutschen Kaisers,
10./22. März 1876.

Johannes von Muralt

in der Schweiz.

1780—1810.

1881 1882 1883

I.

Ursprung der Familie.

Es war ein schmerzreicher Tag der dritte März 1555, an dem fast hundert Bewohner von Locarno ihre schöne Heimath am nördlichen Gelände des Langensee's gewaltsamer Weise verlassen mußten. Seit 1512 war die Stadt und umliegende Landschaft den eidgenössischen Orten der Schweiz, deren Söhne so tapfer in Oberitalien gekämpft, zugesprochen worden. An diesen äußersten Vorposten der italienischen Sprache, der aber bereits nicht mehr unter der Botmäßigkeit des Mutterlandes stand, waren in den Tagen der Reformation nicht Wenige aus dem Venetianischen, ja bis vom fernen Neapel her gekommen, die, daheim um des Evangeliums willen verfolgt, hoffen durften, hier in der eidgenössischen Stadt ruhig des Glaubens leben zu können, um dessentwillen sie willig ihre Heimath Preis gegeben. Auch von den Söhnen der reformatorischen Bewegung in der Schweiz selbst waren über die Alpen hinüber die befruchtenden Gedanken gefallen und hatten auf dem ergiebigen Boden Wurzel gefaßt, so lebenskräftige, daß auf eine reiche Erndte geschlossen werden konnte. Den die Locarner damals zu ihrem Schullehrer erwählt hatten, der Priester Giovanni B e c c a r i a, war von der Bewegung ergriffen, bald auch ihr leitender Mittelpunkt am See. Die Schlacht bei Kappel und ihr unglückseliger Ausgang wirkte auch auf diese junge, aufstrebende italienische Gemeinde wie Lenzesfroßt. Ueber der Leiche des Züricher Reformators reichten sich zu festerem Bunde die siegreichen katholischen Cantone die Hand und die Reformirten bekamen diese Hand hart zu fühlen. Auch das evangelische Christenhäuflein in Locarno. Auf der Taggabung hatten die katholischen Cantone die Mehrzahl der Stimmen und so traten sie mit immer schärferen Maaßnahmen hervor. Sie hatten sich vom locarnischen Rath und Volk die schriftliche Zusage verschafft,

beim römischen Glauben beharren zu wollen und darauf fußend verlangten sie nun kräftiges Vorgehen wider die Evangelischen daselbst. Die aber blieben standhaft. Ihrem treuen, mächtigen Anwalt, dem edlen Reformator Bullinger in Zürich, schreiben sie: „noch sind wir nicht entmuthigt, sondern freudig bereit, hundertfachen Tod für unseren Heiland zu leiden, lieber als ihn zu verleugnen“*).

Die römische Kirche hatte sich damals entwöhnt, für solche mannhaftes Sprache des Glaubens ein Verständniß zu haben und verstand nur ihr brutale Vergewaltigung entgegenzustellen. Sie forderte Züchtigung der widerstrebenden Locarner: auch die Gesandten der reformirten Cantone sollten die Hand dazu bieten. Schmerzlich ist es zu sagen, daß Basel und Schaffhausen sich nach langer Bearbeitung dazu bereit erklärten, Bern nur bedingungsweise, so lange man nicht zu gewaltsamen Maaßregeln greifen würde. Zürich allein widerstand mannhaft. Am 3. Dezember 1554 erklärten Zürichs Abgeordneten den in Baden versammelten Tagherrn: „Es könne Zürich nicht gebühren, die so unsers Glaubens sind, davon abzumahnem oder dafür strafen zu helfen“**). Solch' kühne Sprache war von Bullinger eingegeben; sie drang wohl auf der Tagssagung nicht durch, ihr Ruhm aber bleibt ungeschmälert.

So war das Loos gefallen: die Predigt des Evangeliums war in Locarno vernichtet, seinen Bekennern blieb nur übrig, der Heimath Lebewohl zu sagen, die Einen, indem sie wiederum den mühseligen Pilgerstab ergriffen, immer noch weiter zu wandern von den sonnigen Heimstätten und höher im Norden sich eine Zufluchtsstätte für ihren Glauben zu suchen, die Andern, indem sie jetzt zum ersten Male lernten, das bittre Brod der Fremde zu essen. Die Gesandten der katholischen Cantone hatten es eilig, den verhängnißvollen Beschluß unerbittlich auszuführen. Mitten im Winter, im Januar 1555, erschienen sie in Locarno und forderten das Volk vor sich. 120 Erwachsene und 80 Kinder, so groß war die Zahl der erscheinenden Evangelischen. Furchtlos legten sie ihr Bekenntniß ab; man lockte sie mit Versprechungen, drohte ihnen mit schweren Strafen: umsonst. Der päpstliche Legat will den Eltern die Kinder entreißen, um diese wenigstens vor der Ketzerei zu schützen.

*) Vergl. Herzog, Realencyclopädie, XX, 2.

**) Vergl. Pestalozzi, Heinr. Bullinger's Leben. Elberf. 1858. S. 365.

Das dünkte denn auch den katholischen Abgeordneten zu hart und sie verweigerten dem herzlosen, päpstlichen Legaten die Zustimmung. Mitten im Winter wurden die Evangelischen vertrieben; man gönnte ihnen nicht die Frist, bis die Frühlingssonne den Schnee in den Alpen geschmolzen und die schlüpfrigen Saumpfade sichtbar und gangbar gemacht haben würde.

Unter den Helden, die die Verbannung der Verleugnung des Evangeliums vorzogen, waren auch fast sämtliche Glieder der uralten hoch angesehenen Familie der Muralto. Ueber ein halbes Jahrtausend waren sie damals bereits erbangenessen im Lande. Im zehnten Jahrhundert taucht zuerst der Name auf, damals noch vom leichten Nebelstreif der Sage umzogen*). Es war ein Vivian, Graf von Clermont in Lothringen, der eine königliche Prinzessin entführt hatte und vor des Königs Rache flüchtend den Grafen Conrad von Mainz und die beiden Herzöge von Sachsen und Baiern veranlaßte, wider den König Ludwig von Frankreich zu Felde zu ziehen (938). Die beiden in Frankreich zurückgebliebenen Brüder Vivians, Landolf und Aurelius (Drelli), den Grimm des vom Bruder befehdeten Landesherrn fürchtend, entflohen mit dem hochbetagten Vater nach Bellinzona und ließen sich dann in Locarno nieder, wo sie sich große Besitzungen erwarben. Auch Vivian siedelte sich später an. Landolf baute eine starke Burg mit hohen Mauern. Als Kaiser Otto 961 in die lombardische Ebene hinabstieg, sich in Rom krönen zu lassen, da weilte er einen Monat lang in Landolf's Burg. Wenn dann die Edeln aus der Lombardie kamen — so berichtet uralte Familiennachricht — dem Kaiser zu huldigen, und sich erkundigten, wo der Sachsenherzog Hof halte, da wiesen die Ortsleute auf Landolf's Burg, deren hohe Mauern (muro alto) die andern Paläste überragten. Seitdem hießen die Nachkommen Landolf's von Muralto, die aber von Aurelius abstammten, erhielten den Namen de Drello, die Söhne Vivians aber, weil der Vater einst am Hofe zu Mainz geweilt, de Magoria.

Von jenen fernen Tagen an verschwindet kaum mehr die Kunde von der Familie, die mannigfaltige kaiserliche Gunst im Laufe der Zeit erhielt, aber auch mit manchem bedeutenden Namen solche Gunst rechtfertigte. Wir haben hier nicht eine fortlaufende Geschichte der Familie

*) Vergl. die Capitaneen oder Cattaneen von Locarno. Zürich 1855. S. 2.

zu schreiben. Sie hatte sich lebenskräftig durch alle Wandlungen wechselvollen Geschickes bis in die Tage der Reformation erhalten.

Die meisten Glieder der Muralto begrüßten mit freudiger Zustimmung den Anbruch der neuen Zeit. Einer der ersten Anhänger Beccarias war der berühmte Arzt Johann von Muralto. An jenem verhängnißvollen 15. Januar 1555 erklärten offen und frei alle Muralto bis auf einen Einzigen ihre Zustimmung zur Reformation. Des andern Tages hielt der päpstliche Nuntius Octav Riberta, Bischof von Terracina, mit zwei Predigermönchen, Doctoren der Theologie, ein Religionsgespräch, immer noch in der nun schon so oft getäuschten Verblendung, auf diesem Wege bequem die Reformirten wanfend und abtrünnig machen zu können. Der Nuntius meinte, wenn sie nur das Evangelium, die Episteln, den Glauben und das Vaterunser annähmen, so seien sie bereits überwunden. Kühn und schlagfertig erwiderte den redseligen Legaten des Dr. Johann Muralt gleichgesinntes Weib Barbara, auch eine geborne Muralto: „Leicht möchtet ihr uns überwinden, da ihr ganz allein redet.“ „So spricht“, forderte sie der Legat auf. Die Antwort war unzweideutig: „Unter der Gestalt des Guten führt ihr Abgötterei ein. Wenn ihr sagt, daß wir unsern Herrn mit Fleisch und Blut in der Hostie sollen anbeten, so legt ihr das Gift der Abgötterei in die Speise“*). Solche Rede dünkte dem päpstlichen Nuntius selber Gift, das ihm mit allen Mitteln zu vertilgen seine Kirche gestattete. Ein armer Schuster in Locarno war wegen ähnlicher freimüthiger Sprache in jenen Tagen in Locarno enthauptet worden; nur durch eine List entging Barbara der Gefangennahme, aber der Spruch war bereits über sie gefällt. Sie war durch eine verborgene Thüre des Hauses über den See ihren Häschern entwichen, ihr Haftbefehl lautete, daß sie wegen lästerlicher Rede, wo sie betroffen würde, durch den Nachrichten peinlich befragt werden solle.

So zogen denn am 3. März 1555 die meisten Glieder derer von Muralto freiwillig um ihres Glaubens willen in die Verbannung. Sie ließen hinter sich zurück ihre schöne, sonnige Heimath am Lago

*) Es existirt noch eine alte Zeichnung, die den Nuntius darstellt, auf seinem Thronessell sitzend und vor ihm in züchtigem Gewande drei Locarnerinnen, Katharina Rosalina, Barbara Muralto und Lucia Balora, auf den eifrig docirenden Bischof achtend, aber auf ihrem Schooß die aufgeschlagene Bibel haltend, bereit, die Angriffe abzuwehren.

Maggiore, die Burg der Väter, den uralten Heimstiz, der ihnen durch fünf Jahrhunderte werth geworden; sie brachten das große Opfer wie Tausend Andere in jenen heldenhaften großen Tagen, weil sie nichts wider die Wahrheit vermochten, und in ihrem Gewissen die heilige Kraft spürten, die für jede zeitlich und irdische Einbuße reichen Ersatz bietet und von dem Herrn die Zusage hat, die Welt überwinden zu können. Die da der Heimath Lebewohl sagten, konnten zunächst nur die Noth und Bitterkeit der Verbannung spüren und wie die Tage des Wohllebens nun für sie vorüber, aber ähnlich wie in späteren Jahren mit den flüchtenden Hugenotten die beste Arbeitskraft aus Frankreich wich und die Glaubensstreuen in die Fremde begleitete, so war auch für Locarno der harte Beschluß ein Schlag wider sich selbst. Die zurück blieben, wogen an Tüchtigkeit nicht auf die Verbannten und langsam, aber unaufhaltbar vollzog sich der Verfall des blühenden Städtchens. Gleiches Loos läßt sich in ein paar Fällen bei den römischen Gliedern einzelner Familien nachweisen, auch bei den Muralt's. Die sind allmählig dort zurückgekommen, nun völlig verschwunden, nur die Ruinen der alten Stammburg erinnern den Kundigen an die glanzvollen Tage des einst so hoch angesehenen Hauses; mit den reformirten Gliedern der Familie zog damals nordwärts, was von Tüchtigkeit und Lebenskraft in dem uralten Stamme noch vorhanden.

Die Verbannten begaben sich zunächst nach Roveredo, im Gebiete Graubündens. Dort duldete man die Armen wenigstens so lange, bis eine mildthätige Frühlingssonne ihnen den mühseligen Uebergang über die Alpen einigermaßen möglich gemacht haben würde. Rundschafter gingen unterdessen voraus, nach einem Orte zu suchen, der bereit wäre, den Heimathlosen eine Zuflucht zu gewähren. Die reformirten Cantone der Schweiz, zumal Zürich und Genf, waren in jenen Tagen die auserwählten Asyl, wohin die um ihres Glaubens willen Verfolgten aus der ganzen Welt Schutz suchend zusammenkamen. Wir können uns kaum mehr eine Vorstellung machen, welche Opfer die aller Mittel beraubten Verbannten beanspruchten, kaum aber auch, mit welchem freudigen Ernste die bedeutenden Mittel willig gewährt wurden, mit welch' heldenhafter Entfagung sich zu jeder auch niedrigsten Arbeit in der neuen Heimstätte, die sich bereit fanden, die daheim vielleicht im größten Wohlleben ihre Tage verbracht. Besonders viele Flüchtlinge aus England, die dem

blutigen Regiment der katholischen Maria enteilt waren, hatten Zuflucht in Zürich gesucht und gefunden. Trotzdem schlug man das Begehren der Locarner nicht ab, nachdem man sich vergewissert, daß sie mit den antitrinitarischen Bestrebungen so mancher ihrer italienischen Landsleute nichts gemein hatten, die damals schon anfangen, auch in Zürich das kirchliche Gemeinwesen in Aufregung zu bringen.

Am 12. Mai trafen 116 Locarner in Zürich ein, von dem edlen Bullinger mit offenen, treuen Armen in Empfang genommen. Die ernstesten Männer gefielen dem Züricher Reformator, dessen Schriften so mächtig dazu beigetragen, das Evangelium am Langensee auszubreiten. „Ehrenfesteste Leute sind es — so schreibt Bullinger an Calvin nach ihrem Eintreffen — die bei uns eingewandert sind, unsere Bürger sind ihnen hold und günstig.“ Die Muralte nahmen den thätigsten Antheil an der Bildung einer italienischen Gemeinde. Einer aus der Familie, Martin, daheim Doctor beider Rechte und wohlhabender Gutsbesitzer, war der Erste von vier Kirchenältesten, die sich die kleine Gemeinde zur Leitung ihrer Angelegenheiten gewählt. Am Liebsten hätten die Locarner ihren Beccaria zum Prediger erwählt; bescheiden lehnte er die Würde ab. Er wollte seinen Brüdern in Zürich bleiben, was er all die Jahre hindurch ihnen in der schönen Heimath gewesen, ihr Schulmeister. Martin Muralt reiste deshalb nach Basel, den dort eingetroffenen berühmten Sienesen Benardino Ochino zu bewegen, der Flüchtlinge italienischer Prediger zu werden. Auch Peter Martin Vermigli siedelte in jenen Tagen nach Zürich über; so lange er noch lebte, wagte Ochino nicht offen mit seinen im vertrauten Umgang mit Felio Sozzini erworbenen Ansichten hervorzutreten. Die machten sich erst nach einem Jahrzehnt in einer Weise geltend, daß Ochino auch Zürich verlassen mußte, wie er früher vor Calvin aus Genf gewichen. Mit seinem Scheiden verstummte die italienische Predigt für die eingewanderten Locarner und gingen diese italienischen Verbannten je länger je mehr in den Züricher Gemeinden auf. Die Stadt wurde ihnen Heimath, sie bot ihrem Erwerbsfleiß günstigen Boden, wie sie ihrerseits zumal durch Verpflanzung der Seidesabrikation zum Aufschwung der Stadt beitrugen.

Schon nach elf Jahren erhielt Johann von Muralt, der berühmte Arzt, als der Erste von allen Locarnern für sich und alle seine Nachkommen das Bürgerrecht der Stadt „wegen der treuen Dienste, die

er mit seinen beiden Söhnen in Sterbensläufen der Stadt (1564 wüthete die Pest in Zürich) bewiesen“. Einer dieser beiden Söhne war *Johann Franz*, mit *Katharina Drelli* verheirathet, einer Tochter der angesehenen Familie, die in ihren Ursprüngen auf jenen *Graf Aurelius* zurückweist. Sein Sohn *Johann*, mit *Elisabeth Thoma* verheirathet, hatte sich dem Handelsstande gewidmet, der Erste vielleicht, der aus der Familie den Beruf gewählt. Einer seiner Söhne, *Kaspar*, war Rathsherr in Zürich geworden. Aus seiner Ehe mit *Dorothea Wolf* war *Johann* entsprungen, Statthalter des Bürgermeisters von Zürich. Sein Sohn *Leonhard* lebte als Gerichtsherr auf Schloß Heidelberg, im Canton Thurgau; dessen Sohn nun wieder, wie der Vater *Leonhard* geheissen, hatte aus seiner Ehe mit *Ursula Scherl* aus Bischofszell, acht Kinder, sechs Söhne und zwei Töchter. Mit dem dritten Kinde aus dieser Ehe wollen sich die folgenden Blätter beschäftigen.

II.

Geburt und Kindheit.

Im Canton Thurgau, da wo sich in freundlicher, wohlbebauter Ebene die Sitter mit der Thur vereint, die dem Canton den Namen gibt und ihre Wasser dem Rhein zuführt, dort liegt an einen Waldberg gelehnt das Schloß Heidelberg. In früheren Zeiten ein Burgstod thurgauischer Edlen, war das Besizthum in den Appenzellerkriegen des 15. Jahrhunderts zerstört und blieb lange verwüstet liegen. *Leonhard von Mural* kaufte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts (1740) das Gut und ließ ein zweistöckiges Wohnhaus im modernen Styl auf-führen. Bis zur französischen Revolution hießen die Besizer des alt-adligen Gutes Gerichtsherrn, denn sie besaßen die Polizeigewalt, Zwing und Bann über Alle, die auf dem Gute angesiedelt waren. Als die Revolution auch diese Vorrechte getilgt, blieb doch noch aus alter Erinnerung eine Weile der Titel im Brauch, daß die Umwohner den

Besitzer des Schlosses „Junter Gerichtsherr“ nannten. Das hat nun freilich auch schon lange aufgehört.

Der gleichnamige Sohn erbte das väterliche Gut, das seitdem ununterbrochen im Besitze der Familie geblieben. Dieser Erbe war schon auf dem väterlichen Gute geboren. Als der Erste vielleicht in der Familie verleugnete sein Aeußeres den italienischen Ursprung. Das schwarze Haar, die schwarzen, funkelnden Augen der Vorfahren waren verschwunden, die germanische Mutter hatte ihrem Kinde blonde Locken, blaue Augen ins Leben mitgegeben. Aber es rollte noch italienisches Blut in den Adern und machte sich oft geltend. Der kräftige, hochgestaltete Gerichtsherr auf Schloß Heidelberg war gar heißen Temperamentes und auch noch in alten Tagen konnte südländische Zornesgluth in dem ehrenfesten, biedern Manne aufstodern. Es war gut, daß die an Wuchs zwar kleine, an Geduld und Hingebung aber große Lebensgefährtin es wohl verstand, durch Sanftmuth und mildes Wesen des Mannes heftigen und aufbrausenden Sinn zu mäßigen und manchen Sturm in seinen Wirkungen abzuschwächen. Leonhard hatte sich seine Frau aus dem nahgelegenen Städtchen Bischofszell geholt. Zu den angesehensten Häusern daselbst gehörte die Familie Scherl, deren liebliche Tochter Ursula die Auserkorne ward, die in 46jähriger ungetrübter Ehe mit dem Gerichtsherrn auf Heidelberg zusammenlebte. Acht Kinder erwuchsen diesem Bunde. Das dritte in der Reihenfolge war unser Johannes, der den 10. September 1780 das Licht der Welt erblickte.

Vater und Mutter haben diesem ihrem Sohne gar manches Erbe des Ursprungs ins Leben mitgegeben. Wir werden, wenn wir von der Wiege des kleinen Johannes aus den Blick schon weiter schweifen lassen in die Zeit seiner Vollreife, an den sinnigen Spruch Göthe's gemahnt. Auch unser Muralt hatte vom Vater die Statur, den kräftigen Körperbau, die blonden Haare, die blauen Augen und auch mancher Zug im Wesen erinnerte an des Vaters Gehaben und Führen. Er konnte in späteren Jahren kräftig dreinfahren, wenn es in ihm „kochte“. Bereits Pastor, muß er seinem aufbrausenden Gemüthe Zügel anlegen und ein paar Mal hat er in sein Tagebuch das Geständniß niedergelegt, daß das eine, das andere körperliche Leid seine Quelle habe in dem leicht zu Zorn und Aerger geneigten Wesen. Auch hier „vom Mütterchen die Frohnatur“. Der fröhliche, heitere Sinn begleitete ihn wie ein mütter-

licher Segen durch's Leben hindurch; blieben ihm auch Sturm und Wetter nicht aus, so drang doch bald wieder durch das Gemüth der Sonnenstrahl vertrauensvoller, lebensfroher Weltauffassung und der trübe Eindruck wich. Von der Lust freilich am Fabuliren ist hier auf den Sohn nur übergegangen, was an Vorrath bei der Mutter vorhanden gewesen sein mag. Die war keine Dichterin, aber liebte es zumal in Gellert'schen Liedern andachtsvoller Stimmung sich hinzugeben und weiter scheint auch die Lust bei dem Sohne nicht gereicht zu haben; eigene Schöpfungen sind uns wenigstens keine zu Gesicht gekommen.'

Mit inniger Liebe und Verehrung hing der Sohn an seinen Eltern. Der Vater blieb ihm Zeit Lebens Vorbild eines würdevollen, pflichttreuen, gewissenhaften Bürgers. Als er später als fahrender Student in Ehrenbreitstein einen deutschen Antmann im Streit sieht mit einem hochmüthigen Franzosen, die damals das schöne Rheinland inne hatten, als er den deutschen Beamten sieht trotzig wider den wälschen Eindringling, höflich aber mit den Bauern, furchtlos seine Rechte vertheidigend und großend, daß er seinen Dienst eingebüßt: da ruft ihm der biedere Beamte die Gestalt seines Vaters vor die Seele. Auch Fremden fällt die Ähnlichkeit zwischen Vater und Sohn auf. Nach einem Besuche auf Heidelberg schreibt ein Freund dem Pastor nach Petersburg: „Euer Vater ist Euer leibhaftiges Ebenbild und spricht mit einer Wärme und Herzlichkeit von Euch, daß es die größte Lust ist, ihn zu sehen“.

Die ersten Jahre verbrachte der muntere, frische Knabe in fröhlicher Ungebundenheit zusammen mit seinen Geschwistern auf dem elterlichen Schlosse. Gerne dachte noch in späteren Jahren der gereifte Mann an diese glücklichen Kinderjahre zurück. Die ersten Eindrücke ländlichen Aufenthaltes in der schönen Natur blieben ihm unvergeßlich. Das Wohnhaus liegt auf einem Hügel, umgeben von den schönsten Rebbergen; vor dem Hause breitet sich der Hof aus, zur Hälfte mit Kastanienbäumen besetzt, unter denen die spielenden Kinder in den heißen Sommertagen allzeit Schatten und Kühlung fanden. Hinter dem Hause lag ein schöner, großer Blumen- und Gemüsegarten, der Lieblingsaufenthalt der Mutter, von ihr selbst, noch als sie bereits siebzugigjährig war, mit der alten Magd allein in Ordnung gehalten. Die Aussicht von da ist prächtig. Wohlangebaut breitet sich die fruchtbare Landschaft vor dem Auge aus, durch die sich in vielen und malerischen Windungen die beiden Flüßchen in wildem

Laufe, gar oft im Frühjahr das ihnen zu enge werdende Bett ungestüm übersteigend, durchheilen. Kaum eine halbe Stunde entfernt liegt das freundliche Städtchen Bischofszell, in der Ferne schließen die schönen Höhenzüge der Appenzeller und Glarner Alpen den Horizont ab.

In der prächtigen Umgebung wuchsen die Kinder in ländlicher Einfachheit und Freiheit auf. Wenn sie des Morgens frühe sich vom Lager erhoben, war der erste Gang im Sommer und Winter hinunter in den Hof, sich im klaren Quellwasser des Brunnentrogs zu waschen. Dann stürmten die Hungrigen in die Wohnstube, das wohlgeschmalzte Habermuß mit Behagen zu verzehren. Kaffee war auf Heidelberg damals unbekannte Kost. In dem Hause herrschte noch ernster, christlicher Sinn. Die moderne Richtung, die damals auch in der Schweiz umging und die alte, feste Sitte zu untergraben begann, war noch nicht auf das ländliche Schloß gekommen. Zumal die Mutter war Hauspriesterin und Pflegerin der höchsten Güter. Bis an sein Ende bewahrte unser Johannes ihr dankbarstes Andenken. Ihr Bild hing über seinem Bette im Pastorat an der Mewa und er konnte ihr bezeugen, daß jeden Morgen neu sein Entzücken sei, wenn ihn beim Erwachen zuerst die holden Züge in weiter Ferne grüßten und er dann gedachte, mit „wie vielem Verdienst sie unter unzähligen Sorgen und Mühen ihre Kinder erzogen“. Sie sei ihm „Bild und Muster der Tugenden geworden, die aus der Religion unseres Heilandes hervorgegangen und die sie stets in ihrem Leben den Kindern zur Nachahmung und zu ihrem Glück ausgeübt und wodurch sie allen Bekannten so lieb und theuer geworden sei“.

Den ersten Schulunterricht empfing unser Johannes in der nahegelegenen evangelischen Dorfschule der Gemeinde Hohentannen, die damals noch unter der Gerichtsherrlichkeit des Besitzers von Heidelberg stand. Aber die Schule war bald durchlaufen, der mäßige Umkreis ihrer Kenntnisse erworben und der neunjährige Knabe mußte fortan täglich eine halbe Stunde bis nach Bischofszell wandern, wo er die reformirte Stadtschule bis zu seinem zwölften Jahre besuchte. Ueber den Stand der Schule und welchen Einfluß sie auf den Knaben ausgeübt, davon ist keine Kunde übrig geblieben. Wir können die Leistungen der kleineren schweizerischen Stadtschulen in jener Zeit nur gering anschlagen; die mächtige, pädagogische Bewegung, die in Deutschland und der Schweiz in umgestaltender Weise sich in den Jahren Bahn gebrochen, hatte ihre Ringe noch nicht

bis in solche vom Mittelpunkt entferntere Schulen gezogen, in denen noch eine geraume Weile die alte Methode umging. Dagegen war auf kirchlichem Gebiete manche Anregung in dem Heimathsstädtchen der Mutter geboten, die bedeutsam in das Leben des Knaben eingriff. Als Pfarrer wirkte unter den etwa 600 Reformirten Waser aus Zürich mit seinem gleichgesinnten Diakonen Laub. Das „Züricher Christenthum“, das diese Männer vertraten, galt in St. Gallen und der Ostschweiz als bedenkliche Neuerung und gar manches ängstliche Gemüth verschloß sich gegen eine Verkündigung des Christenthums, die den Glauben der Väter zu unterwühlen schien. Den meisten Leuten im Osten war die Ansicht, die in so glänzender, bestechender Weise Rousseau geäußert und auch von Bschöke bereits seinen schweizerischen Landsleuten angepriesen war, als ob man dem Kinde die Religion erst als letzten Gegenstand beim Abschluß des Unterrichts mitzutheilen habe, völlig unbegreiflich, geschweige denn, daß man die Meinung gebilligt, die ungerügt D. Demme in Zürich bereits geäußert, als ob die Kinder ganz ohne Religion erzogen werden sollten. Aber die gesunde, ungeschminkte Frömmigkeit Waser's gewann ihm Freunde und seinen Ansichten je länger je mehr Eingang. Das altväterische Arnhornsche Schulbüchlein wurde unter des Pfarrers Anregung aus Kirche und Schule entfernt; an seine Stelle trat das von dem Pfarrer herausgegebene, damals weit verbreitete „Waserbüchlein“, eine Sammlung von Kernsprüchen aus der heiligen Schrift, kleinen Gebeten und einer Anzahl Gellert'scher Lieder enthaltend. Statt der Lobwasser'schen Psalmen wurden fortan in der Kirche moderne Lieder gesungen, zumal von dem damals gefeiertsten Sänger Gellert. Allsonntäglich nahmen die Schüler am Gottesdienst Theil. Die uralte, bereits im 9. Jahrhundert erbaute Collegiatskirche des hlg. Pelagius diente den zwei Drittel Reformirten und einem Drittel Katholiken der Stadt gemeinsam. Der römische Meß- und Bilderdienst im Chor der Kirche übte keinen Reiz auf das fromme Gemüth des reformirten Knaben. Im Gegentheil unangenehm davon berührt, wandte er sich um so inniger und fester der ernsten, einfachen Weise seiner Kirche zu, um derentwillen einst die Väter in treuer Minne freudig Heimath und Besiß dahinten gelassen.

Wenn der Knabe der schlichten, warmen Predigt Waser's lauschte, da stieg mit immer stärkerer Lothung der Wunsch in ihm auf, nicht nur die Verkündigung des Wortes Gottes, das ihm daheim im Elternhaus

von früh an und hier in der Kirche theuer und werth geworden, zu hören, sondern einstmals selber Diener des Wortes werden zu dürfen*). Er offenbarte den innigen Wunsch den Eltern, die dem Knaben ihre Zustimmung gaben. Es war zum ersten Male, daß Einer aus der Familie den Beruf sich erwählet. Von einem Onkel wußte man zwar, daß er Theologie studirt, bei vielen Talenten und Kenntnissen habe er aber eine solche Abneigung gegen seinen Beruf gehabt, daß er einst in Uniform zur Prüfung gekommen, um nur relegirt zu werden. Von einem andern Gliede der Familie, einem Nachkommen jenes Martin, dessen Söhne sich in Bern angesiedelt, Beat Ludwig von Muralet erzählt Mörikofer**) als einem der eigenthümlichsten und geistreichsten, gediegensten und verehrungswürdigsten Schweizer, der um seiner tiefen und aufopferungsvollen Frömmigkeit willen mit seinem Jugendgenossen Friedrich von Wattenwyl Freund von Zinzendorf und auch von Haller gewesen. Aber dieser hatte den geistlichen Stand nicht erwählt.

Sobald der Entschluß von Johannes gefaßt war und die Eltern ihre Zustimmung gegeben, mußte an einen Wechsel der Schule gedacht werden. Die Schule in Bischofszell hatte keinen lateinischen Unterricht. Als eins der tüchtigsten Gymnasien in der Nähe galt damals Winterthur und da dort auch eine Schwester der Mutter lebte, die bereit war, den frischen, aufgeweckten Knaben bei sich aufzunehmen, so war die Entscheidung nicht schwer.

*) Einmal auch in seinem Leben war es ihm vergönnt, von der Kanzel herab zu predigen, zu deren Füßen der Knabe einst gesessen und wo zuerst die Liebe zum geistlichen Berufe ihm nahte. Es war bei seiner ersten Reise in die Heimath 1822.

**) Vergl. Mörikofer, d. Schweiz. Lit. d. 18. Jahrh. Leipzig 1861, S. 21.

III.

Der Schüler in Winterthur.

Fröhlichen Herzens trat der zwölfjährige Knabe seine Wanderschaft an, zum ersten Male das traute Elternhaus verlassend, zum ersten Male in die noch unbekannte Ferne ziehend. Fremd blieb sie ihm nicht lange. Die Tante war an einen angesehenen Kaufmann des Städtchens verheirathet und beide Gatten nahmen sich des muntern Neffen mit herzlicher Liebe an. Auch was die Landschaft betrifft, war das Einleben nicht schwer; ärmer war die umgebende Natur nicht, sie glich in vieler Beziehung der Gegend zu Hause. Im Vordergrunde schöne Weinberge, gut angebaute Getreidefelder, reichliches Wiesenland, in der Ferne auch die Höhenzüge der Alpen. Die Stadt selbst überragte in vieler Beziehung Bischofszell, für den ländlichen Jungen bis dahin die größte und schönste Stadt. Fünf Mal mehr Einwohner als Bischofszell barg auch damals schon Winterthur, das in freundlichem Thalgelände für eine der wohlgebauesten und reinlichsten Städte der Schweiz gilt.

Was die lateinische Schule betrifft, hatte der junge Gymnasiast es gut getroffen. Winterthur war damals ein Municipium der Stadt Zürich, mit großen Freiheiten ausgerüstet. Fortwährend herrschte edler Wettstreit fast auf allen Gebieten mit dem mächtigeren Zürich und um den Wettstreit auszuhalten zu können, mußte die kleinere Stadt der Nebenbuhlerin durch größere Regsamkeit, durch lebendigeren Eifer, durch rastlose Thätigkeit gleich zu kommen suchen. Auch auf dem Gebiet des Schulweßens. Während die Stadtschulen in Zürich in den alten gewohnten Gleisen dahingingen, unterließ die eifrige Municipalverwaltung in Winterthur nichts, ihre Schulen zu heben und sie den Forderungen der Zeit entsprechend auszugestalten. Es ging ein reges Leben von den Lehrern auf die tüchtigeren Schüler über. Zumal die Lehrer Hanhart und Hegner waren die Lieblinge ihrer Schüler und auch unseres Johannes, der ihnen bis an sein Lebensende dankbares Andenken bewahrte. Wie der Pfarrer in Bischofszell nicht nur die Lust des Predigthörens in dem frommen Knaben geweckt, sondern auch die weitere, selbst einst Prediger zu

werden, so floss nun die tüchtige Unterweisung und Erziehung dem lernbegierigen Gymnasiasten den Wunsch des Lehrens ein.

Auch an dem öffentlichen Leben nahm die Schuljugend in Winterthur, wenigstens einmal im Jahre, persönlichen lebhaften Antheil. Dieser Albanustag war lange voraus für alle Schüler ein Tag freudiger Erwartung und noch lange nachher erzählte man sich von der genossenen Lust. An dem Tage nämlich (am 21. Brachmonat) gab die Stadtregierung der Bürgerschaft öffentlich in der Kirche Rechenschaft von ihrer Jahresverwaltung, wobei der Präsident des Stadtraths die Rede halten mußte. Es war eine erhebende, den Bürger Sinn und die Vaterlandsliebe mächtig anregende Feier; nach der Ablegung der Rechenschaft ward der neue Schultheiß erwählt oder bestätigt. Die Frauen und Töchter schmückten ihre Männer und Brüder zum feierlichen Wahllact mit Blumensträußen, die ganze Stadt nahm an dem wichtigen Act Antheil. War die Wahl vollzogen, so wurde dem Neugewählten Schwert und Stadtbanner bis in die Wohnung vorgetragen. Voran dem Zuge schritt der Großwaibel in roth und weiß gestreiftem Mantel, einen dicken Heroldstab in der Hand. Hinter ihm drein die Schuljugend, ungeduldig auf den Augenblick harrend, wo auf gegebene Weisung hin Rappen (Pfennige) unter sie geworfen wurden, um deren glückliches Erhaschen in wilder Lust gerungen ward. Zu Mittag erhielt jeder Bürger aus dem Stadtkeller vier Maas guten Weines, sich mit seiner Familie einen frohen Tag zu machen, des Abends zog dann die Jugend, in burlesker Weise maskirt, durch die Straßen, lärmend und tobend, und die Alten hatten ihre Lust an solch' fröhlichem Mummenschanz der Knaben und gedachten der verschwundenen eigenen Kindheit an diesem Albanustag.

Fünf Jahre blieb Muralt auf dem Gymnasium in Winterthur. Er hat diese Zeit später als diejenige bezeichnet, die ihm eine der liebsten und andenkenswerthesten sei. Als er ein Vierteljahrhundert später wieder einmal den Ort besuchte, schrieb er: „Eine hinreißende Sympathie zieht mich an Winterthur, wo ich mit Schonung und Güte behandelt die schönsten Jahre meines Lebens zubrachte und von denen ich tiefe, wirkende Eindrücke für meine Bildung ins reife Alter hinübergewonnen, an den Ort, wo ich einst meine künftigen Tage in einer bestimmten, wohlthätigen Wirksamkeit verleben möchte“. Mit mancher Familie ist er von jenen Schultagen bis zuletzt befreundet geblieben, wie die Familie

Blum und Steiner und auch die Erinnerung an den ehrwürdigen Pfarrer Sulzer blieb ihm ungetrübt eine Liebe. Bei der schon erwähnten Schweizerreise 1822 predigte Muralt auch in Winterthur, dringend von allen Seiten dazu aufgefordert. Er selbst drückte sich in einer Kritik, wie er sie lobend oder tadelnd jeder seiner Predigten angedeihen ließ, also aus: „Mit Zuversicht, Gewandtheit, Eindringlichkeit und Kraft über die biblische Naturreligion gesprochen.“

IV.

Auf der Akademie in Zürich.

Mit siebenzehn Jahren hatte Johannes das Gymnasium zu Winterthur durchschritten und mußte zu seiner weiteren Ausbildung eine höhere Lehranstalt des Landes besuchen. Als solche galt die Akademie zu Zürich, die er 1797 bezog. Anfänglich fand er Kost und Wohnung bei dem Pfarrer Däniker, dann aber bei seinem früheren Lehrer von Bischofszell, Germann, der Provisor in Zürich geworden war und sein eigenes Haus bewohnte, den „Feuermörser“ im Reinwege. Germann wurde in späteren Jahren Alt-Provisor und Aufseher in der Züricher Blindenanstalt und bewahrte seinem Schüler und Student freundliches Andenken. Auch sein Töchterchen. Noch nach einem Vierteljahrhundert läßt sich Mennette bei dem Herrn Pfarrer in freundlicher Rückerinnerung an vergangene Tage entschuldigen, einst durch ihre frische Pocken und deren unangenehme Ausdünstung dem Studenten den Appetit verdorben zu haben.

Die Akademie zu Zürich war eine mit dem Chorherrnstift zum großen Münster verbundene Gelehrtenschule, nach ihrem Stifter Carl dem Großen Carolinum genannt. Sie war während des Mittelalters weit abgekommen von ihrer ursprünglichen Bestimmung. Felix Hammerlin, Sängerknecht des Stiftes im 15. Jahrhundert, sagt über die Chorherrn: „Ein Hufschmied kann wohl aus vielen alten Hufeisen ein brauchbares machen, aber ich kenne keinen Schmied, der aus allen diesen Chorherrn

nur einen tüchtigen zu machen im Stande wäre“*). Ein Jahrhundert später kam der Gefelle, der von den alten, unnützen Hufeisen die Schmiede säuberte und ein frisches Feuer auf der Esse anzündete. Zwingli war es, der den neuen Geist dem Stifte einhauchte und eine höhere Anstalt, vorzüglich zur Heranbildung von Geistlichen, ins Leben rief. Seitdem ist das Carolinum eine wirksame Pflanzstätte geistigen Lebens für die Schweiz geblieben. Es wechselten wohl im Laufe der Jahrhunderte Zeiten, in denen die Anstalt besonderer Blüthe sich erfreute, mit anderen, in denen deutlich ein Niedergang der Studien sich bemerkbar machte. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war eine solche Blüthezeit, die Zürich weithin auch in deutsche Lande hinein wie ein helles Licht leuchten ließ. Wir erinnern an Bodmer und Breitinger und in welch' begeisterter Weise ein Klopstock von seinem Aufenthalte in Zürich redet.

In den Jahren freilich, in denen Muralt die Hochschule bezog, hatte sich ein bedeutsamer Rückschritt geltend gemacht. Viele Umstände wirkten dabei mit. Der schwerwiegendste waren die politischen Verhältnisse des Landes, die grade in den Jahren 1797 bis 1800, während welcher Zeit unser Student sich in Zürich aufhielt, die trübsten und verhängnißvollsten waren. Die Schweiz rang um ihren Bestand, jeder einzelne Canton ward in besonderer Weise in den Kampf mit hineingezogen; im Innern wütheten die heftigsten Partheistreitigkeiten, nach Außen war das schöne Land der begehrte Preis, um den mächtige Nachbarstaaten kämpften, die ihre Heere auf Schweizerboden selbst den blutigen Streit austragen ließen.

Schon seit 1794 herrschte im Canton Zürich die revolutionäre Bewegung. Die Landgemeinde Stäfa hatte sich gegen das aristokratische Regiment im Großen Rath aufgelehnt und eine Erweiterung der Handels- und Gewerbefreiheit verlangt**). Vier Jahre wogte unentschieden der Kampf hin und her, der sich fast allen Cantonen mittheilte, weil ähnliche Klagepunkte überall vorhanden waren und die französische Revolution fast in ganz Europa die Lösung dieser von Alters her ererbten Mißstände forderte. 1798 kam es zum Ausbruch. Die Patriziate wurden gestürzt, die Unterthanlande zu gleichberechtigten Staatsgliedern erhoben. An die Stelle eines sehr losen Staatenbundes trat die helvetische Republik (1798 bis

*) Zwingli's Leben von Christoffel. Elberf. 1857. S. 95.

**) Vergl. Morin, Abriß d. polit. Gesch. d. Schweiz. Lpzg. 1858. S. 147 flg.

1802). An ihrer Spitze stand das Directorium, aus 5 aus der Nation gewählten Mitgliedern bestehend, ein Senat und der große Rath. Aber die Verfassung, weil sie zu wenig die Bedürfnisse des Landes berücksichtigte und nach französischem Muster dem andersgearteten Volke angepaßt und aufgenöthigt war, konnte auf Schweizerboden nicht Wurzel fassen. So viele Mißbräuche und Uebelstände auch durch die Verfassung entfernt waren, loderte der Partheikampf doch fort und hatten alle Theile das Bewußtsein, daß der gegenwärtige Zustand nur ein vorübergehender sein könne, zu neuer, endgültiger Entscheidung man sich rüsten müsse.

Während diese Verhältnisse im Innern den Gemüthern ein fortwährendes Gefühl der Unruhe und Unsicherheit einflößten, eine Schwüle erzeugten, wie sie einem Gewitter vorausgeht, dessen Ausgang man nicht kennt, war der Schweizerboden in derselben Zeit die ausgesuchte Wahlstätte, auf der die französischen und österreichisch-russischen Heere ihre blutigen Waffengänge machten. So lange der jugendliche *Bonaparte* mit seinen Regimentern im märchenhaften Lande der Pyramiden socht, schien das Kriegsglück von den Truppen der französischen Republik, die eben angefangen hatte, im Sturm laus ihrem Vaterland den Namen der großen Nation zu erwerben, gewichen zu sein. Die parthenopäische Republik sank zusammen, die cisalpinische ward von den Russen und Oesterreichern erobert. Nur in der Schweiz blieb das Glück den französischen Waffen hold. In der ersten Schlacht bei Zürich am 3. bis 6. Juni 1799 waren die Oesterreicher Sieger, aber der tapfere *Massena* konnte sich mit seinen Truppen am Vierwaldstättersee halten; drei Monate später aber, am 26. September, waren in einer zweiten Schlacht bei Zürich die Franzosen siegreich und hielten ihren Einzug in die durch die wiederholten Kriegsdrangsale schwer heimgesuchte Stadt.

Solche Vorgänge, die ihre aufregenden Wellen bis in die einsamste, verborgenste Studirstube dringen ließen, konnten den wissenschaftlichen Arbeiten eines jungen Schweizers, der den innigsten Antheil an dem Geschehe der Heimath nahm, wahrlich nicht günstig sein. Auf dem Schreibtische lag das ernste wissenschaftliche Werk, aber wer will es dem thatkräftigen Jünglinge verargen, wenn er von dem Tische weg nach dem Fenster des Dachstübchens eilt und von da mit gierigen Augen den Fortgang der tagelangen Schlacht verfolgt, bei deren Ausgang die Franzosen weichen, die russischen Truppen unter dem Oberbefehl von

Rorsakoff siegreich vordringen, wenn er dann hinuntereilt auf die Straße, die fremdartigen Truppen zu sehen und den Soldaten des Volkes nahe zu treten, unter dem er, ohne es zu ahnen, einst seine längste und glücklichste Lebenszeit verbringen werde? Viel Unbill, viel Elend trat in jenen Tagen vor sein menschenliebendes Gemüth und so lange die herben, unholden Eindrücke innerlich nicht verwunden waren, fehlte dem jugendlichen lebhaften Geist die Stille und Kraft, ohne welche die Studien nimmer gedeihen können. So lastete lange auf ihm wie ein schwerer Druck der Anblick der Kinderschaaren, die hilflos von dem heimatlichen Herde weggezogen, in jenen Jahren wiederholt auch durch Zürich kamen, um Schutz und Aufnahme flehend. Die Revolution von 1796, die furchtbaren französischen Brandschätzungen hatten, zumal in der Ostschweiz, eine so gewaltige Stockung des Handels und in Folge davon Erwerbslosigkeit erzeugt, daß geradezu Hungersnoth eintrat und ganze Hüge von hilflosen Kindern vom Land nach den Städten zogen, sich ein Unterkommen zu suchen. Ein Knabe aus ihrer Mitte, der mit vielen andern von Pestalozzi aufgenommen ward, der spätere Mitarbeiter von Muralt in Terten und Erzieher vom Prinzen Peter von Oldenburg, Johannes Ramsauer*), schätzt die Zahl dieser im Alter von 7—14 Jahren ausgewanderten Kinder auf 3500, von denen über die Hälfte nach Zürich und Bern sich wandten. Es gehörte zu den wenigen unvergessenen Eindrücken aus Zürich unseres Muralt, die Erinnerung an diese Mitleid weckende Kinderzüge.

Was das Carolinum in jener Zeit einem Studenten zumal der Theologie bieten konnte, war nur sehr bescheiden. Auch das kirchliche Leben stand in Zürich wie anderwärts unter einem Drucke, der dem auf politischem Gebiete nicht nachstand. Es hat sich ein alter Kalender vom Jahre 1800 erhalten, in den der junge Theologe täglich ein paar Notizen seiner Erlebnisse eintrug. Die Reihe dieser Notizen beginnt mit der bedeutsamen: „Die Tempel in Frankreich werden wieder geöffnet und freier Gottesdienst zugelassen.“ Der Einfluß Frankreichs war damals auf die Schweiz ein so mächtiger, daß der Geist, der im Nachbarland die Tempel geschlossen, der andere, neuaufkommende, der größere Duldung verhiess, seine Schatten auch herüber warf. Der Nationalismus

*) Ramsauer, kurze Skizze meines pädagog. Lebens. Oldenb. 1838. S. 4.

und auch in seiner vulgären Erscheinungsform war in die Stadt der Zwingli, Bullinger, Breitingen eingezogen und hatte das Regiment übernommen. Es herrschte im Carolinum die befremdliche Sitte, daß jeder neue Professor mit der Unterweisung in den philosophischen Fächern beginnen mußte und im Laufe der Jahre durch Vorrücken alle die anderen Fächer der Wissenschaft zu lehren hatte, bis er in den Hafen der alt- und dann neutestamentlichen Schriftauslegung eingelaufen war, auf welche beide Fächer sich die theologischen Vorlesungen beschränkt zu haben scheinen. Es ward dabei keine Rücksicht genommen, ob der betreffende Lehrer das gewaltige Gesamtgebiet beherrsche oder nicht, ob ihn seine besondere Gabe oder Neigung mehr zu philosophischen oder zu sprachlichen oder historischen Studien zog. Die nothwendige Folge davon war, daß sich der Lehrer kaum über den Umfang des Handbuchs beim Unterricht erhob, die Anstalt selbst mehr den Charakter einer Schule als einer Universität hatte.

Auf dem Gebiete, das sich Muralt für seinen Lebensberuf auswählet, fand er nur geringe Anregung in der Lehranstalt, und zu verwundern bleibt, daß die Lust nicht ganz erstickt wurde. Da wirkte noch der alte Professor der Metaphysik Kaspar Heß, nun schon seit fast vierzig Jahren auf dem Lehrstuhl, zuletzt auch mit Vorlesungen über Homiletik bedacht; da las Felix Rüscheler Exegese des neuen Testaments, in welchem Geiste, mag der Titel einer seiner Dissertationen andeuten: *de religione Christi nostris quoque temporibus tuta*. Seine Lehrgabe war so gering, daß die Studenten ungestraft in seinen Vorlesungen knabenhafte Pöffen trieben. Von gleicher Lehrgabe mit gleicher Wirkung wird der Professor der hebräischen Sprache Leonhard Usteri geschildert. Was die Professoren vermissen ließen, wurde es dem strebsamen Jüngling vielleicht durch das Vorbild tüchtiger Geistlichen ersetzt? Es war wenigstens ein solcher Kreis hervorragender Pfarrer in Zürich vorhanden und wir wissen, daß sie im Stande waren, bei jungen Studenten in jenen Tagen ein günstiges Gegengewicht zu bilden*). Der Kreis war zwar schon etwas gelichtet, besaß aber auch noch in der Studienzeit Muralt's achtungswerthe Vertreter.

Antistes war in jenen Jahren der ehrwürdige Heß, der auch

*) Vergl. Georg Geßner, ein Lebensbild von Finsler. Basel 1862. S. 12 flg.

durch seine weitverbreiteten Schriften vielen jungen Theologen in dunkler Zeit ein freundlicher evangelischer Leitstern durch die heilige Schrift gewesen, zumal aber in seinem persönlichen Umgang es meisterhaft verstand, die Jugend an sich zu fesseln, ihr Rathgeber und Freund zu sein*). An der Fraumünsterkirche stand damals Gefner, der spätere Nachfolger von Hef als Antistes, in gesegneter Wirksamkeit. Seine Kanzel war ihm freilich während jener Jahre von den Franzosen genommen, die die Kirche in ein Heumagazin verwandelt, aber im geräumigen Hörsaal des Collegium humanitatis hielt er Erbauungsstunden, die großen Anklang gefunden; sie sind im Drucke erschienen und gewähren somit einen Anhalt zur Beurtheilung dessen, was in praktischer Anregung dem angehenden Geistlichen geboten wurde**). Den bedeutendsten Namen aber hatte der Pfarrer an St. Peter, Lavater. Es ist zu bedauern, daß nicht mehr ermittelt werden kann, ob und wie nahe Muralt mit dieser genialen Persönlichkeit in Berührung gekommen ist. Ein geistiger Einfluß Lavaters, der es so wohl verstand, einen Jüngling für seinen köstlichen Beruf zu begeistern und nachhaltig zu erwärmen, läßt sich nicht aufspüren. Und doch war gerade in jenen so unruhigen, verhängnißvollen Tagen die furchtlose, kühne, männliche und ächt evangelische Wirksamkeit Lavaters auf der Kanzel eine so bedeutende, tiefeingreifende, daß man sich sagen muß, wie sehr ein solches ernste, rücksichtslose Manneswort das Herz eines schweizerischen Jünglings hätte fesseln müssen***). Gerade in das letzte Jahr des Züricher Aufenthaltes von Muralt fällt die tödtliche Verwundung des Pfarrers durch einen trunkenen französischen Musketier; Lavater war kurz vorher aus der Verbannung zurückgekehrt, wohin die tyrannische Directorialregierung den kühnen patriotischen Redner gewiesen.

Der für das Carolinum vorgeschriebene Studiengang verwies den Studenten nicht nur auf theologische Vorlesungen. Dem zweijährigen theologischen Cursus mußte ein einjähriger philologischer, diesem ein ebenso langer philosophischer Cursus vorausgehen. Namentlich in der

*) Vergl. Blicke auf das Leben des Antistes Hef von G. Gefner. Zürich 1829. S. 46 flg.

**) „Christliche Unterhaltungen und Gebete, zur sonntäglichen Erbauung aufgesetzt im Sommer 1798.“

***) Vergl. Bodemann, Joh. Casp. Lavater. Goth. 1856. S. 386 flg.

Philologie fand Muralt reiche Anregung durch den trefflichen Gottinger, dem er sich näher angeschlossen zu haben scheint und der die auf dem Gymnasium zu Winterthur empfangene Vorliebe für die Alterthumswissenschaft nährte und stärkte. Gottinger erklärte als Professor der griechischen Sprache und Philologie zwar auch das neue Testament, aber in nüchtern-gelehrter Weise es auslegend und seinen philologischen und sprachlichen Werth oder Unwerth hervorhebend. Der Theologe konnte aus diesen Vorträgen keinen Gewinn für seinen Beruf schöpfen, wie sehr es andererseits auch der Professor zumal im gewöhnlichen Umgang verstand, für seine Lieblingsgebiete altclassischer Philologie die Jugend anzuregen. Die Vorlesungen selbst sagten Muralt weniger zu. Seine tüchtige Vorbereitung auf dem Gymnasium hatte ihn auf eine höhere Stufe gehoben, als der Professor für seine Züricher Schüler voraussetzen durfte und so klagte wohl manchmal der eifrige Student, im Latein und Griechischen durch die Vorlesungen nicht bedeutend gefördert worden zu sein. Auch das Treiben der Studenten sprach ihn nicht an. Es sei so wenig geistlicher Sinn unter den Erziehern und Bildnern der Geistlichen gewesen; sich selbst überlassen, habe sich die Jugend völlig einem Geiste der Ungebundenheit hingegeben. Schon der Student trägt im Hinblick darauf die feine und zutreffende Bemerkung ein: diese Ungebundenheit sei nicht, wie viele entschuldigend meinten, Folge der Revolution, sondern vielmehr diese sei die nothwendige Folge der verkehrten Grundsätze in der Erziehung.

Drei Jahre, von 1797—1800, blieb Muralt in Zürich. Der eigentliche Kurs war mit Einschluß der philosophischen und philologischen Vorlesungen, wie wir gesehen, vier bis fünf Jahre, worauf dann noch der Besuch einer auswärtigen Universität zum Abschluß zu folgen pflegte. Aber die Drangsale der Zeit sowohl, als auch vielleicht der besondere Eifer des jungen Mannes ermöglichten es ihm, die vorgeschriebene Frist abzukürzen. Im Frühjahr 1800, am 22. April, bestand er zur Zufriedenheit seine Prüfung über die Propädeutika zur Theologie. Das von dem Professor der Logik Heinrich Hirzel darüber ausgestellte Zeugniß lautet:

„Im Namen des Kirchenraths zu Zürich wird hiermit bezeugt, daß Johannes von Muralt, nachdem er seine Studien durch alle Classen rühmlichst fortgesetzt, im Frühjahr 1800 zu vollkommener Zufriedenheit

seiner Lehrer die Propädeutika abgelegt habe, wobei ihm zur Fortsetzung und Vollendung seiner mit so vielem Eifer betriebenen wissenschaftlichen Laufbahn aller göttliche Segen und Gedeihen angewünscht wird."

Im 17. Jahrhundert hatten zwei Rathsherrn von Muralt aus den beiden in Zürich und Bern angesiedelten Zweigen der Familie eine Familien-Casse zur Unterstützung an bedürftige Glieder gestiftet. Ein besonderer Fond war darin für Studirende ausgesetzt. Am 5. April 1800 war Familienrath in Zürich gehalten, wobei auch über die fälligen Mittel dieser Casse verhandelt wurde. Unser Student erhielt das Stipendium für eine Studienreise nach Deutschland. Froh über den Besitz desselben, kehrte er mit dem Vater, der bei dem Familienrath zugegen gewesen, für 14 Tage nach dem Heidelberg zurück, um von der Mutter und den Seinigen vor seiner mehrjährigen Reise Abschied zu nehmen, kehrte dann nach Zürich zurück, um seine Prüfung zu bestehen und sich für seinen Aufenthalt auf einer deutschen Universität auszurüsten. Im Laufe des Sommers dann trat er seine Wanderung an.

V.

Auf der Universität in Halle.

Zu den von den Schweizern in jenen Jahren vorzugsweise besuchten deutschen Universitäten gehörten Göttingen und Halle. Muralt wählte Halle; am Michaelistage 1800 traf er in der Musenstadt an der Saale ein. Das alte und auch alterthümliche Städtchen rief ihm manche Erinnerung an die Heimath wach, auch die weitere Umgebung mit den fernen Höhenzügen des Harzes gewährte jugendlicher Phantasie Spielraum, annäherungsweise wenigstens gewohnte landschaftliche Bilder vor die Seele zu führen, so daß ihn das Heimweh nicht allzusehr quälte. Schwerer war ihm das Einleben in andere Verhältnisse. Der biedere Schweizer glaubte sich manchmal von Wirth und Bedienung geprellt und war dann verstimmt. Der etwas breitspurige Dialect des Alpensohnes stand fremdartig neben der fast schon norddeutschen, reinlichen

Aussprache seiner neuen Umgebung und zog eine Schranke, die das Vertrautwerden erschwerte. Wenigstens war dies mit ein Grund, warum die Schweizer enger zusammenhielten und näheren Umgang mit den Studiengenossen mieden, die oft lächelten, wenn sie die unverständliche Redeweise hörten. Dazu kam der rohe Ton, der damals unter den Studenten herrschte und zumal in Halle mit etwas liederlichem Sinne verquickt war, was unseren Muralt und seine Landsleute abstieß. Die konnten nun freilich auch fröhlich sein bis zur Ausgelassenheit, nur aber durfte sich bei Muralt in den heiteren Scherz und die frische Luft kein gemeiner Zug eindringen. Und gar mancher solcher Zug machte sich in jenen Tagen unter der Hallischen Studentenschaft breit. Die Tage wirkten noch nach, in denen draußen vor dem Städtchen der Theologe mit der eisernen Stirne, der freche Bahrdt († 1792), seine berühmte Schankwirtschaft hielt, trauriges Zeichen einer verkommenen Zeit! Das Wöllner'sche Edict war zwar schon erlassen und sollte auch in Halle die Luft reinigen, aber ein derartiger Erlaß kann nimmer wie ein wohlthuendes Gewitter wirken, das die Schwüle wegnimmt, viel eher wie heiße Julisonne, die auf dem Sumpf sengend ruht und die giftgefüllten Bläschen auf die Oberfläche zieht.

Muralt hielt sich von dem studentischen Treiben ferne. Er trat weder in eine Landsmannschaft noch in einen Orden ein, die beiden damals bestehenden verschiedenen studentischen Verbindungen*), die in thörichte Feindschaft wider einander standen und oft selbst auf dem Markte ihre Sträüße ausfochten. Dagegen hielten die Schweizer, die Studirens halber in Halle lebten, enge zusammen. Ohne eine studentische Verbindung auszumachen, bildeten sie ein festes Kränzchen, in dem außer dem Studenten Ewers aus Hannover und Eisenlohr aus Karlsruhe wohl kaum ein Deutscher Aufnahme gefunden. Die Seele und der anregende Mittelpunkt des Kränzchens war Muralt. Seine biedere Herzlichkeit, sein schalkhafter Humor, freundliche Mitgift der engeren Heimath, in der Schweiz als Thurgauer Humor wohlbekannt und wohlge-
litten, fesselte die Kameraden an ihn, daß sie willig ihm größeren Einfluß auf sich einräumten und sich zum Beispiel willig fügten, als er das Kartenspiel aus ihrer Mitte verbannte. Besonders eng schlossen sich an

*) Vergl. Lebenserinnerungen von Fr. v. Raumer. Epig. 1861. Bd. I, 24.

ihn an Escher, Gold, Millies, Nüsslin, Steuerwald und Ziegler, Kameraden zum Theil von der Schule her, Studiengenossen, an die ihn dann lebenslange Freundschaftsbände knüpften. Gemeinsame Spaziergänge wurden in die schöne Umgebung gemacht, Abends dann wieder, zumal in den Wintertagen, versammelte man sich auf der einen oder anderen Stube in wechselnder Reihenfolge. Bei wem sich die Freunde versammelten, dem lag die Pflicht ob, etwas aus der neuesten Literatur vorzulesen, woran sich dann zunächst ernstere Unterhaltung anreihete. Es war die schöne Zeit, in der unsere Literatur ihren Hochflug begonnen, und zumal den begeisterten Sinn einer edlen Jugend mit sich fortriß und in lichte Höhe emportrug. Auf den Aufzeichnungen jener Zeit über die Eindrücke, die unsere Meisterwerke bei ihrem Erscheinen auf strebsame Jünglinge machten, liegt ein fesselnder Reiz; thaufrisch noch ist das Urtheil, das vielleicht von höhersteigender Kritik aufgesogen und vernichtet wird, dabei aber doch den Werth kraftvoller Unmittelbarkeit bewahrt.

Der ernstern Unterhaltung folgte an den Abenden fröhliche Lust, die bis zur Losgelassenheit manchmal vorstürmte. Ein Kamerad des Kreises, Ziegler, später Altpfarrer am Spital in Zürich, hatte bereits sein weiches theologisches Studentenherz verschenkt und war förmlich verlobt. Die Liebessehnsucht nach der fernen Braut machte den Jüngling zum Dichter, den Dichter zum Componisten und an manchem fröhlichen Abend sang der Freund dem Kränzchen vor, was ihn die Minne zu seiner Braut sagen ließ. Für die feinen Unterschiede, die zumal deutsche Studentensprache für die verschiedenen Stadien des Rausches kennt, hatten bald auch die Ohren unserer Schweizer Verständniß gefunden und unser gewissenhafter Tagebuchschreiber trägt dann manchmal die Notiz ein, daß dieser oder jener Kamerad, vielleicht auch der Schreiber selbst, bei einem fröhlichen Gelage in muthigem Schritte bis zur „Spize“ vorgeedrungen sei, ja sogar in kühnem Laufe es bis zum „Rausche“ gebracht, gütiges Geschick aber und die Theilnahme der Freunde habe rechtzeitig noch der Trunkenheit vorgebeugt. Das Bier mundete unseren schweizerischen Musen söhnen nicht, auch der gebotene Wein stand ihnen hinter dem heimischen Gewächse zurück, dagegen sagte ihnen der Punsch wohl zu, damals noch ein gewohntes Getränk an der Universität. Die Commerzlieder der deutschen Studenten gefielen den sangeslustigen Schweizern gar sehr und ihnen gewährten sie freundlich Aufnahme in ihrem Kränzchen. Sie hatten

sich in einem Buch all' die schönen, unvergänglichen Weisen eingetragen, die damals noch wie ein Volkslied von Mund zu Mund gingen, höchstens als fliegendes Blatt erhascht werden konnten. Gar manches alte und liebe Studentenlied grüßt uns in dem handschriftlichen Liederbuche: es sind die Trink-, Liebes- und Burschenlieder, die von ewiger Jugend angehaucht aus langer Vergangenheit herübertönen und es Einem allzeit mit ihrer unzerstörbaren Jugendlust anthun. Bedeutsam fällt eins nur auf. Es fehlen noch ganz die Freiheits- und Vaterlandslieder, die nach den Befreiungskriegen und in den Lenzestagen der Burschenschaft wie Lärchensang in der Studentenwelt ertönten und seitdem in ihr nicht wieder verklungen sind.

Aus den bewahrten Aufzeichnungen ist nicht klar ersichtlich, was hauptsächlich den Schweizer veranlaßt haben mochte, seine theologischen Studien in Halle fortzusetzen. Ein Jahrzehnt früher hatte die theologische Fakultät den Höhepunkt ihres Besuches gehabt; der hatte aber, seitdem Semler gestorben, stetig abgenommen. Der Ruf einer Fakultät ist freilich nicht so rasch verwirkt und übt namentlich in der Ferne gewohnte Anziehungskraft noch eine Weile aus, nachdem die weg sind, von denen sie hauptsächlich ausgegangen. Freilich hatte auch nach dem Weggang von Semler die theologische Fakultät manche bedeutende Kraft und manchen hervorragenden Vertreter der damaligen Richtungen.

Die Glanzperiode von Nössel, „dem nützlichsten Professor in Halle“ nach Garves Urtheil*), war nun freilich schon vorüber. Der fast siebenzigjährige Mann hatte noch nicht völlig die ungerechten Kränkungen überwunden, die ihm durch die Wöllner'sche Wirthschaft geworden; dazu kam, daß der alte Herr trotz seiner noch immer bedeutenden Gelehrsamkeit bei den Studenten nicht mehr den Anklang fand, den er in seinen Mannesjahren besessen. Muralt hörte viele Collegien bei ihm und mit großem Gewinn, wenn er sich auch nicht völlig dem Einfluß dieser gediegenen Persönlichkeit hingeben konnte und wollte. Auch persönlich trat er dem Professor nahe, der den biedern Schweizer lieb gewonnen und ihm manche Erlebnisse aus seiner Studienzeit mittheilte, die Muralt an eigene Eindrücke erinnerte. Er hörte bei ihm Hermeneutik, mit großem Genuß auch seine kirchenhistorischen Vorträge. Es lassen sich manche Züge im späteren Leben unseres Muralt nachweisen, die zeigen, daß diese Professorengestalt

*) Vgl. Frank, Gesch. d. prot. Theol. Leipz. 1875. III, S. 101.

nicht spurlos an ihm vorübergezogen. Es ist der fromme Sinn, die Besonnenheit im Handeln, die Festigkeit und Unerforschbarkeit der Ueberzeugung, die wir bei Beiden in hohem Grade antreffen.

Neben Mösselt nahm in der theologischen Fakultät Niemeyer einen hervorragenden Platz ein. Während Ersteren die Bescheidenheit seines Wesens nicht zu der Entfaltung nach Außen gelangen ließen, zu der seine tüchtige Gelehrsamkeit ihn berechtigt haben würde, trat dem jungen Studenten in dem hoch angesehenen Professor, der bald schon Kanzler und Rector perpetuus der Universität ward, die glanzvolle Persönlichkeit eines Mannes entgegen, der auf verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten wie im Sturmeslauf sich einen Namen erworben und in vielleicht noch höherem Grade seine praktische Befähigung in der Verwaltung mannichfaltiger Aemter an den Tag gelegt. Für Alles hatte der würdevolle Mann Zeit und Interesse*) und wie selten Einer das Zeug glänzend seines Berufes Würden und Bürden zu tragen. Die Zeit war nicht spurlos an der Theologie des ernstesten Mannes vorübergezogen und es würde nicht schwer fallen, die Schwächen aufzudecken, an denen auch er gelitten. Bedeutsamer ist aber, immer und immer wieder darauf hinzuweisen, wie bei vielen Theologen jener Zeit und nun auch bei Niemeyer in hohem Grade, größere und innigere christliche Ueberzeugung vorhanden, als sich in der ungelenkten Sprache der wissenschaftlichen Redeweise ausdrückt. Der Zeitgeist hatte bei den edleren Gestalten nur erst noch an der Form seinen Einfluß ausgeübt, war noch nicht in folgerichtigem Fortschritt umgestaltend in die Tiefe des Seelenlebens vorgedrungen. Viele von diesen Männern sind frömmere und auch christlicher als nach den Lehrsätzen, die sie aufstellen, zu vermuthen. Darum darf auch der gute Einfluß, den sie auf ihre Jünger ausübten, nicht nach der Wirkung gemessen werden, die heute ihre Schriften bei uns hinterlassen, nach dem Werthe, der ihren theologischen Leistungen zukommt.

Außer diesen beiden Männern besuchte Muralet noch die Vorlesungen von den Professoren Vater und Knapp. So karg auch die Mittheilungen sind, die uns Muralet in seinen Tagebuchnotizen von dem Einfluß gibt, den diese Lehrer auf ihn ausgeübt, so können wir doch aus dem späteren Leben erkennen, wie empfänglich sein Gemüth für die

*) Vergl. Schmid, Encyclopädie. Göttingen 1866. Bd. V, 221.

Eindrücke gewesen und wie stark der Schattenriß dieser Richtung auf dem Grund seiner Seele haften geblieben: ein frommer Sinn, der in Liebe und Verehrung zu Jesu dem Nazarener aufblickt als dem vollendeten Vorbilde der Tugend, der bei aller nüchternen Verständigkeit der Begriffe es sich von Herzen angelegen sein läßt, Religionslehrer zu sein und in ernstester Pflichterfüllung der Humanität im edleren Sinne zu dienen.

Diese Richtung erhielt eine Weile Halt und Stütze durch die kantische Philosophie, die in Halle damals noch unangefochten herrschte und der sich auch unser Student mit ernstem Bemühen ergab. Der vorkantischen Zeit gehörte nur noch Eberhard an, der Popularphilosoph der Aufklärung, damals ein lebenswürdiger Greis, bei dem Muralt Geschichte der Philosophie hörte. Maass, Tieftrunk und Jacob dagegen hatten sich einen bedeutenden Namen als Vertreter der kantischen Philosophie erworben, die sie erst nach dem Abgang von Muralt nun auch in Halle zu verfechten hatten, als Steffens dort anfang, die eben wie ein glänzendes Licht auftauchende Schelling'sche Weltanschauung zu verkünden*). Namentlich von den Vorlesungen von Maass und Tieftrunk war Muralt ein aufmerksamer Schüler; bei ihnen hörte er Logik, Metaphysik, empirische Psychologie und Vernunftkritik und es ist uns nicht bekannt geworden, daß spätere selbständige Studien über den rasch sich entwickelnden Fortgang in der Philosophie durch Fichte, Schelling, Hegel den Erwerb wesentlich geändert, den er von diesen Kantianern erhalten.

Die Theologie war es nicht, die in erster Linie unseren Schweizer nach der Saale gelockt; die Philologie vielmehr hatte den Ausschlag gegeben, die großartige Persönlichkeit von Friedrich August Wolf, der in jenen Jahren auf der Mittagshöhe seiner Kraft und seines Ruhmes stand und auf den ihn in Zürich bereits Hottinger aufmerksam gemacht.

Auch Muralt spürte bald den mächtigen Einfluß des Mannes, dessen sich keine hochstrebende Jünglingsgestalt, der mit ihm in geistige Berührung trat, erwehren konnte. Das eigenste und tiefste Leben jener Zeit strebte in dunklem Drange nach Humanität; auch die Theologie ließ sich von dem allgemeinen Ströme aus der ihr zugewiesenen Bahn nach

*) Steffens, was ich erlebte. Breslau 1842. Bd. V, 135 flg.

dem Ziele hinziehen, das die Gegenwart in ihrer Weise zu erjagen strebte und fühlte, dem Zuge folgend, weniger die Einbuße, die sie an ihrem Wesen litt, die Opfer, die sie leisten mußte, um gleichen Schritt mit der ganzen Entwicklung zu halten. Wolf gehört zu den geweihten, fast möchte man sagen Priestergestalten, denen es verliehen, mit congenialer Kraft auf ihrem besonderen Gebiete herauszustellen, was die Zeit als ihr Ideal erstrebte. Er zeigte in der Alterthumswissenschaft die Griechen als das begnadete Volk, dem einmal es vergönnt war, im Leben darzustellen, was die Sehnsucht der Zeit fast liebeglühend begehrte. In idealer Höhe stieg das griechische Leben auf seinen mannichfaltigen Gebieten vor den erstaunten Blicken der Zeitgenossen auf wie eine holde Braut; der Eindruck war noch so neu, frisch, lebenswarm, daß man sich dem Genuß der Betrachtung in fast schwelgerischer Freude hingab, weder Zeit noch Lust hegte, mit scharfem, kritischem Auge den Fund zu sichten. Die Größten der Zeit standen zu Wolf, die Götthe und Schiller, die Humboldt grüßten ihn als der Ihren Einen. Sie schauten mit inniger Befriedigung und Zustimmung auf das Thun des Mannes, der in hoherherziger Begeisterung so entschieden wie kein anderer vor ihm das Gesamtleben der Griechen erforschte, was er da erforscht, nicht Mittel fein ließ, Schrift- und Bildwerke der Alten zu erklären, es vielmehr als des Forschens Zweck hinstellte, seiner Zeit das vollgefättigte Bild einer Humanität zu zeigen, wie sie von ihm erstrebt wurde.

Götthe sagt von Wolf, daß er seine köstlichsten Worte an den Wänden des Hörsaals verhallen ließ. Sie verhallten nicht. Hierig wurden sie von den Hunderten aufgefangen, die zu den Füßen des Meisters den Worten lauschten. Es dürften wenige Professoren gegeben haben, die einen mächtigeren, umgestaltenderen Einfluß auf eine Studentenschaft ausgeübt, wie Wolf. Voll und warm hat sich Muralt diesem Einflusse hingeeben. Die bewahrten Aufzeichnungen legen Zeugniß ab, wie die Jünglinge an dem Munde des Meisters hingen; gar manche fesselnde Anekdote hat der Student in sein Tagebuch eingetragen. Er bewunderte an dem geistvollen, witzigen Manne die große Kunst, in freier Rede klar und verständig die schwierigsten Gegenstände abhandeln zu können, aus aller Rede das Leben, die Wärme herauszufühlen, die den Redner befeelte. Es war in Wolf eine aristophanische Ader, die gar oft in den Vorlesungen zu Tage trat und dann schonungslos die Blößen auf-

deckte, die der eine oder andere Gelehrte sich gegeben. Auch die nächsten Kollegen wurden nicht glimpflicher behandelt und gar manches Mal brach die heitere, jugendliche Zuhörerschaft in helles Lachen aus, wenn der Professor die Schale seines beißenden Witzes über eine Persönlichkeit ausgegossen, die vielleicht im Nebenzimmer lehrte. So erwähnte er einst verschiedene Ausgaben des Homer und fügte zum Schlusse hinzu: ich habe vergessen anzuzeigen, daß Herr Dr. Niemeyer den Homer auch noch herausgegeben hat, mit lateinischen Noten bespritzt. Ueber das Vericon eines Kollegen äußerte er: ein armer Tröster, hinten mit einer analytischen Felsbrücke. Besonders übel kommen bei fast jeder Gelegenheit Ernesti und Heyne weg. Freilich war in jenen Jahren schon die ärgerliche Geschichte vorgefallen, daß Heyne in einer Besprechung der berühmten Wolf'schen Prolegomena die Meinung aufzubringen sucht, als ob der epochemachende Ideengang der Schrift ihm entwendet worden sei *). Solchen Umtrieben gegenüber kannte Wolf keine Schonung, auch nicht den Studenten gegenüber. Heyne's Ausgabe des Virgil sei reine Compilation. Boß habe sich einmal einen Spaß machen wollen und einen Preis von 50 Dukaten für eine einzige Anmerkung im Virgil ausgesetzt, die unmittelbar von Heyne herrühre und richtig sei. Und nun habe der eitle Narr auch noch den Titel eines Justizraths angenommen.

All' diese beißenden Bemerkungen, scharfen Witz, das fühlte denn doch die Jugend, waren bei Wolf ähnlich wie bei Aristophanes nicht Lebensäußerungen einer Lust, die an den Witz selbst ihr kleinliches, hämisches Genüge findet, sondern nur geistvolle, witzige Beigaben eines Gemüthes, das mit Ernst und rastlosem Eifer ein hohes Ziel verfolgt und auf diese Weise Hindernisse, die sich in den Weg zu legen scheinen, beseitigt, leicht und genial wegräumt. Er gab seinen Schülern mehr und in lebenslanger Dankbarkeit haben die Heindorf, Bekker und Böckh gezeigt und bewährt, was sie diesem Meister schuldeten.

Eine besondere Vorliebe hegte Wolf für die Schweizer und hingen auch diese wieder mit hingebender Zuneigung an ihm. Das biedere Wesen dieser jungen Männer, die herzige Treue, die schlichte Offenheit sagten ihm zu und andererseits hatten die Schweizer an der Tüchtigkeit, der schmucklosen, freien, witzigen Weise des Mannes verständnißvolles

*) Vergl. Rüste, Leben u. Stud. F. A. Wolf's. Offen 1883. Bd. I, 301 flg.

Behagen. Auch Muralt trat dem hochverehrten Manne persönlich nahe. Er hat wohl kein Colleg von ihm versäumt; an manchem Tage ward es ihm vergönnt, mit dem Lehrer weitere Ausflüge in der Umgebung des Städtchens zu machen, manchen Abend bis in die tiefe Nacht hinein hat er bei ihm gepunscht (ein paar Mal sogar in einem Grade, daß Lehrer und Schüler einen „Hieb“ hatten) und lange dann noch von den geistreichen und anregenden Eindrücken gezehrt, die er da im Wechselgespräch oder in größerer Gesellschaft empfangen. Unmittelbar nahe wurde in diesen Gesellschaften unser junger Schweizer der geistigen Bewegung gerückt. Es war in dem Hause lebhafter Verkehr mit Jena, Leipzig, Weimar und mancher Durchreisende hatte dann zu erzählen von Göthe und Schiller, von all' der wunderbaren Bewegung, die auf literarischem Gebiet damals die hervorragenden Geister in Spannung erhielt.

Es würde zu weit führen, wollten wir unserem Student in seine eingehende Lectüre folgen, die ihn während seines Aufenthaltes in Halle fesselte. Es sind die neueren Erscheinungen auf dem theologischen Gebiete, die durchgearbeitet wurden, mehr aber noch die philologischen und pädagogischen, die ihn beschäftigten. Das Zurückweichen der Theologie, ohne ihr untreu zu werden, das stärkere Hervortreten der Lust an der Erziehung ist leicht zu erklären. Abgesehen von der großen Neigung und Begabung für das Fach der Erziehung, das sich frühe bei Muralt gezeigt, abgesehen von der bedeutenderen Anregung, die der Jüngling Jahre lang nun schon auf philologischem Gebiete erhalten, hatte in der dürftigen, flachen Aufklärungsperiode die Theologie selber die Schwenkung gemacht, daß sie ihre heimischen Sitze verließ und ihre besondere Aufgabe mit einer Art Lehnverhältniß zu der tonangebenden Richtung vertauschte. Der lebenswürdige Maria Sohn ward als der mustergültige Lehrer und Menschenbildner nach den Anforderungen der Zeit gepriesen, selbstverständlich blieb für die, die seine Jünger werden wollten, keine andere Aufgabe, als nutzbringende Religionslehrer, als aufgeklärte Menschenbildner zu werden. In praktischer Beziehung war die Theologie eine pädagogische Disciplin und wurde als solche warm und innig von denen angesehen, die sich zur Pädagogik hingezogen fühlten.

Auf dem Gebiet der Erziehungskunst entfaltete sich in jenen Jahren reiches und fesselndes Leben. Es war ein wichtiger Wendepunkt eingetreten und begegneten sich hier die verschiedenartigsten Interessen. Was

Jahrhunderte hindurch in unbestrittenem Ansehen gestanden, war in den Tagen der Revolution in Frage gestellt und schwankte unsicher hin und her; die Erziehung war einer der ersten Sammelpunkte, an dem die mannichfaltigsten Richtungen sich begegneten. Rousseau hatte fast zuerst die Lösung ausgegeben und von den fernsten Punkten halte Antwort zurück. Wir dürfen uns deßhalb nicht wundern, wenn nun auch bei dem geistig frisch und aufgeweckten, den Bedürfnissen der Zeit nüchtern entgegenkommenden Muralt das Interesse für Erziehung in den Vordergrund trat und seine Liebe für den geistlichen Beruf in sich aufnahm.

Drei Semester hielt sich Muralt in Halle auf; auch während der kürzeren und längeren Ferien kehrte er nicht bei den damaligen noch so beschwerlichen Reisegelegenheiten heim, benutzte aber die freie Zeit zu Ausflügen in die nähere oder fernere Umgebung der Musenstadt. Oftmals ging er mit seinen Kameraden nach Lauchstädt, in dem dortigen Theater sich einen Kunstgenuß zu verschaffen, den landesväterliche Fürsorge für Halle den Musensohnen unmöglich gemacht, um sie nicht von ihren Studien abzuziehen, in denen sie nun freilich um so mehr beeinträchtigt worden, da der Genuß der verbotenen Frucht für mehr wie einen Tag von der Arbeit fern hielt. Selbst bis Leipzig wurde marschirt, wenn es rechtzeitig bekannt ward, daß ein Schiller'sches oder Göthe'sches Stück mit guter Besetzung zur Aufführung komme. Zu einem anderen Ausfluge verlockte unseren Studenten seine Liebe zur Pädagogik. Mit seinen Freunden Escher und Ziegler machte er sich in den Osterferien 1801 zu Fuß auf nach Worlitz und Dessau. Vor einem Vierteljahrhundert war die Stadt und das in ihr von Basedow errichtete Philanthropium vielbesuchte Wallfahrtsstätte der Leute, die an diesem pädagogischen Jungbrunnen die Umwandlung und Neugestaltung der Jugend sehen wollten. Man hatte damals so fest geglaubt, nun endlich die Panacee gefunden zu haben, aber nach so kurzer Frist schon, nachdem Salzmann die besseren Gedanken und Elemente in sein Schnepfenthal hinübergerettet, war auch dieser Bau zerfallen, alle die großen Hoffnungen, die an ihn geknüpft, zu nichts geworden, Muralt bekam nicht einmal die Trümmer zu sehen.

Rasch war unserem Student die Zeit seines Aufenthaltes in der anregenden Musenstadt verstrichen. Ursprünglich war nur ein halbes Jahr für Halle in Aussicht genommen; er war froh, die Erlaubniß

für 18 Monate zu erhalten. Ein paar Ausichten, ein passendes Unterkommen zu finden, hatten sich gezeigt, waren aber nähertretend zergangen. Zu Pestalozzi nach Burgdorf war eine Aufforderung eingetroffen, eine andere, in Paris eine Erzieherstelle anzunehmen. Nun aber ward es ihm möglich, seine Studien in selbständiger Weise durch einen längeren Aufenthalt in Paris abzuschließen. Mit Ostern 1802 brach er von Halle auf. Wie heutzutage ein Student beim Abschied sein Album reich angefüllt haben mag mit Lichtbildern, die ihm die Züge der Lehrer, der Kameraden und der trauten Plätze der Mäusenstadt in der kommenden Zeit des Philisteriums vergegenwärtigen sollen, so hatte auch unser Mäusensohn, wie es damalige Sitte war, sein Stammbuch stark anfüllen lassen mit Lebenssprüchen der Professoren und Freunde. Es sind Licht- und Schattenbilder anderer Art, deren eigenthümliche, halb vergilbten Züge zu betrachten, wohl eine Weile zu fesseln vermag. Niemand entging seinem Geschick, die Knaben und die Mädchen, die Gelehrten und die Ungelehrten, die Weltcheuen und die Lebenslustigen, sie alle mußten ihren Griffel über den Papierstreifen gleiten lassen und wenn auch nur in zwei Zeilen ihren Gefühlen Ausdruck leihen. Wolf gab dem befreundeten Schüler den Euripidäischen Spruch mit: *Μορσων και χαριτων ηδιωτη ζουγρια*. Redseliger ist Noesselt's freundliche Mahnung; in seinem Hause hatte der Student gewohnt, ein väterlicher Rath war demnach gestattet: Stets sei dein Ruhm Gott werth zu sein, was er gebeut zu üben, dein höchstes Gut dich sein zu freu'n, von Herzen ihn zu lieben, dein Trost auf seinen Schutz zu trau'n und deine Hoffnung ihn zu schau'n.

Am 19. April 1802 erhielt Muralt seine Abgangszeugnisse von Halle. Professor Water stellt ihm das Zeugniß des Fleißes, der Urtheilskraft, der beständigen Liebe zur Wissenschaft und zur angestammten Biederkeit sowohl in Vorlesungen als in den öffentlichen Disputationsübungen und im Privatverkehr aus. Noesselt lobt seine eines Theologie Studirenden würdige Lebensweise. Wolf dagegen bezeugt: er habe mit seinem theologischen Studium die griechische und römische Literatur sorgfältig verbunden, auch mehrere seiner Vorlesungen mit dem rühmlichsten Fleiße besucht, überhaupt aber sich die Achtung aller, die ihn kennen lernten, erworben.

VI.

Reise über Göttingen nach Paris.

Grade zwei Jahre, nachdem Muralt in Zürich seine Prüfung wohl bestanden, den 22. April 1802, nimmt er von der Musenstadt an der Saale, die ihm je länger je mehr lieb geworden, Abschied und wandert mit den Freunden hinaus, zunächst durch den Harz nach Göttingen. Bis Wernigerode schloß sich ihnen Wolf an, der Professor zu Pferde, die Musen söhne, die Taschen um die Schultern und leichten, fröhlichen Schrittes zu Fuß, oft weit hinterdrein, doch so, daß man des Abends im Nachtquartier wieder zusammentraf. Die Tagmärsche waren auch für die jungen Leute stark zugemessen und recht ermüdet erreichten sie die Herberge; aber kaum hatten sie sich um den Wirthstisch mit seinen begehrten Speisen gesetzt, so hatte dann auch der allzeit frische und witzige Professor wie mit einer Wunschelruth alle Schläfrigkeit verschucht und bis tief in die Nacht hinein blieb die fröhliche Gesellschaft zusammen. Die Kosten der Unterhaltung trug fast allein Wolf und zwar sehr willig und freigebig. Fühlte er sich in frischer, jugendlicher Gesellschaft behaglich angeregt, dann sprudelte unerschöpflich sein Rede-
strom dahin, zumeist Anekdoten aus der Gelehrtenwelt, bei denen er seine Collegen wahrlich nicht schonte. Wolf war mit Göthe, Humboldt, Wieland vertraut, ihm war manches Abenteuer ihres Lebens wohlbezeugt bekannt, mit Behagen tischte er den lauschenden Studenten die ausgelassensten Stückchen aus der tollen Weimarer Zeit auf; dann bekamen fast regelmäßig zumal die Göttinger Professoren gar manchen scharfen Hieb, dazwischen dann wieder Behauptungen, wie die, daß die deutsche Sprache nur noch höchstens 150 Jahre in dem gegenwärtigen Kleid bleibe, die jetzt geschriebenen Bücher, die ganze eben sich entfaltende Blüthe unserer Literatur somit auch nur eine so kurze Dauer haben werde, oder Geständnisse wie die, welch' anhaltendes Studium die Ausarbeitung seiner Collegien beanspruche; oft habe er eine Vorlesung müssen ausfallen lassen, weil sein Vorrath erschöpft gewesen; für eine Stunde habe er manchmal anderthalb Tage gearbeitet.

Am dritten Tage trennen sich die Wege, Wolf reitet nach Wernigerode, unsere Studenten gehen vom letzten gemeinsamen Nachtquartier, Blankenburg, nach Elbingerode. Schon tritt Erschöpfung bei den Fußwanderern ein; statt die nahegelegene Baumannshöhle zu besuchen, lagern sich unsere Musensohne lieber in das frische Gras und abwesend ist doch Wolf wieder Mittelpunkt des Geplauders; jeder weiß eine neue fesselnde Anekdote von ihm aufzutischen; es ist gewaltig, wie dieser Mann die Jugend an sich gezogen. Ueber Andreasberg und Harzberg, wo der Harz verlassen wird, treffen unsere jungen Leute am Abend des fünften Tages in Göttingen ein, der nordischen Musenstadt, der ein mehrtägiger Besuch zugebracht war.

Mit Wolf'scher Brille betrachteten unsere Studenten die Göttinger Verhältnisse; was ihnen zunächst in die Augen fiel, bestätigte, was der scharfe Humor ihres Professors ihnen vorausgesagt. Es herrschte ein gar feiner, vornehmer Ton unter Professoren und Studenten, ein Ceremoniell, das deutscher Studentenschaft nicht ansteht und das jugendlicher Uebermuth doch wieder durchbricht, dann aber, um so leicht in das Gegentheil umzuschlagen. Es würde keinem Studenten eingefallen sein, in Koller und Kanone den Professor und zwar zu jeder Tageszeit zu besuchen, wie es in Halle vorgekommen, nur Sonntags von 11—12 Uhr gewährte der Professor Audienz und der Student erschien dazu in seidenen Strümpfen. Dagegen fiel unseren Reisenden am Wirthstisch die Ungenirtheit zweier Göttinger Studenten auf, „die an der Tafel saßen mit kurzen Westen und weiten hochaufgeschnittenen Beinkleidern, auch über die Straße gingen, die Hände in den Hosentaschen, ohne sich zu schämen.“ Wolf hatte oft die Eitelkeit der Göttinger Professoren und Studenten gebrandmarkt. Man führt diesen Ton in jener Zeit darauf zurück, daß unter Pütter die beiden Söhne des Herzogs von Gotha in Göttingen studirt, später drei königliche Prinzen mit förmlicher Hofhaltung und in ihrer Begleitung, später Nachfolge eine Reihe von fürstlichen Personen, die auf die ganze Haltung der Universität nicht ohne Einfluß geblieben. Dem Freiherrn von Münchhausen war es geglückt, von Gründung der Universität an, ihr eine Reihe hervorragendster Gelehrten zu gewinnen, deren Weltruhm zum Theil der jugendlichen Musenstadt Zuhörer aus allen Gegenden Europa's, zumal aus England, zuführten.

Es war in jener Zeit Sitte, daß ein reisender Student, zumal aus fremdem Lande, wenn er eine andere Universität besuchte, nicht bloß als

Gast einer Vorlesung beizuhöhen, sondern auch sich den einzelnen Professoren persönlich vorstellte. Die Besuche waren seltener, darum auch erwünschter und nach einer Seite hin lohnender, da die Zahl der Originale unter diesen Gelehrten viel größer als heutzutage war. So gingen denn auch unsere Studenten in den paar Tagen fast von Haus zu Haus. Zunächst zu den Theologen. Eichhorn war abwesend, Planck mit seinem treuherzigen Schwabendialekt, mit seiner rastlosen Beweglichkeit empfing die Schweizer freundlichst; das Gesammturtheil Muralt's über die Theologen jedoch ist, daß sie auch hier mit wenigen Ausnahmen schlaff seien. Der herrschende Rationalismus kann eine große Gelehrsamkeit entfalten, aber nimmer hochstrebende Gemüther für das Fach erwärmen, begeistern. Mehr fesselten unseren Studenten die Philologen. Heyne wird besucht, der die Schüler Wolf's freundlich empfängt, aber mit keinem Wort nach dem Lehrer sich erkundigt. Auch bei dem berühmten Blumenbach wird angegangen, der die Schweizer aufs Herzlichste begrüßt und in seiner Schädelammlung ihnen den Schädel eines Cretins zeigt, den er eben aus der Schweiz erhalten, damals noch ein äußerst seltener und werthvoller Besitz. Unser Student hält die ganze Sammlung für den sonderbaren Einfall eines Gelehrten, den er nicht billigen kann, ein Urtheil, dem er wohl selbst später nicht mehr zugestimmt, wenn er die bedeutsamen Fortschritte jener bescheidenen Anfänge erfuhr und ihre erworbene Bedeutung für die Wissenschaft.

Am 1. Mai wird Göttingen wieder verlassen. Bei prächtigem Wetter geht der Marsch über Minden nach Cassel in reizender Gegend. Kein anderer Ort hatte bis dahin auf den Schweizer einen so imposanten Eindruck gemacht wie Wilhelmshöhe; der Wörliger Park trat ihm dahinter zurück. Freilich trafen sie es vortrefflich, der Landgräfin Geburtstag hatte an dem sonnigen Maitag den ganzen Hof hinausgelockt, alle Wasser sprangen, zahllos waren die Zuströmenden. Dann geht es weiter über Fesberg nach dem romantischen Marburg, damals mit 200 Studenten, nach dem kleineren Gießen mit nur 140 Studenten. Hier gerathen unsere Schweizer des Abends an der Wirthshausstafel zum Einhorn mit anwesenden Professoren und einem Criminalrath über ihr Heimathland in heftigen Streit. Der Criminalrath hatte die Schweiz das unglücklichste Land, seine Bewohner dumm genannt. Das wollten unsere Patrioten nicht dulden und leicht war es ihnen, den Juristen seiner Unkenntniß

und Unwissenheit von Land und Leute, über die er aburtheilte, zu überführen. In Frankfurt, wo ein Tag im Weidenhof Raft gemacht wird, besteigen die Reisenden das Marktschiff, das sie in stundenlanger Fahrt nach Mainz bringt. Das trägt noch die Spuren der Kriegszeit an sich, die Kirchen und Wohnhäuser zum Theil noch in Trümmern, die Straßen leer und öde, der Hafen voll Schiffe, aber vergeblich auf Ladung wartend, nur das französische Theater belebt. Eine weitere Tagfahrt bringt unsere Studenten den Rhein hinunter nach Coblenz. Das war damals nicht der deutsche Rhein, und als ob er nur als solcher auf ein deutsches Gemüth einen Eindruck machen könnte, gingen die landschaftlichen Schönheiten des fagenumrauschten Stromes fast spurlos an unseren Studenten vorüber. In Coblenz machten sie unliebsame Bekanntschaft mit den welschen Gebietsrathen. Sie waren des Abends nach zehn Uhr ohne Laterne über die Straße gegangen und mußten dafür die Nacht in Haft zubringen; im Besonderen erregte Muralt noch den Ingrimm des Polizeioffiziers, als er sich nicht verstehen wollte, in der deutschen Stadt anders als deutsch mit ihm zu reden.

Von Coblenz aus geht es die Mosel aufwärts nach Trier. Die Gegend macht einen ungünstigen Eindruck auf unseren Reisenden; die Straße ist schlecht unterhalten, das Land zum Theil unfruchtbar, zum Theil unbebaut; je näher man der Bischofsstadt kommt, desto mehr häufen sich die Anzeichen von der Bigotterie der Bevölkerung. Von Trier dann weiter nach Metz, aber auf einem erbärmlichen Karren, acht Personen sitzen dicht zusammengedrängt, drei armselige Gäulchen ziehen den Wagen, aus Mitleid für die Thiere geht oft die ganze Gesellschaft stundenlang neben dem Gefährten her. Das lärmige Treiben in der Festung läßt den Schweizer erkennen, daß er französischen Boden betreten, aber er fühlt sich bei den ersten Eindrücken dieses neuen Wesens abgestoßen von der Oberflächlichkeit, Aeußerlichkeit der Bewohner und kann nicht begreifen, wie ein Volk es in solch' ewiger Zerstreuung, in solch' beständigem Jubel, wie er ihm auf Straßen und Plätzen entgegendringt, auf die Dauer aushält. Auf guten Wegen zwar, aber immer noch in furchtbaren Karren geht es tiefer in's Land hinein; vier Tage währt die Marterfahrt von Metz bis Paris; die ganze Fröhlichkeit der Jugend gehört dazu, gutes Muthes zu bleiben. Endlich am 22. Mai ist das Ziel erreicht, trifft unser Reisender sonnenverbrannt und wie in Schweiß gebadet in Paris ein.

VII.

Aufenthalt in Paris.

Die wundersame Stadt, die unser Student jetzt zum ersten Male betrat, hatte in jenen Jahren schon wieder den alten Zauber entfaltet und übte die mächtige Anziehungskraft aus, die sie vor der Revolution besessen. Von allen Gegenden strömten die Fremden zusammen und sahen sich in ihren Erwartungen, lustig und angeregt eine Weile in der berühmten Seinestadt leben zu können, nicht getäuscht. Kaum ein Jahrzehnt war verflossen, seitdem das Königsblut des unglücklichen Bourbonen wie zur Sühnung einer jahrhundertlangen Schuld geflossen; es war für die Stadt nur wie ein unholder Traum, der vorübergezogen, und das gewohnte Leben pulsrte wieder in alter Weise. Fast noch mehr als von dem glanzvollen Königshause gilt von der glänzenden Residenz der Spruch, nichts lernen und nichts vergessen zu können. Noch während ihre Trümmer rauchen und die Blutspuren einer Revolution von dem Pflaster der Straße nicht weggewischt sind, fängt Paris schon an zu tanzen und in fröhlicher Lust und hastiger Ungeduld den Tag zu genießen. So war es vor ein paar Jahren, den anderen Tag schon nach dem Sturz der Commune, wo ich vor den Café's die bunte Menge plaudern und scherzen sah, während die Tuilleries noch rauchten, so war es damals, als der junge Muralt in Paris einzog, so kurze Zeit nach der furchtbaren Drangsal der Revolution.

Die Segnungen der Revolution waren in immer größerem Umfange, in immer tiefer und kräftiger einschneidender Weise dem Lande zu gut gekommen und über die Landesgrenze bis in die weiteste Ferne, daß willig oder unwillig fast jedes Volk den Einfluß zu spüren bekam. Nur Paris selbst schien in seiner Lebensweise unverändert und sonnte sich in der Erfahrung, wieder wie in der großen Zeit Ludwig XIV. die vielumworbene Schöne zu sein, die zu bewundern man von allen Enden der Welt zusammenkommt. Die Theater waren allabendlich dicht besetzt; den vielen Bällen fehlte es nimmer an Tanzenden; da und dort öffnete eine rückkehrende alte Familie ihren „Salon“ und wenn auch vielleicht

nicht überall der alte Glanz entfaltet werden konnte, so war der zugelassene Fremde doch sicher, einen geistvollen Kreis anzutreffen, der die große Kunst der Unterhaltung während der Schreckensperiode nicht verlernt hatte.

Noch ein anderes übte in jenen Tagen starke Anziehungskraft in Paris aus, so bald man in der leichtlebigen Stadt den Schmerz und Ingrimm über die Art des Erwerbes verwunden hatte. Der Corse hatte seine sieggekrönten Raubzüge bereits bis zur Südspitze Italiens ausgedehnt. Die Meisterwerke der Kunst, wo immer er sie fand, ließ er heutigetierig von ihren heimischen Sitzen wegnehmen, die Stadt zu schmücken, der er in ihrer Weise eine Kaiserkrone zugebracht, wie er für sein Haupt sie sich schon bestimmt. Das schönste aller Länder dünkte dem Eroberer gut genug, Paris damit zu schmücken, damit zu seiner Zeit die geschmückte Residenz würdig ihrem Kaiser, dem Kaiser der großen Nation huldigen könne. Niemals wieder hat Paris den Reichthum an Kunstwerken besessen wie damals, wo es jeden Kunstfreund zwang, in seinen Mauern die vollendetsten Schöpfungen aller Zeiten zu betrachten, ihnen den Bohn über den Diebstahl durch die Fülle des Gebotenen und die bequeme Weise der Betrachtung dämpfend.

Ein weiterer fesselnder Reiz gesellte sich dazu, den Aufenthalt in Paris in jenen Jahren zu einem einzigartigen Genuß auszugestalten. Die Pariser fingen schon an, der Republik leidig zu sein. Die Verwicklungen, die Partei-Streitigkeiten und -Leidenenschaften tobten hin und her; die alten Gruppierungen hatten sich in den furchtbaren Kämpfen, in denen die rasch sich folgenden und ablösenden Sieger in krampfhafter Steigerung sich gegenseitig überboten, erschöpft, es fehlte eine starke Hand, das Steuer zu führen; das Volk sehnte sich nach einer solchen und war gewillt, mit manchem Opfer der Freiheit seine Führung ihr anzuvertrauen. Mitten in der Brandung und aus dem schwankenden Nebel der Unsicherheit tauchte in den Tagen in immer schärferen Umrissen und in fast dämonenhafter Kraft die Riesengestalt Bonaparte's auf, meteorartig, ein Fremdling zunächst fast noch von dem fernen Eiland Corsikas, und doch schon wie der Genius des Volkes, das die Revolution durchlebt und von ihr berauscht sich an die Spitze aller Völker gerückt wähnt. Dem Wahn hat bis dahin die Wirklichkeit gehuldigt. Die Adler Bonaparte's hatten die französischen Regionen siegreich bis in ferne

Gegen den mit fast sagenhaftem Waffenglück geführt; selbst unglückliche Unternehmungen, wie der Zug nach Egypten, mußten dazu dienen, den Schattenriß dieser Riesengestalt in magischem Glanze voll unwiderstehlicher Wirkung vor dem ruhmgierigen Volke erscheinen zu lassen. Das ist das Große, Geniale an Bonaparte, daß, kaum dem Jünglingsalter entwachsen, vor dem erst Siebenundzwanzigjährigen das ganze Lebenswerk festgeordnet steht und einem Fatum gleich alle die großartigen, von Niemanden geahnten Erfolge sich seinem Plane einfügen wie die nothwendigen Maschen eines Gewebes. In jenen Jahren ist er bereits der Krystallisationspunkt, auf den hin die Strömung des ganzen Volkslebens geht; ist er bereits erster Consul auf Lebenszeit. Noch sagt man es sich nicht, aber die Ahnung geht durch alle Kreise, daß damit diese Strömung nicht ihren Ruhepunkt gefunden, der Consul hat schon die Kaiserkrone in der Hand und wägt nur in schlauer Berechnung den Augenblick ab, wo er sie sich auf das Haupt setzt. Das Staatsschiff treibt unaufhaltsam auf den Punkt hin wie von einem Dämon angelockt, dem Fremden ein Schauspiel, wie im Rahn der Knabe, der den Zauberfang der Lorelei vernommen und am Riff dann unrettbar verloren geht.

Dies war das Paris, in dem Muralt ein Jahr lang (vom 23. Mai 1802 bis 10. Mai 1803) sich in freier, völlig selbständiger Stellung aufhielt. Lebensfroh nimmt er Theil an dem, was die Stadt bietet und wird ihr aufmerksamer Beobachter. Er thut es mit dem offenen, frischen, wißbegierigen Blick eines strebsamen Jünglings; die gewonnenen Eindrücke bleiben ihm werthvoller Besitz sein Leben lang.

Der nächste Zweck des Aufenthaltes in der französischen Hauptstadt war, sich die Sprache völlig anzueignen. Das gelang ihm denn auch, nicht nur, daß er in der Unterhaltung mit Leichtigkeit sich ihrer bediente, sondern auch in seiner späteren pastoralen Thätigkeit ohne Schwierigkeit seinen französischen Amtsbruder vertreten konnte. Aber es gelang ihm freilich auch nur in einer Weise, daß wie er bis an sein Lebensende trotz vierzigjährigen Aufenthaltes im Norden und einer Umgebung, die wegen ihrer reinen Aussprache bekannt ist, die schweizerische Mundart stark hervortreten ließ, so auch im Französischen kein Fehl machte, daß ein biederer Appenzeller die schöne Sprache rede.

Muralt suchte sich nicht so sehr durch Bücher die Sprache anzueignen, als im fortwährenden Zusammensein mit dem Volke selbst. In

der ersten Zeit wurden den Tag über die mannichfaltigen Sehenswürdigkeiten in Augenschein genommen, dann in der schönen Sommerzeit die nähere und fernere reizende Umgebung in Gesellschaft einiger Landsleute durchstrichen, die Abende, so weit sie nicht durch Einladungen besetzt waren, gehörten den verschiedenen Theatern. Zumal das Théâtre français zog den jungen Mann an. Hier war grade Talma ein aufgehendes Licht, noch hatte er sich nicht zu der naiven Freiheit des Spieles durchgearbeitet, die er nach wenig Jahren errungen, man fühlte noch zu sehr das Studium und ein gewisses ängstliches Bemühen, die geübte Kunst zu zeigen, aber doch zeigte sich auch jetzt schon der große Künstler, von dem auch Bonaparte zu lernen suchte. Neben ihm noch St. Priest und Frln. Rancourt, deren Zusammenspiel mit Talma besonders geschätzt ward. Außer diesem classischen Theater und der großen Oper übten in jenen Tagen die Hauptanziehungskraft das Theater Louvois und das Theater Feydeau aus, letzteres hauptsächlich für die komische Oper, und wurden auch von Murralt häufig besucht*).

Sucht auf diese Weise unser junger Schweizer seinen Hauptzweck, sich in der französischen Sprache auszubilden, auf genussvolle Weise zu erreichen, so versäumte er darüber nicht, auch für seinen Beruf zu erwerben und gewinnen, was immer die Metropole ihm bieten konnte und das war nicht wenig. Freilich nicht dem Theologen; aber die Theologie war ja überhaupt in Halle von der Philologie stark in den Hintergrund gedrängt worden. In der Behandlung der Philologie sah er frisches Leben, begeistertes Vorwärtstreben, in der Theologie auf der einen Seite ein gemüthloses Einreißen dessen, was vom Elternhaus dem Knaben werth gewesen oder ein mühseliges, schlaffes Festhalten des Ueberkommenen, aber mit denselben wissenschaftlichen Mitteln, die sich als zweckmäßiger zum Einreißen erwiesen. Auch in Paris wurde das Feuer nicht lebhafter angefaßt. Freilich war es ein Jahr, in dem Paris sich wieder einmal anschickte fromm zu sein, eine Periode im Leben der Lutetia, die dem Fremdling so leicht wie Schminke auf der Wange einer

*) Der bekannte Componist Reichard hielt sich in jenem Jahre in Paris auf. Seine drei fesselnden Bände „Johann Friedrich Reichard's vertraute Briefe aus Paris geschrieben in den Jahren 1802 und 1803. Hamburg 1805“ geben ein anschauliches Bild über die damaligen Pariser Theaterverhältnisse.

verblühten Schönen erscheint. Vor einem Jahrzehnt hatte man im freveln Uebermuth wie ein Trunkener die Dirne durch die Straßen im Triumph als höchstes Wesen gezogen; jetzt sah Muralt selbst einen Cambaceres am Frohnleichnam zur Kirche wallfahrten, während der Schreckenszeit einer der heftigsten Jacobiner, nun ein Pfau, der als der Ersten Einer mit Bändern und Orden behängt im Palais Royal sich offen zeigte. Grade in jenen Tagen war das eben abgeschlossene Concordat durch ein Hof- und Staatstedeum gefeiert worden und Muralt war Zeuge, als am 15. August zum ersten Male der Festtag der Jungfrau Maria zum Geburtstag Napoleons gestempelt ward. In der Notre-dame Kirche ward ein Erzbischof geweiht, die Hauptgebäude der Stadt waren illuminirt, an drei verschiedenen Plätzen wurden Feuerwerke abgebrannt, aber im Ganzen war die Theilnahme des Volkes gering, wie im Tagebuch angemerkt ist, das Fest zeigte noch nichts von dem Glanz, der unter dem Messen an dem Festtage der Napoleonslegende sechs Jahrzehnte später entfaltet zu werden pflegte.

Sold's religiöses Schaugepränge konnte unseren Schweizer nur abstoßen. Aber auch die eigene Kirche in Paris bot damals wenig Anregung. Mit französisch-reformirten Geistlichen kam er, wie es scheint, nicht zusammen, dagegen trat er besonders nahe Pastor Gams. Da erst 1809 den deutschen Protestanten gestattet ward, eigene Gemeinden zu bilden, so war man schon seit über einem Jahrhundert auf das Auskunftsmittel gerathen, bei der dänischen und schwedischen Gesandtschaft Gesandtschaftsprediger anzustellen, die den zahlreichen Protestanten Gottesdienst hielten. Dänischer Gesandtschaftsprediger war damals Gricke, schwedischer Gams. Beide hielten ihre regelmäßigen Gottesdienste nur in deutscher Sprache, waren auch Beide, wenn ich nicht irre, Elsässer. Alles, was Gams predigte, erschien dem Candidaten wohl durchdacht, klar und verständlich ausgedrückt, geschickt die neutestamentlichen Stellen für das Leben verwandt. In den theologischen Anschauungen trat zwischen dem Elsässer und Schweizer mancher Unterschied zu Tage. Muralt vertheidigte seine Hallenser Theologie, von der Gams vermuthete, sie mache es wie die ihm bekannte Jenenser, daß sie von dem ganzen Christenthum nur ein Moralsystem, eine natürliche Religion übrig lasse.

Viel größer war die Anregung, die der junge Pädagoge und begeisterte Schüler von Wolf in Paris empfing. Von dem befreundeten

Lehrer mit Büchern und Empfehlungsbriefen reichlich ausgestattet, wurde Muralt freundlichst in den Gelehrtenkreisen aufgenommen, bei denen der berühmte deutsche Philologe in hoher Achtung stand. Es war ein bedeutendes geistiges Leben in der Pariser Gelehrtenwelt damals herrschend, stärker freilich auf den naturwissenschaftlichen Gebieten, wo Namen erster Größe glänzten, aber auch auf den anderen Gebieten herrschte große Regsamkeit, wenn auch die Abhängigkeit vom Auslande mehr hervortrat. Millin, der Alterthumsforscher und Herausgeber des *Magasin encyclopédique*, nahm ihn freundlich auf und brachte Muralt häufig die Mittwoch-Abende bei dem liebenswürdigen Gelehrten zu, wo er dann sicher war, eine anregende Gesellschaft, zumal auch von Deutschen, anzutreffen. Der Wirth, ein kleines, lebhaftes und rühriges Männchen, war voll Feuer und Leben, aber hastig, rasch von einem Punkte der Unterhaltung zum anderen springend und diesen Punkt selbst nur antippend, in seinem Gespräche wie ein encyclopädisches Wörterbuch. Auch in seinem Leben und seinen Studien hatte er manchen kühnen Sprung schon machen müssen. Seine ersten literarischen Versuche waren Uebersetzungen aus der deutschen Literatur, dann wandte er sich den Naturwissenschaften zu und ward begeisterter Anhänger von Linné. Die Revolution brach aus und reizte den stillen Gelehrten zu heftigen Flugschriften wider sie. Hinter der vorgelegten Maske des Namens *Eleutherophilos* entdeckte man doch ihn selbst, er mußte flüchten, büßte aber sein Vermögen. Nach den Schreckenstagen wurde er Conservator des Antikenkabinetts und fortan war es die Münzenkunde, die ihn vorzugsweise beschäftigte. Er hatte vor Kurzem Cicero's Rede pro Marcello herausgegeben, die gleichzeitig Wolf für untergeschoben erklärt hatte. Aber man merkte keinen Aerger dem Manne an; seine Achtung vor der deutschen Gelehrsamkeit blieb unerschüttert.

Auch mit Billoison und Bäst verkehrte Muralt. Ersterer, in Frankreich durch seine Homer-Ausgabe bekannt, ließ unseren Schweizer recht den Unterschied zwischen deutscher und französischer Gründlichkeit erkennen; er macht bei ihm die zutreffende Bemerkung: die Franzosen raisonniren auch über das, was sie nicht verstehen, sie müssen eben immer gesprochen haben. Er besuchte eine seiner Vorlesungen, aber nie in seinem Leben habe er etwas Erbärmlicheres gehört. Aus einem griechischen Buche habe er seinen Zuhörern etwas dictirt, darüber ein paar Worte geschwätzt

und damit sei die Vorlesung zu Ende gewesen *). Bäst beschäftigte sich damals viel mit Wolf und war ihm somit der Besuch des talentvollen Schülers erwünscht; er veranstaltete gerade einen französischen Auszug aus den Schriften des deutschen Alterthumsforschers.

Den größten Eindruck machten auf den jugendlichen Pädagogen die Taubstummen- und Blindenanstalt. Das war eine der schönsten Früchte, die die humane Pädagogik jener Zeit, zumal in Anregung von Pestalozzi, gezeitigt: die barmherzige Liebe, die auch für mancherlei Nothstände den Segen des Unterrichts zugänglich zu machen sich bemühte. 1784 hatte Haug die erste Blindenanstalt in Paris gegründet, die die Revolution überdauert hatte. Aber der frühere Glanz war von der Anstalt gewichen. Uneinigkeit unter den Leitern und Haug's Unfähigkeit der Administration hatten auf die Erziehung üblen Einfluß ausgeübt. Aus dem von Ludwig XVI., der sich warm für die Sache interessirt hatte, der Anstalt eingeräumtem schönen Gebäude wurde sie um 1800 in das Haus verlegt, in dem man die blinden Bettler unterzubringen pflegte. Solche nahe Berührung wirkte nicht günstig auf die blinden Schüler und die Besseren wurden aus der Anstalt zurückgenommen. Muralt wohnte einer Prüfung bei, die nur mittelmäßig ausfiel; doch war ihm der Anblick der anwesenden Blinden, zwanzig Knaben und eben so vielen Mädchen, fesselnd. Alle Inassen fand er nützlich beschäftigt, diesen mit der Anfertigung von kleinen Orgeln, jenen mit Papparbeiten, ein Mädchen fertigte hübsche Gelbbörse, ein anderes las mit großer Geschicklichkeit aus einem Buche vor, das mit erhabenen Lettern gedruckt war.

Alle Erwartungen des jungen Pädagogen wurden von der Taubstummenanstalt übertroffen. Hier war es, wo Abbé Sicard vor vielen Zuhörern, namentlich Damen, seine Methode auseinandersetzte und ihre Brauchbarkeit an dem sehr begabten Taubstummen Massieuz, den er 1786 in Bordeaux als vierzehnjährigen Jungen aufgefunden und nun

*) Das Urtheil von Muralt scheint zu herbe und wird wenig den Vorzügen gerecht, die Villosion auszeichnen. Man lobte an dem spanischen Abkömmling einen leidenschaftlichen Geschmac für die Literatur, besonders die griechische, ein bewundernswerthes Gedächtniß, einen unermüdblichen Eifer für die Arbeit. Vergl. über ihn auch *Nouv. biogr. univ. publiée par Firmin Didot frères, tom. XII.*

als Lehrer unter seinen Leidensgefährten benutzte, erwies. Sicard war Pädagoge, der in Manchem an Pestalozzi erinnert. Mit voller Begeisterung widmete er sich seiner Lebensaufgabe, der Unterweisung der Taubstummen; überall suchte er für seine Methode Anhänger zu finden. Man lächelte wohl manchmal über seinen zudringlichen Eifer, aber doch flößte er wieder Achtung ein und gewann die allgemeine Theilnahme für seine Unglücklichen. Nur Napoleon konnte ihn begreiflicherweise nicht leiden. Sein Lehrer Abbé de l'Espée war noch daran verzweifelt, seinen Schülern das Verständniß für geistige Dinge zu öffnen; Sicard that den kühnen Schritt und mit Erfolg, wenigstens die begabtesten unter ihnen, selbst in die Methaphysik einzuführen. In zahlreichen Schriften suchte er seine Lehrweise bekannt zu machen; am Eingehendsten in seinem Cours d'instruction d'un sourd-muet de naissance pour servir à l'éducation des sourds-muets *). Ein Hauptbemühen der Unterweisung war darauf gerichtet, die Kinder möglichst alles selbst finden zu lassen durch geschickte Fragen, die man an sie richtete. Vorzügliche Erfolge dieser Methode will Sicard damit bei den Taubstummen erzielen. So läßt er einmal in Gegenwart Muralt's von Massieux das Wort se porter analysiren. Es geschah auf sehr langem, aber sicherem Wege. Zuerst erklärte er porter eigentlich, indem er einen Knaben durch einen anderen tragen ließ, dann einen Kranken; ein Gesunder trägt sich selbst und so ging es weiter. Dann zeigte wieder Sicard an anderen Beispielen, wie die Taubstummen ihre Gedanken analysiren und den Werth jedes Begriffes kennen. So gab einmal Massieux als Folge des Sehens an: betrachten, fixiren, ermessen, untersuchen; des Wollens: wünschen, lieben, sich entflammen, entbrennen; der Idee: denken, meditiren, reflectiren, ergründen. Dieselbe Methode ward auch in der Religion angewandt **). Folgen wir einer solchen Lehrstunde, sie bietet zugleich ein bezeichnendes Beispiel, wie in jenen Tagen Religion gelehrt wurde.

„Massieux wird gefragt: Was ist Gott? Seine Antwort und unser begeisterter Zuhörer fügt hinzu, seine richtige Antwort lautete:

*) Die von mir benutzte Ausgabe ist erschienen: Paris, chez le Clerc. an VIII.

**) Man vergl. dazu in dem angegebenen Cours d'instruction das interessante 25. Capitel über das Dasein Gottes, S. 417—435.

Ein unsichtbares, unendliches Wesen, der Schöpfer und Regierer des All, der Uhrmacher der Natur, ihre Sonne, der König der Könige, der Richter der Richter, die Seele der Welt. Man fragt weiter nach dem Grund der Bezeichnung als Uhrmacher der Natur. Antwort: Ich sage das, weil ich Gottes Werk mit der Bewegung einer Uhr vergleiche, er ist ein natürlicher Uhrmacher, der Mensch nur ein künstlicher. Man fragte weiter: Was sind in der Natur die Werkzeuge der Zeit? — „Das Stehen und die Bewegung der Thiere und Pflanzen.“ (?) Wie kennen wir die Zeit? „Das weiß ich nicht.“ Wie mißt man die Zeit? „Durch die Bewegung und das Bestehen der Dinge.“ — Und so in infinitum weiter und das nannte man Religionsunterricht und auf diese Weise glaubte man das Christenthum zu fördern und dem Gemüthe den einen Trost im Leben und im Sterben zu bieten.

Als der Herbst herannahte, nahm Muralet an mehreren Vorlesungen im College de France Theil; die meisten Professoren hatte er bei Millin und Bast persönlich kennen gelernt. Hatte er schon da im gesellschaftlichen Leben seine Meinungen über französische Gelehrsamkeit in der Philologie herabstimmen müssen, so fällt das Urtheil über die Vorträge bei Vielen noch härter aus. „Die Vorlesungen von Gail besuche ich nur zwei Mal, da seine Unwissenheit und Eitelkeit alle Begriffe übersteigen; Dupuis spricht zu schnell, ohne Accent, in unerträglicher Einförmigkeit; Lefevre gefällt mir sehr; Bouchaud ist zu schwach, er liest über Gesetzgebung u. s. w.“

Dagegen ziehen ihn die Vorträge eines Deutschen mächtig an, der damals in Paris sich aufhielt und in weiten Kreisen Aufsehen erregte. Friedrich Schlegel war mit seiner Frau Dorothea, Moses Mendelssohn's hochbegabten Tochter, die um des anderen Mannes willen sich von ihrem ersten Manne, dem braven, gutherzigen Banquier Weit, hatte scheiden lassen, ihm auch das andere Opfer der Taufe gebracht, nach Paris gekommen, da seine indischen Studien zu machen und durch Vorlesungen sich in seinen allezeit verwickelten Geldangelegenheiten zu helfen. Muralet fand Eingang in das Haus und bald entwickelte sich ein lebhafter Verkehr, namentlich mit der Frau. Es waren verwandte Seiten des Charakters, die sich anzogen. Sie schätzte an dem jungen Manne die Reinheit und Offenheit seines Wesens, die nüchterne Verstandesklarheit, angenehm erwärmt durch das lebhafteste Interesse für das geistige

Leben auf mannichfaltigem Gebiete, das den biedern Schweizer beseelte. Von ihm ließ sie sich in die eine oder andere Anstalt geleiten, manchmal auch in das Theater und gar manchen gemeinsamen Spaziergang haben die Beiden an sonnigen Tagen gemacht, während der Mann seinen einsamen Studien in der Bibliothek oblag. Es ist zu bedauern, daß das Tagebuch nur flüchtige Notizen enthält und stumm bleibt auf so manche Frage, die man grade hier beantwortet haben möchte. Schleiermacher hatte den Beiden seine Treue bewahrt, zu einer Zeit, wo mehr wie Einer kopfschüttelnd um des ärgerlichen Verhältnisses willen die Freundschaft löste*). Kannte Muralt alle diese Verhältnisse, die vor drei Jahren in Berlin vorgefallen, und wie dachte er über sie? Grade in jenem Jahre vollzieht sich der Wandel in dem Seelenleben der beiden Eheleute, der dann den Uebertritt zur römischen Kirche zur Folge hatte. Hat man dem Hausfreund keinen Einblick in diese Umstimmung des Gemüthes gestattet? Oder wenn er es erfahren, wie hat der reformirte Schweizer darüber geurtheilt?

Durch das Schlegel'sche Haus knüpfte Muralt eine Verbindung mit der Frau von Staël an. Dieselbe begehrte einen Erzieher und bot so glänzende Aussichten, daß Friedrich Schlegel selbst einen Augenblick Willens war, die Stelle anzunehmen. Dann trug er sie dem jungen Pädagogen an, als die Zeit nahte, selbständig in's praktische Leben einzutreten. Der aber schwankte. Offen theilte er der mütterlichen Freundin seine Bedenken mit; sie war überrascht über das klare und zutreffende Urtheil, das der junge und sittenstrenge Mann über die Frau fällte, die damals wie kaum eine andere Aufsehen erregte.

Das Jahr des Aufenthaltes in Paris war für einen Schweizer hochbedeutsam, denn in dieser Zeit wurden die Geschicke der Heimath an der Seine endgültig entschieden. Verlockend wohl wäre es, würde uns aber zu weit von unserer Aufgabe abführen, einen kurzen Abriss der diplomatischen und militärischen Schachzüge Bonaparte's zu geben, bis er das damals so unglückliche und schwer bedrängte Ländchen matt gesetzt, um dann mit einem Male von diplomatischem Standpunkt in

*) Vergl. die eingehende Darstellung bei Diltthey, Leben Schleiermacher's. Berlin 1870. Bd. I, S. 469 flg.; auch Fürst, Henriette Herz. Berlin 1858. S. 110 flg.

wahrhaft genialer Weise als Vorsehung und Retter des Landes aufzutreten. Wie weit ist in der Kunst der Nefte hinter dem Dunkel zurückgeblieben! Fast von ihrer Gründung an waren die Lebensfäden der helvetischen Republik in Paris zusammengelaufen. Der siegreiche Bonaparte hielt sie in fester, geschickter Hand und führte sie also, daß er selber zuletzt als der gute Geist angerufen wurde, der das Chaos ordnen sollte. Er hatte den Abgeordneten der Regierung von Lausanne das entschiedene Wort bereits gesagt: *Mon principe est désormais arrêté; ou une Suisse amie de la France, ou point de Suisse du tout.* Er hatte dann in einem Aufruf an das Schweizer Volk schon die ächt napoleonische Phrase angewandt: *Je ne puis ni ne dois rester insensible aux malheurs auxquels vous êtes en proie; je reviens sur ma résolution. Je serai le médiateur de vos différends; mais ma médiation sera efficace, telle qu'il convient au grand peuple au nom duquel je parle.* Der französische Gesandte in Bern, Berninac, arbeitete mit großem Geschick, mit für einen Franzosen bedeutendem Verständniß von Land und Leuten und ihren Bedürfnissen den Entwurf zu einer neuen Staatsverfassung*) auf Grundlage der ihm von Paris ertheilten Verhaltensmaßregeln aus; die Drohung, daß Neuchâtel mit 40,000 Mann bereit stünde, das so schwer schon heimgesuchte Land, das sich von den früheren französischen Raubzügen noch nicht erholt hatte, zu besetzen, wenn die Annahme der Verfassung auf Schwierigkeiten stießen sollte, wirkte und dem corsischen Machtwort gehorsam, entsandte die ganze Schweiz Deputirte nach Paris, da unter den Augen des ersten Consuls die Verfassungsangelegenheit zu beendigen, in Wahrheit freilich nur, um aus der Hand des großen Mannes in der Hauptstadt der großen Nation die schweizerische Verfassung als ein huldvolles Geschenk in Empfang zu nehmen.

Im Dezember 1802 treffen die Schweizer Abgeordnete, den verschiedensten Richtungen angehörig, in Paris ein. Der Kunst Talleyrands war es gelungen, auch die von Napoleon als Vertreter der oligarchischen Parthei bestimmten Männer Müllinen, d'Affry und

*) Frau von Staël machte bei dieser Gelegenheit die Bemerkung: *Singulière manie des révolutionnaires français, d'obliger tous les pays à s'organiser politiquement de la même manière que la France. Vergl. Dix années d'exil. Paris 1821.*

Watteville zur Theilnahme zu veranlassen. Napoleon entfaltete seine größte Liebenswürdigkeit diesen Abgeordneten gegenüber, zugleich auch erwies er seine Staatskunst in der Leichtigkeit, und zugleich in dem tiefen Verständniß, mit dem er die verwickelsten schweizerischen Angelegenheiten behandelte. Er hatte seine Rolle gut studirt: Berninac und die geistvollen Mittheilungen von Reinhard hatten ihm ein klares Bild der Zustände und Bedürfnisse des Landes gezeichnet und er hatte dann dies Bild treu wiedergegeben. Ganz ohne heftige Einsprache verliefen die Berathungen nicht; am 19. Dezember erzählt ein Abgeordneter unserem Muralt, daß der Consul den Widerspenstigen gedroht habe, wenn sie sich nicht fügten, werde er die Schweiz zwischen Frankreich und Oesterreich theilen und das wußten Alle, daß Napoleon der Mann dazu war, ohne viel Bedenken eine solche Drohung zu verwirklichen. So führten denn schließlich die Verhandlungen zum voraus festgesetzten Ziel; manche bittere Pille freilich mußten die freien Schweizer dabei schlucken. Es ist ja aus ihrer Umgebung, daß Muralt im Januar 1803 die Bemerkung niederschreibt: „Bonaparte sieht die Schweizer Deputirten nicht als einen Körper an, die französischen Commissare sprechen mit den Abgeordneten der Cantone nur im Allgemeinen, so daß diese nie wissen, was die Meinung des ersten Consuls sei.“ Den 11. Februar war die Mediationsakte den Abgeordneten mitgetheilt, Napoleon nahm den Titel Protector der Republik an.

Muralt war mit den verschiedenen Abgeordneten der Heimath in vielfache und auch nahe Berührung getreten, unter ihnen auch mit dem Manne, der den bedeutsamsten Einfluß auf sein späteres Leben ausgeübt. Zürich hatte unter seinen Abgeordneten auch Pestalozzi erwählt. Hoffnungsvoll hatte er die Wahl angenommen und seine Befähigung selbst für einen solchen Posten durch einen geist- und gedankenvollen Aufsatz „Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat“, bekundet, den er vor seiner Abreise nach Paris veröffentlichte. Auch dem allmächtigen ersten Consul in Paris gegenüber bewahrte der edle Schweizer seinen Mannesmuth, den unaufhaltbaren Drang für seine Lebensaufgabe zu wirken. Er überreichte Napoleon eine Denkschrift; mündlich richtete er in freimüthiger Weise an den gefürchteten Mann patriotische Worte zum Wohl seines Vaterlandes, hauptsächlich die Nothwendigkeit besserer Volksbil-

dung betonend. Wie mag der Eroberer über den seltsamen Ideologen und seine Träume gelächelt haben! „Er könne sich nicht in das ABC-lehren mischen“, war die kurze, charakteristische Antwort. Auch später war das Urtheil Napoleons über den Schulmeister und die ihm anhängen, nicht günstiger. „Jeder Pestalozzianer sei ein Jesuit“ entfuhr ihm einst*).

Enttäuscht und mißmuthig reiste Pestalozzi im Februar nach Hause zurück; er wußte noch nicht, daß er auf dieser Reise einen seiner tüchtigsten Lehrer gewonnen. Muralt hatte kurz vor der Ankunft der schweizerischen Abgeordneten Pestalozzi's neueste Schrift „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ gelesen. Das Buch hatte einen mächtigen Einfluß auf ihn ausgeübt. Wie in kaum einer anderen Schrift leibt und lebt hier in seiner eigenthümlichen Weise der geniale Schulmann, der sein ganzes Sein und Wesen in frommem Liebesdrang an das eine Werk gesetzt, den Volksbildnern den Mutterfinn einzuhauchen, ohne den kein Kind nach seiner Ueberzeugung erzogen werden könne. Das Wort zündete, die Schrift gab dem jungen Mann Klarheit und Licht. Und nun lernte er den Verfasser persönlich kennen. Mit jugendlicher Begeisterung gab er sich dem mächtigen Einfluß hin, der von dieser Pädagogengestalt ausgeübt wurde. Der Gedanke trat ihm nahe, nicht länger mehr müßig am Markte zu stehen und die seit lange schon in immer stärkerem Grade hervorgetretene Neigung zum Schulfach in den Dienst dieser geweihten Persönlichkeit zu stellen. Muralt hatte gehört, daß Zürich Lehrer zur Ausbildung Pestalozzi anvertrauen wolle; er würde sich dann dazu erboten haben; aber nicht Zürich hatte diese Absicht geäußert, sondern Bern. Pestalozzi machte dann unmittelbar Anträge, Muralt war unschlüssig, ob er sie annehmen solle; es war in der Zeit, wo Unterhandlungen mit Frau v. Staël im Gange waren. So behielt er sich denn auch hier die Entscheidung offen.

Aber nun hielt es ihn auch nicht mehr länger in Paris: die Würfel waren geworfen, er wollte bald wissen, wie sie gefallen. Am 10. April 1803 verläßt er mit ein paar Kameraden die Seinestadt. Die Reise geht zunächst nach Lyon. Nach achttägigem Marsche, nur mit kurzen Unterbrechungen zu Wagen, ist dies erste Reiseziel erreicht. Ein Bruder der Mutter ist hier

*) Vergl. Seyffarth: Joh. Heinr. Pestalozzi. Ppzig. 1873. S. 159.

ansässig; bei ihm wird ein paar Tage gerastet. Nach den großartigen Pariser Eindrücken erscheint unserem Reisenden hier alles klein, nicht vieler Beachtung werth.

Von Lyon ging es weiter nach der geliebten Heimath, zunächst nach dem Schlosse Coppet, wo Frau von Staël weilte. Der Vater, der bekannte Finanzminister Necker, hatte das reizend gelegene Schloß am Genfersee erworben und lebte da seit 1790 in stiller Zurückgezogenheit. Größeres Leben entfaltete sich nur dann in den Räumen, wenn die geistvolle Tochter sich da aufhielt und dann einen Kreis bedeutender Männer um sich sammelte. In dieses Haus sollte Muralt als Erzieher einziehen. Die Bedingungen waren günstig, die Stelle würde für Viele verlockend gewesen sein, und doch konnte sich unser naiver, unverdorbenener Schweizer nicht entschließen, den Antrag anzunehmen. Schon die Schriften der berühmten Frau sprachen ihn nicht an; einen gleichen ungünstigen Eindruck machte die persönliche Bekanntschaft der weltberühmten Frau auf ihn. Das war keine Gertrud, wie sie Pestalozzi mit unauslöschlichen Zügen geschildert. Dieses Bild einer Mutter hatte es ihm mit Allgewalt angethan; wie vom Heimweh gezogen, duldete es ihn nicht im Schlosse mit all' seinem Glanz und all' der Geistreichigkeit der Bewohner. Er mußte zu dem schlichten Pestalozzi, dem Schöpfer der Gertrud. Den von ihm verschmähten Posten erhielt bekanntlich Wilhelm Schlegel, der nun freilich für diese Stelle in vorzüglicher Weise sich eignete. Daß man den jungen Muralt für diese Stelle empfohlen, ist ein Beweis, in welch' hoher Achtung er bei denen stand, die ihn kannten; daß er in seinen Jahren sie ausschlug und statt dessen die Mühsal und Arbeit bei Pestalozzi erwählte, ein schöner Beweis der ernststen Tüchtigkeit, des reinen Strebens des jungen Mannes.

Vier Wochen nur hatte sich Muralt im Schlosse Coppet aufgehalten; dann brach er wieder auf, zu Fuß nach Burgdorf zu wandern. Ueber Neuenburg und Biel ging es in langsamen Märschen nach Bern, wo er sich zwei genußreiche Tage fesseln läßt. Den ersten Abend brachte er bei dem gelehrten Präsidenten des Erziehungsraths, Dekan Jth, zu. Jth war im vergangenen Jahre von der Regierung in die Pestalozzi'schen Anstalten zur Berichterstattung gesandt worden; er hatte nur Günstiges seiner Behörde zu melden gehabt, er bestärkte denn auch den jungen Mann in seinem schönen Entschluß, sein Leben der Schule zu widmen.

Anderen Tages traf Muralt Pestalozzi selbst bei Dekan Geßner. Meister und Jünger waren hoch erfreut über das Wiedersehen, Ersterer noch, solch' eine Kraft gewonnen zu haben, der Andere über den Entschluß, seine Gaben in den Dienst dieses einzigartigen Mannes zu stellen.

Muralt hatte keine Ruhe mehr, sobald wie möglich seine Stellung anzutreten. Fast drei Jahre hatte er die Seinen nicht gesehen und doch wollte er zunächst nach Burgdorf und da sich in den neuen Verhältnissen etwas einleben, ehe er im Elternhaus einen Besuch abstattete. Schon am 20. Mai 1803 fuhr er von Bern hinüber nach dem nur zwei Meilen entfernten, im lieblichen Emmenthal gelegenen Burgdorf.

VIII.

Muralt bei Pestalozzi.

a) In Burgdorf.

Pestalozzi! Es ist schwer, die schwankenden Umriffe dieser genialen Persönlichkeit in kurzen, festen Strichen nachzuzeichnen und ein klares, anschauliches Bild von ihr zu entwerfen. Die Ferne, in die je länger je mehr die so eigen geartete Gestalt für uns rückt, erleichtert nicht ein ungetrübtes Urtheil, denn wir Spätergeborene übersehen so bald die besondere Gabe des Mannes, die großartige Wirkung, die von seiner geweihten Persönlichkeit ausging und fast allgewaltig die mit sich fortriß, die edlen Geistes in den Zauberkreis des Mannes traten. Auch den Zeitgenossen war es schwer, ein gerechtes Urtheil zu fällen. Schon im Außern stieß ab und zog an auf wunderbare Weise der Mann, dessen Buch „Vienhard und Gertrud“ wie im Sturm die Herzen erobert und eine Bewegung nach gerufen, deren Ringe bis in die fernsten Gegenden sich nachweisen lassen. Wer ihn so sah unter seinen armen Kindern in der engen Schulstube, mußte wohl stußen über die seltsame Erscheinung. Der Schullehrer rennt unter seinen Kindern auf und nieder, schwächlicher Gestalt, ohne Halstuch, oft auch ohne Rock in bloßen, langen Hemde-

ärmeln, das Gesicht häßlich, dazu durch Blatternarben entfielt, keine festen, gleichmäßigen Züge; die verschiedensten Gemüthsbewegungen spiegeln sich ab und verändern dann oft unvermittelt und plötzlich den ganzen Ausdruck *). Nur die Augen, die großen, dunkeln, tiefen Augen mit ihrem wohlthuenden Feuer fesselten und wiesen auf ein Innerleben, das diese unschöne Gestalt beseelte. Die Braut hatte ihm einst offenherzig geschrieben: „Glaube mir, Du hättest der Natur wenig zu danken, wenn sie Dir nicht die großen, schwarzen Augen gegeben, die Deine Güte des Herzens, die Größe Deines Geistes, Deine ganze Bärtlichkeit beweisen **).“

Nicht nur bräutliche Liebe las dieses den Augen ab; sie waren treue Dolmetscher eines Seelenlebens, das dem Aeußern abhold — oder wenn der Ausdruck verständlich und gestattet, den Wolfram von Eschenbach seinem Parcival zuschreibt, für die Dinge dieser Welt „tump“ *** — in traumhafter, geheimnißvoller Weise wie ein Prophet vor einem Gottesgedanken steht, der Gewalt über ihn gewonnen und übermächtig mit ihm verföhrt. Der Erwählte vermag nicht wider den Stachel zu lösen; der Dämon zwingt ihn und wird sein Genius, dem er willig folgen muß. Ein herzliches Erbarmen mit den Elenden seines Volkes, ein Jammern mit dessen Noth, ähnlich dem Jammern, das den Gottessohn auf die Erde gezogen, ein unzerstörbarer Drang, die Noth zu lindern, dadurch, daß er die Kinder an sich zog und ihnen aufzuhelfen versuchte: das hatte ihm sein göttlicher Dämon mit einer Kraft eingesüßt, wie wenigen Menschen, das war seine Leidenschaft und sein ganzes achtzigjähriges Leben ging in ihr auf. In dieser Leidenschaft lag die Weihe seiner Persönlichkeit, für sie hatte Gott ihn in wunderbarer Weise ausgerüstet.

Bis an das Ende seines Lebens blieb Pestalozzi der Kinderfreund, selbst ein Kind, so harmlos und hingebend, so zartfünnig und gefühlvoll, aber auch so ungeschickt und unflug für die Geschäfte der Welt, so unverständlich und unpraktisch in den Bedürfnissen des äußeren Lebens. Demüthig, bescheiden, anspruchslos, wie kaum ein Anderer, hatte er in

*) Dieser Schilderung liegen die Aufzeichnungen von Kaumer (vergl. Gesch. d. Pädag. Stuttg. 1847. Bd. II, S. 423 und K. v. Kaumer's Leben von ihm selbst erzählt. Stuttg. 1866. S. 103.) Blochmann (Heinr. Pestalozzi. Tpz. 1846. S. 85) und Schmidt (Gesch. d. Pädag. Cöthen 1862. Bd. IV, S. 88) zu Grunde.

**) Seyffarth, Joh. H. Pestalozzi. S. 48.

***) Parcival, III, 315, „der Knappe tump unde wert“.

diesen Kindeszügen seiner Seele die Helfer, das Göttliche seines Berufes mit tieffinnigem und tiefinnigem Auge zu schauen und was er prophetenhaft erschaut, dies seinem Volke in einer Sprache zu verkünden, die zünden muß, weil jeder Satz mit dem Herzblute geschrieben, jedes Wort, das seinen begeisterten Lippen entströmte, als der treue, wahrhaftige Zeuge dessen erschien, was Gott ihm in der Tiefe seiner Seele offenbarte. Es ist nicht vermessen zu sagen, daß seit den Tagen, wo der heilige Kinderfreund über die Erde gewandelt und ihr seine unauslöschlichen Spuren eingedrückt, nicht Viele gewesen sind, die auf diesem Gebiete der Arbeit an der Kindesseele dem göttlichen Meister so nahe gekommen sind.

Und doch war auch diesem Jünger mächtige Erdenstranke gezogen, die er nicht überschreiten konnte. Wie sein großes Augenpaar das Schönste gewesen und so merklich von der übrigen, vernachlässigten Gestalt abstach, so war, was sein Seelenauge sah und sein Wille wollte, so schön und groß und doch gebrach ihm dann die Kraft, durchzuführen und im Leben zu verwirklichen, was wesenhaft in seinem Gemüthe wie eine Gottesoffenbarung aufleuchtete. Es war ein Riesenkampf, den der Held kämpfte, in dem er sich aufrieb, bei dem er unterlag, nicht freilich ohne die tiefgehendste, fruchtbarste Anregung gegeben zu haben. Er hat am Uferrand der Menschheit gestanden und mit fast übermenschlicher Kraft einen Stein in ihre Tiefe geworfen, daß die Ringe der Bewegung bis heute noch nicht vorübergezogen.

Zu diesem Unvermögen der praktischen Durchführung dessen, was sein Geist tieffinnig als das Wahre und Nothwendige erschaute, gesellt sich die andere Schranke, die jedes Menschenwerk begrenzt. So gewaltig Pestalozzi eingriff in seine Zeit, einen so mächtigen Anstoß auf seinem Gebiete er ihr gab, in andere und bessere Bahnen einzulenken, so trug er doch selber den Stempel dieser Zeit merklich an sich. Pestalozzi ist eine tieffromme Erscheinung. Wie so anders und wie so erbaulicher muthet seine Erscheinung uns an als die Rousseau's, der auf gleichem Gebiet kurz vorher und gleichzeitig ähnlichen Anstoß gegeben. Pestalozzi's Frömmigkeit war tief und lauter und wahr; im Hochflug der Gedanken, die ihm sein Genius einflöste, schaute er Gott in der Nähe und in innigster Weise wollte er sein Werk nur als ein Gotteswerk treiben. Es wäre eine leichte und auch dankenswerthe Arbeit aus den Schriften dieses größten Schulmannes der modernen Zeit eine

Blumenlese der erbaulichsten und frömmsten Sprüche zusammenzustellen, die gar befremdlich von den Worten abstechen, die jetzt in so vielen Schulräumen auch von Solchen vernommen werden, denen der Name Pestalozzi's ein guter Klang ist. Aber doch hat der edle Mann seiner Zeit den Tribut zahlen müssen. Diese Zeit forderte stürmisch sogenannte humane Ausbildung. Nach ihrer Meinung ist in dem Menschen alles vorhanden und zwar unbesleckt und unbeschädigt, was zu seiner vollkommenen Ausgestaltung vonnöthen; es gilt nur Mittel und Wege finden, die vorhandenen Anlagen vernunftgemäß zu entwickeln. Sie ausfindig zu machen, dem galt das Streben der humanen Aufklärung jener Tage. Unverdroffen und voll edlen Eifers hat sie in erfinderischem Drange ein Mittel nach dem anderen durchprobiret, gönnte sich aber dabei nicht die Zeit und war unlustig, hinzusehen auf die heilige Gestalt des Gottessohnes, der nicht gekommen, einen Gesunden in seiner Entwicklung zu fördern, vielmehr nur, um Kranke zu heilen, Verlorene zu retten, Tode lebendig zu machen. Es war kein Raum für den Heiland in einer Weltauffassung da, die nur rationelle Entwicklung, Fortschritt begehrte, von einer Wiedergeburt nichts wissen wollte. Auch für Pestalozzi war die heilige Kreuzesgestalt mit der Dornenkrone wie in einen Nebel untergetaucht: er liebte wohl Jesum als den tugendreichen Menschensohn, als den heiligen Kinderfreund, aber die Zeit verwehrte ihm mit dem Hohenpriester über die Schwelle des Allerheiligsten zu treten und da die Vaterliebe zu erkennen, die den eingebornen Sohn in Leiden und Sterben dahingibt, auf daß eine sündige Welt selig werden könne, und das Knie vor dem am Kreuze zu beugen und mit dem Apostel zu bekennen: mein Herr und mein Gott.

Es ist ein wehmüthiges Interesse, zu sehen, wie der Jammer für die Menschen und der Liebesdrang ihnen zu helfen die fromme Priestergestalt des Pestalozzi bis dicht an die verschlossene Pforte ahnungsvoll führt, wie der Zugang aber vor seinem Auge verhüllt ist. Was damals Orthodorie sich nannte und hieß, war unvermögend, den Zeitgenossen und ihren Bedürfnissen die Pforte zu öffnen; sie wiederholte in müder Weise die Worte des Katechismus und der Dogmatik, aber die Form war ihr selbst entseelt und konnte kein Leben einhauchen. So bemerken wir, wie bei so manchem anderen Geisteshelden jener Tage, auch bei Pestalozzi ein unsicheres Herumtasten, das sich in einem trockenen Moralisiren fest-

zufetzen droht und dann doch wieder am Schlusse seines Lebens unbefriedigt in den christlichen Leistungen eines Zeller in Veuggen*) erfüllt sieht, was er wie im dunkeln Drange selber ersehnet. Der Adlerflug hochstrebender Gedanken wird auch bei ihm plötzlich eingeklinkt, noch ehe der eigentliche Horst erreicht ist. Zeigen wir es an einem Beispiel. In dem Buche: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“, wirkt er mit dem Ungeftüm eines Apostels für seine Kinderwelt um die Mutterliebe, die Muttergesinnung als dem heiligen Lebensboden, in dem allein die Pflanze gedeihen kann. Aber diese Mutter und ihre Liebe, wer schafft sie? Das Ideal der Gertrud, wer führt es in's Leben ein? Pestalozzi ver-
sagt die Antwort. Er bedarf engelreiner Mütter und bricht ab, nach dem zu forschen, der allein den Acker bestellen kann, dem heiligen Säemann, den der Gott gesandt, der uns zu trösten verheißt, wie Einen seine Mutter tröstet. Es sei ferne, diese Schranke Pestalozzi zum Vorwurfe anzurechnen. Er ist Kind seiner Zeit, in der er zugleich wie ein Prophet steht. Ahnungsvoll schaut er hinaus in die ihm noch verhüllte Zukunft; er gibt die mächtige Anregung, deren Ausgang und Zielpunkt sein Auge nicht mehr schaut, aber die unter seinen Jüngern, die dieser Weisung gefolgt — und es sind seine Tüchtigsten und seine Liebsten — die was der Meister geahnet zur Klarheit durchgearbeitet, sie stehen dann auf festem, christlichem Boden, dem die Dankbarkeit bewahrend, der ihnen den Weg nach der Heimath des Kindergemüthes, ihm selber noch unbewußt, gewiesen.

* * *

Als Muralt dreiundzwanzigjährig Pestalozzi nahe trat, war der Meister bereits siebenundfünfzig Jahre alt und welch' eine gewaltige Arbeitslast und mehr noch Sorgenlast hatte auf die Schultern Jahrzehnte lang gedrückt und doch nicht sie gebeugt. Aus den dunkeln Augen leuchtete Jugendgluth, ein Helbengeist, der gebrochen, aber nie unterworfen werden kann. Es war um jene Zeit in dem sturmbewegten Leben eine ruhigere, friedevollere Periode eingetreten, das Lebensschiff trieb eine Weile, die Segel von günstigem Winde gebläht, fröhlich

*) Vergl. Schmidt, Gesch. d. Pädag., Bd. IV, S. 91.

dahin. Die achtzehn schweren Jahre (1780—98), die Pestalozzi unthätig auf seinem Neuhof hatte verbringen müssen, waren seit ein paar Jahren nun schon vorüber. Sie hatten schwer, furchtbar schwer auf dem thatendurstigen Manne gelastet. Auch die kurze, aber schwere Periode in Stanz war vorüber, wo Pestalozzi nach seinen eigenen Worten nicht nur Lehrer und Erzieher von achtzig armen, verwahrlosten Waisen war, sondern auch Zahlmeister, Hausknecht, schier auch Dienstmagd. Die Franzosen erlösten ihn aus der aufreibenden Arbeit, indem sie die Kinder aus den Räumen vertrieben, die sie in ein Militärspital verwandelten. Von den Tagen sagt Pestalozzi: „Es ist ein Wunder, daß ich noch lebe. Ich vergesse die folgenden Tage der Erholung zu Gurniggel (wohin er sich nach Stanz zurückgezogen) nicht, so lange ich lebe. Gurniggel war ein Stein im Meere, auf dem ich ruhte, um wieder zu schwimmen, ich konnte nicht leben ohne mein Werk.“

Wie ein um sein Leben Ringender suchte Pestalozzi wieder an die Arbeit zu kommen. Er ward Schulmeister in Burgdorf, das schwere Amt machte den mehr als Fünfzigjährigen nach Jahresfrist brustkrank. Die Heilung suchte er nur wieder in dem Werke selbst. Im Winter 1800 stiftete er in Burgdorf mit Krüsi, Tobler und Bux eine Erziehungsanstalt. Die Sache hatte guten Fortgang, es brach endlich eine reiche Zeit in dem Leben Pestalozzi's an, vielleicht seine schönste und glücklichste. Das war die Zeit, in welcher Muralt als Lehrer in die Anstalt eintrat.

Muralt fühlte sich bald zu Hause in der neuen, fesselnden Welt. Er war nun wieder im alten Heimathlande und an einem seiner schönsten Punkte. Die Berner Regierung hatte das alte Schloß, um dessen Besitz einst die Väter mit den Kyburgern in langer und blutiger Fehde gelegen*), Pestalozzi für seine Anstalt überlassen. Am Südostende der Stadt liegt das Schloß auf einem isolirt stehenden Felsen, den Ort um 40 Meter steil überragend**). Der geräumige Schloßhof ist fast ganz von zweistöckigen Gebäuden eingefast, nur an einer Seite gewährt eine Brüstungsmauer reizende Aussicht. Unten das grüne Emmethal, von dem Emmesfluß

*) Ruz, Handlexicon d. Schweiz. Eidgenossenschaft. Aarau 1856. S. 150.

**) Eine kleine dürftige Abbildung von Burgdorf gibt Blochmann in seinem Werke über Pestalozzi.

vielarmig durchzogen. Auf der einen Seite der Blick nach der langgezogenen, malerischen Jurafette, dort dann wieder in einer Entfernung von sechs bis acht Meilen die Höhenzüge des Berner Oberlandes. Wie wunderbar und majestätisch an hellen Sommerabenden das Schauspiel, wenn kein Nebel die Häupter umhüllt und bei sinkender Sonne das Alpenglühen auf den schneebedeckten Gipfeln sein zauberhaftes Farbenspiel anhebt und Schreckhorn, Finsteraarhorn, Jungfrau, Eiger und Mönch so riesenhaft und schweigend in die Höhe starren.

Auch das Leben im Hause sprach den begeisterten und strebsamen jungen Mann mächtig an. Er sah, was ihm selbst nach dem ganzen Gang seiner Entwicklung als das Vernunftgemäße erschien. Gleich den anderen Tag (21. Mai 1803) nach seinem Einzug in's Schloß durchlief er die Classen; die Fortschritte der Knaben setzten ihn in Erstaunen, die ganze Einrichtung gefällt ihm. „Ich bin zufrieden gestellt“, so lautet die knappe, entschiedene Tagebuchnotiz. Der junge Lehrer faßt in jenen Tagen die vorgefundene Methode in den flüchtigen Umrissen zusammen: „Allgemeine Ideen. Man will den Kindern Real-, nicht bloße Nominal- oder Verbalkenntnisse einprägen. — Sprachen, Schreibe-, Zeichen-, Rechenkunst und die Anfangsgründe der Geometrie. Diese Methode nöthigt durch sanften Zwang das Kind zum Denken, das Verhältnißgefühl wird geübt und geschärft und die Hand zu den mannichfaltigsten Arbeiten geschickt gemacht, sie läßt Einsichten und Fertigkeiten harmonisch fortschreiten, überspringt nichts, gewöhnt sie in allem ihrem Thun an Ordnung, Rechtlichkeit und Geselligkeit. Der Pestalozzischüler soll einen offenen Kopf in die höheren Anstalten bringen, er soll ein Bedürfniß haben, das, was man ihm sagt, zu verstehen, er muß eine für sein Alter nicht unbedeutende Fertigkeit im Aufmerken und Auffassen haben.“ Blind ist Muralt nicht gegen die Schattenseite der Methode, die auch er im Mechanismus der ganzen Erziehung findet. Derselbe kam nicht zufällig in das System; Pestalozzi wollte ihn. Als in jenen Tagen der Vollziehungsrath Clapre ihm sagte: vous voulez mécaniser l'éducation, erwiderte ihm Pestalozzi, daß er mit dem Ausdruck den Nagel auf den Kopf getroffen. Grade dies Wort bezeichne das Wesen seines Zweckes und aller seiner Mittel.

Mit einigen seiner Mitarbeiter trat Muralt bald in ein näheres und inniges Verhältniß; aber ein paar Bemerkungen in seinem Tage-

buch zeigen auch, wie bald schon und wie scharf und zutreffend sein Urtheil über einzelne Lehrer ist und wie früh er den Bersehungsprozeß entdeckt, der sich wie ein Krebschaden angesetzt. „Da üben K r u s i und B u ß einen zu großen Einfluß auf die Lehrer aus und sind doch nicht im Stande, einen tüchtigen Schulplan zu entwerfen; da raisonnirt M a e f f zu viel mit den Knaben, da hat der Lehrer W e i ß Pestalozzi ganz in seiner Gewalt und meint, er sei nur ein Kind voll Schwachheit und Furchtsamkeit.“ Auch M u r a l t muß zugeben, daß der von ihm so hochgeachtete Mann nur Gefühl sei und sich Jedermann anvertraue.

M u r a l t hatte in der Anstalt den Religionsunterricht zu ertheilen, außerdem die französische Sprache und einzelne Fächer für französische Böglinge, die der deutschen Sprache noch nicht völlig mächtig. Die Morgen- und Abendandachten hielt Pestalozzi selbst, M u r a l t wurde bald damit betraut, dieselben den französischen Böglingen in ihrer Muttersprache zu übertragen. Wir danken wohl diesem Auftrage, daß sich unter den Papieren noch ein paar solcher kleinen Ansprachen erhalten; wir lassen einige folgen; sie sind wichtig, den religiösen Geist kennen zu lernen, der von Pestalozzi in seiner Anstalt gepflegt ward; gar mancher von den späteren Muraltschülern wird in den Aufzeichnungen den Geist walten sehen, der ihn selbst dann später anwehte, als der Jünger selbstständig geworden, der eigenen Anstalt vorstand.

Die Knaben sind im Saale versammelt. Pestalozzi, der Hausvater, tritt schlicht und einfach unter sie, beginnt mit dem einen oder anderen Knaben ein kurzes Zwiegespräch, oder hat einen Buben (den Ausdruck fürchteten die Jungen; er kam nur in tadelnder Bedeutung vor) zu rügen. Daran reihte sich dann die allgemeine Ansprache. So am Morgen: „Ist keiner unter euch, der vergessen habe, diesen Morgen beim Aufstehen an Gott zu denken? Seid ihr entschlossen, an diesem Tage was Gutes zu lernen und zu thun? Wollt ihr Gott lieben, der das Gute liebt? Ihr Kinder werdet von uns zur Arbeit gezwungen zu euerem Besten. Erkennet es; betet zu Gott um Kraft, daß er euch genug Freiheit schenke, aus diesem Zwangsstand in den Freiheitsstand zu kommen.“ — „Betrachtungen des Todes sind die ersten Betrachtungen, die uns vernünftig machen u. s. w.“ — „Wir sind wieder da, uns durch religiöse Betrachtungen für heute zu stärken. Wir möchten gerne recht thun und dadurch zu einem zufriedenen und ruhigen Leben kommen.“ — „Unter die Gründe, warum

die Menschen im Guten so wenig weit kommen, gehört hauptsächlich der, die Fehler sind ihnen nicht recht leid, der Mensch fühlt sich besser als er ist, schmeichelt sich.“ —

In den Abendbetrachtungen herrschten wieder andere Gedanken vor. Auch von ihnen ein paar Beispiele. „Guten Abend, liebe Kinder! Es freut mich, euch beisammen zu sehen. Seid ihr zufrieden mit euch? Sagt es mir aufrichtig u. s. w.“ — „Seid ihr ermüdet? Man kann keinen Tag gut angewendet haben, ohne des Abends sich müde zu fühlen, ja schon eine gut angewendete Stunde macht müde. Danket Gott, daß ihr der Ruhe genießen könnet, habt Mitleid mit so vielen Armen und Elenden, die sich fast zu Tode arbeiten müssen und doch des Abends keine Ruhe finden können u. s. w.“ — „Kinder, seid ihr mit euch zufrieden? Murret Einer? Darf Keiner frisch sagen: ja? Seid ihr denn nicht ganz zufrieden? Oder halb? Bist du's? Und du? $\frac{2}{3}$? $\frac{7}{8}$? Habt ihr viel Zeit verderbt?“ — „Ich freue mich, euch Kinder wieder alle beisammen zu sehen und mit euch die Abendstunde recht gut anzuwenden. Es gibt besonders zwei Hauptfragen, die von der größten Wichtigkeit sind und welche man täglich oft wiederholen muß: habt ihr heute oft an Gott und oft an eure Eltern gedacht?“

Der Sonntag brachte dann wieder neue Gedankenreihen, die ihre praktische Verwerthung erhielten. So heißt es an dem Abend eines Sonntags, an dem die Knaben Erdbeeren gepflückt: Ihr habt euch heute wieder in der schönen Natur gefreut. Da ist der Ort, wo man Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten kann und soll. Vergesst es ja nie; gemeinschaftlich lobet und preiset Gott, der sich in Allem, was Leben hat, in jeder Pflanze und jedem Thiere bewunderungswürdig zeigt.“ — „Kinder, wir haben heute Sonntag. Das ist ein Tag der Freiheit. Diese Freiheit ist wichtig, an ihr kann der Mensch sich prüfen, wie er selbst sei“ u. s. w.

Tiefen Eindruck machten diese Betrachtungen auf das Gemüth der Kinder. Wie ein Hauspriester und Familienvater stand Pestalozzi in feierlichem Ernste bei den Versammlungen unter seinen Knaben; seine Züge waren dann meist weich und mild, die Haltung sonst oft nachlässig, fest, eindrucksvoll, aus den tiefstliegenden Augen drang ein Strahl liebevollen Wesens, auch das Kind merkte der ganzen Persönlichkeit ab, daß der Mann im Umgang stehe mit seinem Gotte und rede, wie von ihm gesandt. Hatte er durch eine solche kurze Ansprache die Gemüther zur

Andacht erhoben, dann schloß er mit einem Gebete, das ihm vom Herzen quoll. Ein anderes Mal nahm er dann wieder bei diesen Andachten ein Gellert'sches Lied, erläuterte den Inhalt und lenkte auf diese Weise in das Morgen- und Abendgebet ein. Bezeichnend für die Richtung und für uns befreundlich und schmerzlich ist, daß das Wort Gottes in diesen und all' den übrigen vorliegenden Betrachtungen verstummt ist und kaum ein Wort an den erinnert, der nur dem Gebete in seinem Namen die Erhöhung vom Vater zusichert.

Ueber hundert Böglinge zählte die Anstalt in Burgdorf, als Muralt eintrat. Aber sie blieb nicht mehr lange an dem Ort. Schon den 6. Juni 1803 trägt Muralt die Notiz ein, daß Bern das Schloß gekündigt. Den Grund gibt er leider nicht an. Da fast noch ein Jahr bis zur endgültigen Ausführung der Kündigung verstreicht, scheinen lange sich hinziehende Verhandlungen stattgefunden zu haben, die dann endlich doch zu dem gleichen Ziel führten. Die Ungunst Bonaparte's warf ihre trüben Schatten auf das Ländchen, das von dem Corsen seine Verfassung eben erhalten. In Bern hatte diese Verfassung, die den einzelnen Cantonen eine größere Selbständigkeit gewährleistete, aristokratische Familien an's Ruder gebracht, die mit Mißtrauen auf die Burgdorfer Anstalt hinsahen. Eine staatliche Unterstützung, die die Anstalt bis dahin empfangen (es waren 1600 Franken und 20 Klafter Holz) ward zurückgezogen, dann das Schloß selbst gekündigt. Es sollte Sitz des Oberamtmanns werden. Man schämte sich freilich, die weithin berühmte Anstalt unmittelbar an die Straße zu setzen. Münchenbuchsee wurde den Vertriebenen zum Aufenthalt angewiesen. — Als nach zwanzig Jahren Muralt Burgdorf zum ersten Male wieder besuchte, stürmen Wonne und Wehmuthsgefühle auf ihn ein, weil hier der Ort, wo er für's Erziehungs- wesen begeistert worden sei.

b) In Münchenbuchsee.

Zwei Stunden nur von Bern entfernt liegt das Pfarrdorf Münchenbuchsee. Die alte Burg, bereits im zwölften Jahrhundert zu einem Pilgerspital eingerichtet, hatte im Laufe der Jahrhunderte manche Wandlung durchmachen müssen. Im letzten Jahrzehnt hatte sie drei Jahre als ein Spital für ausfällige Soldaten gedient. Die Letzten waren geheilt

entlassen; die leer gewordenen Krankenräume dünkten der Berner Regierung gut genug, eine Erziehungsanstalt darin unterzubringen, auf die in jenen Tagen die Blicke der ganzen Welt in viel höherem Grade gerichtet waren als auf Bern und seine Regierung.

Getrosten Muthes und hoffnungsvoll siedelte Pestalozzi in das alterthümliche, weitläufige, klosterartige Gebäude über*). Hatte man ihm doch sein Leben, seine Anstalt gelassen; was kümmerte ihn dann viel der bessere oder schlechtere Aufenthalt. Einen kleinen Eintrag im Schulbesuch scheint der Wechsel veranlaßt zu haben. Während wir in Burgdorf hundert Schüler auf dem Schloßhof sich tummeln sahen, fand Professor Wald aus Heidelberg bei seinem Besuche in Münchenbuchsee nur sechzig Schüler unter acht Lehrern. Unter den Letzteren rühmt der Professor hauptsächlich Muralt und Tobler.

Durch die Uebersiedelung nach Münchenbuchsee war die Anstalt in nächste Beziehung zu Emanuel v. Fellenberg getreten, der auf seinem nahegelegenen Gute Wyhlhof (unter dem späteren Namen Hofwyl so berühmt geworden) angefangen hatte, die großartigen Anstalten in's Leben zu rufen, die nach einem Vierteljahrhundert bereits zu einem „pädagogischen Städtchen“ von 400 Personen angewachsen war. Fellenberg bekam die Leitung der Pestalozzi'schen Anstalt. „Nicht ohne meine Einwilligung, sagt Pestalozzi, aber zu meiner tiefsten Kränkung.“ In mancher Beziehung war diese Leitung der Anstalt zum Segen. Wie Pestalozzi Zeit seines Lebens nie aus den Schulden herauskam, weil er harmlos und mildthätig wie ein Kind das Geld weggab, so war er auch unfähig, der Oekonomie einer solchen Anstalt segensreich vorzustehen. Fellenberg dagegen verstand es meisterhaft, zugleich auch strammereucht, strenge Ordnung in das etwas lose Gefüge der Disciplin zu bringen. Beide Männer ergänzten sich in ihrem Wesen vorzüglich, leider aber waren beide Männer in ihrer Eigenthümlichkeit so ausgeprägte Gestalten, daß sie wie ergänzungsbedürftig auch immer sich gegenseitig abstießen. Zusammen konnten so geartete Naturen nicht arbeiten. Der,

*) Justizrath v. Türk, der von Oldenburg aus Pestalozzi aufgesucht, in mehrmonatlichem Aufenthalt die Methode zu studiren, traf gerade am Tage der Uebersiedelung in Burgdorf ein und schildert nun in anschaulicher Weise die Uebersiedelung. (Briefe aus Münchenbuchsee über Pestalozzi. Leipzig 1806. Bd. I. S. 2 flg.)

bei dem das Gemüth vorherrschte, zog weg. Noch sollte das Werk als ein gemeinsames gelten, aber Pestalozzi siedelte mit ein paar Schülern und zwei Lehrern nach einem anderen Orte über, da für sich allein zu wirken. Verschiedene Orte der Schweiz, als sie von dem Verfahren der Berner Regierung wider Pestalozzi und seine Burgdorfer Anstalt Kunde erhalten, hatten sich an den berühmten Mann gewandt, mit der Bitte und dem Angebot, das Institut zu ihnen zu verlegen. Am günstigsten schien für das Gedeihen der Anstalt der Antrag der Stadt Yverden; dahin zog noch im Jahre 1804 Pestalozzi mit acht Schülern über.

Sechzig Schüler mit etwa 6 Lehrern blieben den Winter noch in Buchsee. Aber je länger, je mehr stellte sich heraus, daß auf diese Weise eine gemeinsame Leitung nicht möglich und an jeden Einzelnen die Entscheidung herankäme, mit Fellenberg oder Pestalozzi fernerhin zu arbeiten. Mißhelligkeiten zwischen den Beiden drängten zur Entscheidung; wir wissen nicht, wie lange bei den Einzelnen der Kampf gewährt haben mag; es liegt mir aber das fesselnde Schriftstück vor, wahrscheinlich von Muralt verfaßt, in welchem die zurückgebliebenen Lehrer im Frühjahr 1805 einstimmig Fellenberg ihren Entschluß kund thun, zu Pestalozzi übersiedeln.

Das Schriftstück (vom 20. Mai 1805) legt ein beredtes Zeugniß davon ab, wie mächtig die Persönlichkeit Pestalozzi's auf die Lehrer gewirkt. Die Lehrer erklären mit inniger Ueberzeugung, an der Sache und Methode Pestalozzi's zu hängen und ohne irgend einen Nebenzweck ihre geringen Kräfte mit reiner Hingebung und nach bestem Wissen ihm widmen zu wollen. Ihre Kräfte verdanken sie Pestalozzi und seien sie sie ihm demnach auch schuldig. Ein höheres Bedürfniß kenneten sie nicht, als sich mit dem Geiste seines Wesens und der Anwendung seiner Mittel immer vertrauter zu machen und an seiner Seite noch so schnell und so viel als möglich die kostbaren Reste seines theuren Lebens zu benutzen. Die Thätigkeit und das reine Streben der Lehrer hänge von ihrer inneren Befriedigung ab und diese sei nur unter der Leitung des Mannes möglich, der das unbegrenzteste Vertrauen Aller besitze, dessen Dasein und Beispiel das gemeinsame Band immer enger und inniger knüpfe, der für Alle lebe, wie Alle für ihn, der sich ausschließlich und ganz dem einen Zwecke widme und durch keine anderweitigen Entwürfe und Versuche, sie mögen noch so wohlthätig sein, Collisionen herbeiführe.

Als Pestalozzi und der bei ihm weilende Niederer von diesem Entschluß der Lehrer Kunde erhielten, waren sie hoch erfreut über den Schritt. Ersterer schreibt an Muralt: Sobald eine Vereinigung Aller ohne Fehler und ohne Undelicateſſe möglich ist, so wünsche ich sie, wie ich nichts auf Erden wünsche, und wenn ihr mich in diese Vereinigung wünscht, so sterbe ich in eurer Mitte. Laßt Fellenberg, was er will (er hatte das Inventar zur Schadloshaltung für gehabte Unkosten belegt), helfst ihm zu Allem, was er will, nur erhaltet eure Freiheit auf die Stunde der Vereinigung, die gewiß bald kommt, wann wir sie wollen, und mit festem Rechtthun verdienen. Adieu. Euer für Euch Gott dankbarer Pestalozzi."

Für den 1. Juli 1805 hatten die Lehrer ihr Verhältniß zu Fellenberg gekündigt und die Eltern der Schüler von diesem Schritt benachrichtigt. Die Eltern hießen ihn gut und ließen die Kinder mit ihnen nach Yferten ziehen. Noch ehe es zum Umzug kam, war unser junger Theologe nach Zürich gegangen, sein Staatsexamen zu machen (28. Mai 1805). Nachdem er es wohl bestanden, empfing er daselbst auch die Ordination. Nach Jahren erst wieder bei seiner ersten Schweizerreise kommt Muralt mit Fellenberg zusammen. Die früheren Reibungen sind vergessen, die freundlichste Aufnahme und Herberge findet der Pastor bei dem außergewöhnlichen Manne. Während die Pestalozzi'sche Anstalt der Auflösung entgegenging, stand Hofwyl in voller Blüthe. Es fand sich auf dem umfangreichen Gute eine große und ausgedehnte theoretische und praktische Landwirthschaft, eine Werkstätte zur Verfertigung der neueren Ackerwerkzeuge, eine Industrie-Armenschule mit 30 armen Knaben, ein Erziehungsinstitut für vornehme und reiche Knaben, damals 90, darunter auch einige Russen. Das Urtheil von Muralt über Feneberg ist maßvoll und gerecht: „Er ist kein guter Pädagoge, aber ein einsichtsvoller, geübter und ausdauernder Regent. Es ist Einem nicht wohl um ihn herum, man fühlt sich beengt und gedrückt. Die Lehrer geben ihm viel zu schaffen, mit den Eltern kommt er oft in harte Reibung, die Zöglinge sind gerne ferne von ihm."

c) In Yferten.

In dem wechselvollen Leben Pestalozzi's bildet Yferten die längste Station, den Höhepunkt des Ansehens seiner Anstalt, zugleich auch eine der schmerzreichsten Prüfungsstätten des vielgeprüften Mannes.

Iserten, bekannter noch unter seinem französischen Namen Overdon, ist reizend auf einem kleinen Eiland gelegen, das sich an den Neuenburgersee anlehnt*). Unter den Gebäuden des Städtchens ragt ein altes Schloß mit vier Thürmen hervor, im zwölften Jahrhundert von Karl von Böhren erbaut. Auch dies Gebäude hatte manchen Wandel in seiner Bestimmung durchgemacht. Zuletzt bis 1798 war es Wohnung eines Amtmannes; seitdem stand es leer. Die waadtländische Regierung bot das unbenutzte Gebäude Pestalozzi für seine Anstalt an, die dann hier bis zu ihrer Auflösung 1825 blieb.

Muralt gewann jetzt größeren Einfluß. Sein lebenskräftiger, ordnungsschaffender und biederer Sinn erwarben ihm auch hier unter Lehrern und Schülern eine Stellung, ähnlich der, die der Student unter seinen Kameraden in Halle einst eingenommen und seine tüchtige wissenschaftliche Bildung verlieh ihm einen weiteren Anspruch auf die stillschweigend ihm eingeräumte Stellung. Er hielt auf ernste, strenge Zucht unter den Knaben und die that Noth, je mehr der Besuch der Anstalt in Mode kam und aus den verschiedensten Kreisen der Schweiz, Deutschlands, Frankreichs, Englands und Rußlands verwöhnte Knaben abgegeben wurden, die nicht leicht sich in feste Ordnung fügen wollten. Das Tagebuch enthält eine reiche Sammlung von Geboten und Verboten des Lehrercollegiums, die hastig aufgestellt wurden und oft nur zu rasch sich überlebt hatten; sie geben ein anschauliches Bild des Lebens unter den Zöglingen und ihrer Bedürfnisse. Es würde uns aber hier zu weit führen, wenn auch nur eine flüchtige Uebersicht derselben zu bieten.

Immer weiter drang das Ansehen der Anstalt. Aus den fernsten Gegenden kamen die fast täglichen Besuche mit ihren für den ruhigen Fortgang der Unterweisung recht nachtheiligen Störungen. Pestalozzi machte in solchen Fällen den allzeit bereiten Führer durch die Klassen, gar manchem Besucher eine unerquickliche Enttäuschung, zunächst wenn sie den Mann sahen oft „im nachlässigsten Anzug, im alten, grauen Ueberrock, ohne Weste, kurze Beinkleider, bis auf die Pantoffeln herabhängende Strümpfe, das schwarze, starke, struppige Haar ungekämmt und

*) Auch von Iserten gibt Blochmann eine sehr dürftige Skizze: über den Ort selbst vergl. die Notizen im Luz'schen Lexikon, S. 466.

wußt **). Aber wenn der Fremde dann der Rede des von Genialität strotzenden Mannes zugehört, die volle Hingabe und Liebe für den einen, großen Lebensgedanken erkannt, dann mußte man sich vor der Kraft, die da waltete, beugen und die bedeutendsten Männer zollten seiner Wirksamkeit Anerkennung.

Für die Lehrer war die Anregung groß, sowohl die von Pestalozzi ausgehende, als auch die durch die vielen Besuche empfangene. Dazu kam namentlich in den ersten Jahren zu Pferten ein schönes und inniges Zusammenarbeiten des Collegiums. Fast alle Lehrer waren von ernstem Eifer und völliger Hingabe an das Werk beseelt und auch Muralt wie so vielen Andern ist diese Zeit eine lebenslang unvergeßliche geblieben. Die Anforderungen an die Lehrer waren große **). Ihre ganze Zeit gehörte der Schule. Keiner hatte eine eigene Stube. Wollte Einer für sich eine nothwendige Arbeit verrichten, so mußte er sich mitten im Getümmel der Knaben an einen freien Stehpult stellen. Auch des Nachts schliefen die Lehrer mit den Kindern zusammen. Aber alle diese Opfer wurden willig übernommen. War doch der Rastloseste, Uermüdbichste der mehr als sechzigjährige Leiter, waren sie doch, von ihm in Mittheilung gezogen, glühend von dem einen Gedanken erfüllt, ihr ganzes Leben dem Werke zu weihen.

Und doch traten frühe auch schon und immer schärfer die Reime hervor, die das ganze Werk zerlegten. Immer wieder stoßen wir dabei zunächst auf die Untüchtigkeit Pestalozzi's, ein größeres Gemeinwesen zu leiten. Fast zweihundert Böglinge befanden sich in jenen Jahren in der Schule, dazu 15 Lehrer, 32 erwachsene Personen, die kürzere oder längere Zeit sich aufhielten, die Methode zu studiren, das Anstaltsleben kennen zu lernen. Und ihnen gegenüber der edle Pestalozzi, ebenso genial zu begeistern, wie unfähig zu regieren, Pestalozzi, dessen ganze Sehnsucht nach einer Armenschule ging und der sich in dieser Anstalt die

*) So sah ihn beim ersten Besuche Raumer (R. v. Raumer's Leben von ihm selbst erzählt. Stuttg. 1866. S. 102.)

**) Man sehe sich den Stundenplan eines Oberlehrers an, wie ihn Ramsauer aus der Zeit in Pferten gibt (R. kurze Skizze meines pädagogischen Lebens. Oltenb. 1838. S. 35). Für ihn selbst begann die Tagesarbeit um 2 Uhr Morgens, bei den anderen Lehrern $1\frac{1}{2}$ Uhr und währte fast ohne Unterbrechung bis 9 Uhr Abends.

Mittel erwerben wollte, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, Pestalozzi, der Mann mit dem Kindergemüthe, der tiefsinnige Blicke in das Menschenherz und seine Bedürfnisse gethan und so gar keine Menschenkenntniß im praktischen Leben erwies, daß er sich dann nothwendiger Weise von denen leiten ließ, die klug genug waren, Gewalt über ihn zu gewinnen.

Verhängnißvoll für ihn war die Abhängigkeit, in die er zu zweien Lehrern gerieth und die eine Spaltung in dem Organismus immer deutlicher zu Tag treten und die Anstalt nicht das werden ließ, was Pestalozzi, der Schriftsteller, mit so begeisterten Worten als ihre Aufgabe geschildert, eine erweiterte Wohnstube, beseelt von dem Geiste reiner Familienliebe. Die Lehrer Schmid und Niederer standen an der Spitze der Partheien; sie verhielten sich beide zu einander in ähnlicher Weise wie Fellenberg und Pestalozzi, nur freilich, daß Fellenberg eine viel lauterere Persönlichkeit war als Schmid. Schmid, eine durchaus praktische Natur, der das Geldsammeln und Haushalten wohl verstanden, eine unedle, harte, selbstsüchtige Natur, zugleich aber auch, der volle Gewalt über Pestalozzi gewann und ein Behagen darin fand, sie ihn fühlen zu lassen; Niederer, mit tüchtiger, wissenschaftlicher Bildung, voll warmer Hingabe an Pestalozzi und sein Werk, innig mit ihm befreundet und bereit, sein ganzes Leben an die Arbeit für die Anstalt zu setzen. Einer der Lehrer jener Zeit, Blochmann, kennzeichnet recht, wenn er sagt: Pestalozzi, Niederer und Schmid, im Bunde christlicher Liebe und Weisheit fest vereint, hätten durch die einem jeglichen verliehenen Kräfte und Gaben aus der Anstalt zu Tzerten ein Musterbild der Erziehung für alle Zeiten zu schaffen vermocht, aber wahrlich, hat sich je in einem Menschenwerke das Wort des Herrn bewährt: „Ohne mich könnet ihr nichts!“ so war's in Tzerten*).

Noch that sich erst nur im Innern die tiefgehende Spaltung kund und blieb den Augen der zahlreichen Besuchenden verborgen. Aber die im Hause lebten, spürten bereits den feindseligen Partheigeist. Auch die Knaben merkten ihn und die an sich schon etwas lose Zucht, durch das Zusammensein von Knaben aus aller Herren Länder noch verstärkt, wurde lockerer und lockerer. Ungünstig wirkte ferner auf Lehrer und Schüler

*) Vergl. die ganze eingehende Schilderung bei Blochmann (Heinr. Pestalozzi. Epj. 1846.) S. 91—107.

der Ruhm, der auf der Anstalt je länger je mehr lastete. Zwei, drei Mal sahen sich oft des Tages über die Knaben in ihren Lehrstunden von den höchsten Persönlichkeiten angestaunt, merkten aber auch, wie sie für solche Aufführungen zugestuzt wurden; Pestalozzi, hoffnungsfelig, war geneigt, den freundlichen Beifall der Fremden für reife Frucht der Leistung zu halten und über sah in seinem Feuereifer, das Werk zu fördern, den Abstand, der zwischen dem gezoßten Beifall und der Wirklichkeit bestand. Der Ruhm einer Musteranstalt zeitigte einen Hochmuth der Lehrenden und Lernenden, der Beiden gefährlich war.

Die peinlichen Verhältnisse der Anstalt haben keinen Nachhall in dem Tagebuch Muralt's gefunden; ebenso wenig konnte ich eine Notiz aufspüren, daß er sich der einen oder anderen Parthei angeschlossen hätte. Unbehelligt und unverdrossen wartete er des schweren Amtes in tüchtiger Kraft, in ehrenfester Gesinnung. Die Knaben hingen in treuer Liebe an ihm, obgleich sie seine Strenge kannten, Ordnung und Zucht zu wahren; gar manche Eltern aus Lyon, Lausanne und anderen Orten baten dringend, daß er ihre Kinder unter seine besondere Obhut nehme. Um seinetwillen hätten sie sie der Anstalt anvertraut und würden sie sie ihm alsbald übergeben, wenn er selbständig irgendwo eine Schule gründen wolle. Pestalozzi hielt große Stücke auf ihn; Muralt verband ihm wissenschaftliche Tüchtigkeit mit großem Geschick für die Erziehung mit begeisterter Hingabe an die Methode und war dabei offenen, biederem Wesens, unfähig Ränke zu spinnen, deren Gewebe in dem Hause sich schon angelegt.

Aber doch scheint er unter den Verhältnissen gelitten zu haben. Die Freunde fanden ihn seit 1809 ernster geworden und nachdenklicher, als ob ein stiller, tiefer Gram an ihm nage. Es waren schon Worte gefallen, die von den besorgten Freunden als Vorboten gedeutet wurden, daß auch er weggehen wolle, wie so mancher seiner Collegen laut die Absicht ausgesprochen. Er selbst wies die Deutung ab. 1809 war er wohl eine kurze Zeit bei den Seinen auf Schloß Heidelberg, aber von da wieder nach Fferten zurückgekehrt und hatte sich alsbald mit vollen Zügen und ungetheilte Lust in die liebe Arbeit geworfen.

Da empfing er im Februar 1810 bößlich unerwartet von seinem alten Schulfreund aus Zürich Friedrich Ludwig Escher, der seit ein paar Jahren nach Petersburg übergesiedelt war, ein längeres Schreiben

mit der überraschenden Anfrage, ob er geneigt wäre, die eben freigewordene Stelle eines Predigers an der deutsch-reformirten Gemeinde anzunehmen. Der Freund fügte der Anfrage dringendes Zurathen bei. Er wußte, mit welcher Begeisterung und Tüchtigkeit der alte Kamerad sich dem Erziehungswesen hingeeben und im Besonderen an Pestalozzi hing. Deshalb ließ er in das Schreiben einfließen, wie der Freund dieser seiner feurigen Jugendliebe nicht untreu zu werden brauche. Alle die Vorgänger im Amte hätten die reiche Mußezeit mit Erziehung und Unterricht ausgefüllt und gewiß werde man mit offenen Armen an der Nawa einen Pfadfinder der Pestalozzi-Methode aufnehmen, die für die besonderen Verhältnisse Rußlands geeignet sei wie keine andere. Der Freund und Werber begründet seine Meinung, „weil die Pestalozzi'sche Methode die niedrige wissenschaftliche Ausbildung ungemein beschleunigen muß. Hier in Petersburg ist von gründlichem oder höherem Wissen, von Gelehrsamkeit keine Rede. Wenn nur das allernothwendigste nicht so oft mangeln würde.“

Für Muralt war das Schreiben lochend. Auf der einen Seite die unbehaglich werdenden Verhältnisse im Lehrercollegium zu Isern, auf der anderen Seite die in Aussicht gestellte Möglichkeit, selbständig eine Anstalt zu gründen und auf fernem Vorposten das Gut Pestalozzi'scher Methode zu hüten und weitere Gebiete ihm zu erobern, Alles trug dazu bei, ihm die Entscheidung nicht schwer zu machen. Er theilte den Brief Pestalozzi mit. Auch er, der väterliche Freund, so schwer ihm die Trennung ankam, gab seinen zustimmenden Rath und schrieb an die ferne Gemeinde, ihr für die Wahl Glück zu wünschen. Die Osterzeit brachte Muralt bei den Eltern zu, ihnen von dem Brief Kunde zu geben und empfing auch ihren Segen zu dem ernstern, entscheidungsvollen Lebensschritt.

Die Gemeinde in Petersburg, nachdem sie sich zuvor der Zusage des Candidaten, der ihr von verschiedenen und so hochangesehenen Seiten warm empfohlen war, versichert hatte, wählte am 23. Mai 1810 in ihrer Versammlung einstimmig Johannes von Muralt zu ihrem Prediger und theilte ihm die Wahl in folgendem Schreiben mit:

„Wir haben Euer Hochachtungswürden Schreiben zu seiner Zeit empfangen und können jetzt das Vergnügen haben, Ihnen anzuzeigen, daß die Wahl der vacanten Predigerstelle bei unserer Deutsch-

Reformirten Gemeinde auf Euer Hochehrwürden gefallen ist und auch bereits von Sr. Kaiserl. Majestät Reichs-Justiz-Collegio bestätigt worden. Wir ersuchen daher Euer Hochehrwürden bei Empfang dieses gleich Ihre Einrichtungen zu treffen, um so bald wie möglich auf hier abzureisen, da die Gemeinde sich gegenwärtig ohne Prediger befindet, indem Herr Collins den 30. v. M. sein Amt schon niedergelegt hat. In Memel melden Sie sich bei H. Vor. Vork & Comp., wo Sie die nöthigen Pässe zur Fortsetzung Ihrer Reise über die Russische Grenze vorfinden werden. H. Leonhard Weber wird die Veranstaltung treffen, E. Hochehrw. die nöthigen Gelder zur Reise anweisen zu lassen. Wir glauben nicht nöthig zu haben, Ihnen die Bedingungen zu wiederholen, auf welche Sie die Predigerstelle bei uns übernehmen werden, indem Sie von Herrn Escher davon unterrichtet sind. Nur dienet noch zu dero Nachricht, daß wir den Gehalt statt 1000 R. auf 1500 R. bestimmt haben und daß die Mitglieder unserer Gemeinde alles thun werden, E. Hochehrw. zufrieden zu stellen. Wir hoffen bald das Vergnügen zu haben, E. Hochehrw. in unserer Mitte zu sehen und zeichnen mit aller Achtung

E. Hochehrw. ergebene Diener

Die Aeltesten der Deutsch-Ref. Gemeinde:

Fr. Schlüsser. Peter Wörth. Johann Jochim."

IX.

Abschied von der Schweiz und Reise nach Petersburg.

Sobald Muralt diese Anstellungsurkunde erhalten, ließ er es sich angelegen sein, den dringenden Wunsch der Gemeinde und des Petersburger Freundes um möglichste Beschleunigung seiner Reise zu erfüllen. Der Abschied in Yferten wurde ihm nicht so leicht gemacht; er konnte nun erkennen, wie tief er selbst in die Anstalt eingewurzelt war, eine

wie große Freundschaft und Liebe er sich in den Jahren erworben. Ein Nachhall davon ist in den Stammbuchblättern festgehalten, die auch nun wieder beim Abschied rasch sich füllten. Ein paar bezeichnende müssen wir wohl anführen; sie bieten mehr als die landläufige Münze für solche Waare. Pestalozzi schreibt: Folge der Bahn meines Herzens mit der Kraft, die mir so lange diente und die ich mit Wehmuth aber dankend verliere. Zum Andenken verdienstvoller Jahre von seinem Freunde P. Pestalozzi's Frau schreibt die warm gefühlten Worte: Das, was ich Ihnen, bester, lieber Muralt, sagen möchte, findet keine Worte, am allerwenigsten geht es in ein Stammbuch, so dachte ich, als Sie mir das Blatt übergaben, aber doch — mag es alle Welt wissen, mehr noch, mag es Ihrem edlen Herzen wohlthuend sein, Ihnen zum letzten Lebewohl zu sagen, wie glücklich Sie uns in der Reihe von Jahren gemacht, die wir mit Ihnen verlebten. Ich habe Sie wie meinen eigenen Sohn lieb gehabt, wie oft waren Sie der Trost und die Stütze meines Alters (die Schreiberin, sieben Jahre älter als ihr Mann, hatte damals bereits das 71. Jahr erreicht). Sie haben Großes und Liebes unserem Hause gethan, darum werden Sie von Gott gesegnet bleiben, wo Sie auch hingehen, in Allem, was Sie unternehmen. Das Gefühl meiner Liebe und Dankbarkeit folgt Ihnen; ich begleite Sie mit meinem besten mütterlichen Segen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß wir uns hienieden wiedersehen (geschah auch nicht, die ehrwürdige Greisin ging 1815 heim), die weiten Himmelsstriche, die uns von einander entfernen, lassen es uns nicht hoffen. So kurz oder lange aber uns noch beschieden ist, hienieden zu wallen, werde ich mit inniger Freundschaft Ihrer gedenken, fest überzeugt, daß Sie auch zuweilen meiner sich erinnern. Es ergehe meinem treuen, lieben Muralt nach dem Gebete seiner mütterlichen Freundin Pestalozzi-Schultheß.

Am 17. Juli schied denn nun Muralt aus der Anstalt und einer Thätigkeit, in der er sieben Jahre in treuer und hingebender Liebe gestanden. Während einige nähere Freunde ihm das Geleite gaben, machten die Schüler einen weiteren Spaziergang nach Ivon, von dem sie erst spät am Abend bei herrlichem Mondschein zurückkehrten. Der begleitende Lehrer rühmte die Ordnung, Freude und Herzlichkeit der Knaben bei diesem Marsche und erhielt als Ursache dafür die Aussage, daß die Jungen auf diese Weise das Andenken des Lehrers feiern wollten, der sie allzeit

in freundlicher Herzlichkeit zur Ordnung gewiesen. Muthlos waren einige Lehrer durch den Austritt Muralt's geworden; einer derselben schrieb ihm nach einer Woche: „In den Klassen scheint es recht ordentlich zu gehen und glaube ich bald noch besser, wenn auch der Muth Einiger wiederkommt, bei denen er etwas wankte, ungeachtet Herr Pestalozzi in mehreren Gebeten auf eine recht eindringende Weise zu zeigen suchte, wie die Vorsehung darum die Trennung von Lieben herbeiführe, daß der Mensch aus der Versuchung geführt werde, das Meiste auf Andere zu bauen und in sich selbst erstarke.“

Es liegen mir eine Reihe von Briefen aus jenen Tagen aus Pferten an Muralt vor, die alle in gleicher Weise bezeugen, wie tief und schmerzlich der Verlust bei Lehrern und Schülern noch lange Zeit empfunden ward; auch ein paar, die leise wie ein Geheimniß darauf hindeuten, daß, wäre jetzt nicht eine Trennung erfolgt, die treffliche Rosette Kasthofer, die der in Pferten gegründeten weiblichen Erziehungs-Anstalt in so vorzüglicher Weise vorstand, an der Muralt auch mit großem Eifer thätig gewesen, wohl schwerlich im Jahre 1813 Niederer's Gemahlin geworden wäre, weil drei Jahre früher sein College einen so tiefen, vielleicht nicht unerwiederten Eindruck auf ihr Herz gemacht. — Das sei hier erwähnt, daß der offene, gradesinnige, so lebensvolle und theilnehmende junge Mann gar manchem edlen Frauenherz innig nahe gestanden; grade jetzt in der Scheidestunde wagte sich schüchtern manches Bekenntniß auf die Lippen, das sonst wohl nicht sich geäußert haben würde. So schreibt dem Abreisenden die Freundin aus Lausanne, die ihm ihre drei Söhne zur Erziehung anvertraut: „Meine Gedanken sind immer bei Ihnen; sie wissen Sie jetzt im Schooße Ihrer Familie. Ich nehme Theil an dem Glücke, das Sie noch einige Augenblicke aus der Bärtlichkeit und den Liebkosungen schöpfen, mit denen sie Sie überhäufen. Meine Seele ist besonders bei Ihnen in der Abschiedsstunde, sie fühlt alle Schmerzen, die auf den Ihrigen lasten, in diesem grausamen Momente, der Sie von uns und Ihrem Vaterlande trennt. — Möchten Sie nach einer schwer zu ertragenden Abwesenheit Alle wiederfinden, ja mein Freund, dann werden Sie ohne Zweifel den Gesetzen der Natur folgen, die Wünsche Ihrer Eltern und die Ihrigen erfüllen und der glückliche Gatte eines zartfühlenden und tugendhaften Weibes werden . . . Ich reise nach Paris mit dem festen Entschluß, für das Glück meiner Kinder und ihres Vaters

zu wirken; hätte ich allein über sie zu verfügen, ich glaube, der 800 (?) Meilen ungeachtet, hätte ich Ihnen gesagt: Mein Freund, da sind meine Kinder, besorgen, erziehen Sie sie, prägen Sie ihnen Ihre Grundsätze ein. — Ich habe große Lust, nach dem Heidelberg zu gehen, und Ihre Mutter kennen zu lernen; ich liebe und ehre Ihren Vater. Sie haben Recht, auf ihn eifersüchtig zu sein.“

Zunächst ging Muralt von Pferten nach Zürich, von den Freunden und Verwandten Abschied zu nehmen. Einer seiner Brüder, mit dem er zusammen in Paris gelebt, war hier ansässig geworden; die herzlichsten Bande inniger Bruderliebe fesselten ihn an denselben. Von da dann zu den Eltern nach Schloß Heidelberg. Es waren schöne zehn Tage, die er mit ihnen verbrachte, aber auch recht schmerzreiche, je näher der Abschied heranrückte. Die letzte Nacht konnte er nicht schlafen. Er fürchtete, der Trennungsschmerz würde ihn den anderen Tag übermannen und seine Abschiedsworte ersticken. Da hat denn der Sohn in der schlaflosen Nacht auf das Papier geschrieben, was sein volles Herz den Eltern zu sagen hatte. Das Blatt hat sich erhalten. Es ist vom 4. August und lautet: „Hier in dieser heimathlichen Kammer, worin mir oft, sehr oft so wohl war, weile ich nun zum letzten Male, Gott weiß, für wie lange. Die stille Nacht, die Ruhe der Meinigen, der tiefe Schmerz, den ich empfinde, Alles stimmt mich zur Wehmuth, aber auch zur feierlichen Andacht. Ruhe und Schlaf fliehen mich. Ich soll an Euch Alle, meine Theuren, noch ein Wort der Liebe, ein Wort des Abschieds sprechen. Meine ganze Seele ist bewegt, ich kann nicht reden und darum schreibe ich. Unser himmlischer Vater wohnt auch unter uns, wacht über dieses väterliche Haus und über unser einen Jeden. Er ist bei mir zu dieser mir heiligen Stunde und spricht mir Kraft und Zuversicht ein. Vor seinen Augen stehen wir Alle, Geliebte, vor seinen Ohren spreche ich meine letzten Worte, Gefühle und Wünsche aus. Du, meine innigst geliebte Mutter, hast mich zur Gottesfurcht und Menschenliebe geführt. Möge Dir Gott lohnen, was Du an mir gethan; ich kann Dir nur danken, ich kann Dich nur verehren. Meine Seele jauchzet und lobsinget dem Herrn für meine Mutter. Dein Bild wird mich begleiten, wo ich auch wandle. Dein Muster wird mich zur Sanftmuth, zur Demuth und zur Ergebung in den göttlichen Willen leiten. Schone Dich, damit Du noch lange lebest auf Erden und in Deinem ehrwürdigen Alter beseligest die Deinen.

Die gütige Vorsehung läßt mich hoffen, daß ich zu Deiner Ruhe und zu Deinem künftigen Glück auch noch ein Scherflein beitragen darf. Mein ganzes Streben geht dahin, mich Deiner würdig zu machen. Gott sagt mir, daß ich Dich wieder sehen werde."

Was er dem Vater, den Geschwistern in jener stillen Nacht geschrieben, hat sich leider nicht erhalten, dagegen aber was der Vater in diesen Tagen über seinen Sohn gedacht und ihm gesagt. Sei es noch einmal gestattet, das Stammbuch zu öffnen und auch dies Blatt wiederzugeben. „Mein Herz ist zu voll, als daß ich Dir die Liebe danken könnte, die Du uns Eltern und Deinen Geschwistern gethan, besonders gegen Deinen jüngsten Bruder. Denselben hast Du nicht nur als treuer Bruder zu allem Guten unterwiesen, sondern denselbigen durch Dein geringes Salarium ernähret und erhalten fast. Du sorgtest für ihn wie ein treuer Vater. Gott, der Geber alles Guten, belohne Deine guten Handlungen. Wie schmerzt es mich, Dich von uns abreißen zu sehen und in eine so weite Entfernung Dich fortzulassen, aber der Trost, daß es Dir wohlgehen werde, daß Du glücklich sein werdest und durch Deine gute Lehren viele glücklich machen könnest: dieses versüßt mir alles, was ich an Dir entbehren muß. Von dem 9. Jahre an hast Du Deines Vaters Haus verlassen müssen, hast unter treuen Lehrern und Führern Deine Studien bis in's 30. Jahr unermüdet fortgesetzt und hast während dieser Zeit vielen Nutzen gestiftet und viel Gutes der Jugend gethan. Gott sei mit Dir und mit uns. Gott schenke Dir Gesundheit und langes Leben und lasse Dich die herrlichen Früchte einerndten, welche Du in Deiner Jugend gesäet hast und er lasse Dich einst gesund und glücklich in Dein Vaterland zurückkehren und so ich Dich hier in der Zeit nicht mehr sehen sollte, so wird es gewiß in der Ewigkeit geschehen."

Kürzer hat sich die Mutter gesagt. „Reise glücklich, theurer Sohn! Begleitet von dem Segen Deiner Eltern und von der Liebe und Achtung Deiner Geschwister. Gott erhalte Dir Dein reines Herz, welches schon so viel Gutes gewirkt. Mit Schmerzen trennen wir uns von Dir, Geliebter! Ach, vielleicht sehen wir Dich nicht mehr. Dann tröstet uns das ewige Wiedersehen! Lebe glücklich! Deine treue Mutter."

So von dem Segen von Vater und Mutter begleitet, verließ der Sohn am 5. August das Elternhaus, den trauten Ort seiner fröhlichen Kindheit, die freundliche Heimstätte derer, an denen sein Herz mit der

warmen Liebe eines Sohnes und Bruders hing. Nicht den nächsten Weg nordwärts schlug er ein. Auch in seinem lieben Winterthur mußte Halt gemacht und all' den vielen Freunden dort zum Abschied die Hand geschüttelt werden. Nach dreitägigem Aufenthalt gab man ihm das Geleite bis nach Schaffhausen: hier am brausenden Rheinfluss sagte der Schweizer seinen Bergen und seinen Kameraden das letzte Lebewohl. Die Genossen seiner Jugend kehrten heimwärts zurück, er selber allein der unbekannten Ferne entgegen, vertrauensvoll, daß Gott ihn in dem Lande segnen werde.

* * *

Uns ist es wohl vergönnt, dem einsamen Reisenden noch eine Weile das Geleite zu geben und Theil zu nehmen an den mancherlei Erlebnissen, bis endlich nach Wochen das ferne Ziel erreicht ist. Es klingt uns Spätgeborenen fast schon wie ein Märchen, zu hören, welche Mühsal vor 65 Jahren überwunden werden mußte, bis der Weg von der Schweiz nach der Netwa zurückgelegt, welche Fülle von bleibenden Eindrücken zugleich aber auch als Erwerb der Mühsal blieb, im Vergleich zu den nun im Fluge erhaschten Schattenbildern einer Eisenbahnfahrt. Kesselnd ist es, in den Tagen einem Jünger Pestalozzi's das Geleite zu geben, wir werden dadurch zu Zeugen, welch' hohe Bedeutung diese Methode damals in dem eben in der tiefsten Noth sich wunderbar verjüngenden Deutschland hatte.

Von Schaffhausen zunächst durch die Würtemberger Lande nach Stuttgart. Die Wege sind gut, das Gefährte für die bescheidenen Ansprüche unseres Schweizers vorzüglich. Wir heute würden letzterer Meinung kaum beistimmen. Groß ist der Unterschied zwischen den Theilen, die altwürtemberger Gebiete sind und den anderen, die eben der corsische Ländervertheiler Oesterreich weggenommen und dem ihm zugethanenen Herzog, dem er auch die Königskrone verliehen, geschenkt. Im traurigsten und verlassendsten Zustand fand sich der neue Erwerb. In Radolfszell wohnt der junge Pfarrer einer römischen Taufhandlung bei, die ihn höchlichst anspricht. Der fromme und freisinnige Freiherr von Wessenberg vollzog sie ganz in deutscher Sprache. That ihm dies wohl, so schmerzte es ihn an demselben Orte tief, die Dorfbewohner in Frohndienst auf

dem Felde beschäftigt zu sehen. Es waren 85 Leute und mitten in der fröhlichen Erntezeit so still, als ob ihrer nicht vier wären. „Warum singt Ihr nicht?“ fragte unser langeslustiger Reisender. „Wir lassen singen, was singen mag!“ lautete die gedrückte Antwort der Frohnknechte. Von Stuttgart aus hält es den rüstigen Wanderer in den schönen Sommertagen und in den malerischen Gauen nicht im engen, holperigen Postwagen; der mag gut sein für's Gepäck, er selber geht zu Fuß bis hinunter nach Heidelberg. Die romantische Musenstadt sagt aber unserem Freunde nicht zu. Die Studenten machen, wo er mit ihnen in Berührung kommt, einen kalten, mißtrauischen Eindruck, erscheinen ihm in ihrer Verschwendung roh. Er war gerade zum Napoleons-tag, dessen erster Feier er vor sieben Jahren in Paris beigewohnt, in der von französischen Truppen besetzten Neckarstadt eingetroffen. Empörend war es ihm nun, Zeuge zu sein, wie die zur Kirche befohlenen Truppen am Schlusse der Messe im Gotteshause, als wären sie auf der Wachtparade, die Trommel rührten. Auf der einen Seite stieß er in dem heimgesuchten Ländchen auf Schritt und Tritt auf den Uebermuth einer siegreichen, welschen Soldateska, auf der anderen Seite sah sein menschenliebendes Auge Schaaren von Dorfbewohner, die der Heimath und ihrem Glende enteilt und nach der Krimm in hellen Haufen auswanderten.

Ueber Frankfurt ging dann die Reise rasch nach Leipzig. In Gesellschaft eines Warschauer Kaufmanns war er von der Mainstadt mit Extrapost weitergefahren. Aber auch eine Extrapost war gütig und nachsichtig, dem Reisenden Raum zu kleinen Abstechern zu gewähren. In Gotha war die Versuchung zu groß, Schnepfenthal unbesucht zu lassen. Sein theurer Freund Karl Ritter (der berühmte Geograph, der mehrmals in den letzten Jahren in Jferten gewesen und sich eng an Muralt angeschlossen, und den er jetzt auf der Durchreise im Bethmann'schen Hause in Frankfurt, wo er Erzieher war, besucht hatte) hatte ihm an Salzmann und Gutschmuth's Empfehlungsbriefe mitgegeben. Der gewonnene Eindruck über die Anstalt, die neben Jferten damals die bedeutendste und bekannteste war und wie schon erwähnt aus dem verunglückten Dessauer Philantropin die besseren Elemente an sich gezogen, war für den Pestalozzianer kein nach allen Seiten hin günstiger. Er faßt ihn in den Worten zusammen: „Die Anstalt ist nicht mehr, was sie war. Salzmann scheint derselben müde zu sein und sich mehr auf seine zahlreiche Kinder- und Enkelfamilie

beschränken zu wollen. Der gegenwärtige Geist der Anstalt ist ein kalter, ökonomischer Geist. Zwischen Salzmann und seinen Lehrern, zwischen diesen und den Kindern ist kein trauliches, nur ein conventionelles, pflichtmäßiges Verhältniß, die Aufsicht zu ängstlich. Die Offenheit und Freiheit leidet darunter. Die Lehrer sind meistens verheirathet und diesen stehen natürlich ihre Familien näher als die Zöglinge. Weder im Unterricht, noch in der Behandlung, herrscht ein durchgreifender Plan, ein eindringendes Prinzip. Die Kinder werden zu mäßig genährt. Die Lage und äußere Einrichtung der Anstalt ist herrlich, die 40 Zöglinge gesund und gewandt. In einem Zimmer hängen die Porträts von allen dort erzogenen jungen Leuten. Man kann Alles lernen, was man für die Erziehung vornehmer, junger Leute nöthig erachtet; sie werden einfach, bedürfnislos, arbeitssam erzogen. Die Behandlung ist schonend, übend, raisonnirend; Moral, nicht Religion, ist vorherrschend.“ Es ist interessant, aus der Beurtheilung herauszulesen, wie die Eindrücke unmittelbar in der Vergleichung mit den Verhältnissen in Jferten gewonnen wurden.

Vier Tage wurde in Leipzig geraftet. In ansprechendster Weise die meiste Zeit in der Gesellschaft des wohlwollenden, humanen und thätigen Directors an der Bürgerschule Gedicke. Auch die Anstalt zog die ganze Aufmerksamkeit unseres Pädagogen auf sich. Noch hatte er bis dahin für keine Bürgerschule ein solches Prachtgebäude aufgeführt gesehen, auch die ganze äußere Einrichtung der Anstalt, die Zimmer, Tische, Schulgegenstände erscheinen ihm musterhaft, anlachend, ermunternd, die Disciplin vortrefflich regulirt und gehandhabt. Er ist überrascht, ein Lehrercollegium von so bedeutenden Kräften zusammen zu sehen, ein so offenes, gerades, freies Verhältniß zwischen dem Director und den Lehrern. Auch das war ihm ein angenehmer Fund, daß man in der Anstalt der Pestalozzi'schen Idee hold ist.

Von Leipzig hinüber nach dem alten, lieben Halle. Aber das war nicht mehr das Halle seiner Studienzeit, nach mancherlei Geschehnissen war es nun westphälisch geworden, französirt. Alle die Professoren, denen der Student vor einem Jahrzehnt nahe getreten, hatten die Musenstadt verlassen, nur Niemeyer noch stand als Prorector und Kanzler an der Spitze der ihrer Auflösung entgegengehenden Universität. Im Pädagogium herzlicher Empfang; es war den Lehrern erwünscht, von einem solchen Manne Auskunft über Pestalozzi zu erhalten, über dessen Me-

thode man ganz verkehrte Ideen hatte. Der Director des Franke'schen Waisenhauses, Bernhard, konnte nicht genug über Pferten hören, seine falschen Vorstellungen sich berichtigen zu lassen; er versprach alles Mögliche zu versuchen, der Pestalozzi'schen Methode in der Anstalt Bahn zu brechen. Schwerer war Niemeyer zu gewinnen. Auch er nahm Muralt auf's Freundlichste auf, aber er hatte gar manche gewichtige Einwendung zu erheben. Das System war ihm, dem zu seiner Zeit bedeutenden Pädagogen, nicht unbekannt; noch vor wenig Tagen hatte ihm Karl von Raumer bei seiner Rückkehr von Pferten Mittheilungen über die gegenwärtigen Verhältnisse gemacht und welcher Art dieselben waren, das liegt uns ja in zwei Schriften ausführlich vor*). Es war Niemeyer ärgerlich, daß die von ihm öffentlich gemachten Einwendungen gegen die Methode nicht öffentlich widerlegt worden seien, auch daß Pestalozzi gar keine Notiz von den großen Fortschritten genommen habe, die man bereits in Deutschland vor ihm im Erziehungs-
wesen gemacht (Niemeyer kannte wohl die Sage von Pestalozzi nicht, daß er in 30 Jahren kein Buch gelesen). Auch tadelte der Kanzler, daß man der Ausführung im Einzelnen durch die schönen Ideen vorgeeilt sei, daß man die neuere Philosophie in die Methode bringe u. s. w.

Von Halle ging es nordwärts nach Berlin. Es war eine schwere drangsalvolle Zeit für Preußen, als Muralt zum ersten Male tiefer in's Land hineinkam. Ueberall auf der Reise sah er die frischen Spuren, wie furchtbar das arme Land unter dem unbarmherzigen Eroberer gelitten. Dazu die Befürchtung, als ob es mit der Unabhängigkeit Preußens gar aus sei und der unerbittliche Napoleon, einem finsternen Fatum ähnlich, das Ende der Hohenzollern beschlossen habe. Dazu weiter dann noch der Heimgang der Königin, die wie ein milder Schutzengel dem Lande erschienen, der eben gewichen und nur tiefgefühltcs Gcpressen zurückgelassen. Man erzählt dem Reisenden, wie die Königin die einzige Vertraute des Königs gewesen und seit ihrem Tode habe sein übertriebenes Mißtrauen zu sich selbst überhand genommen. „Meine Minister müssen es besser wissen, sie mögen thun, was sie gut finden!“ so höre man ihn seitdem nur allzu oft sagen.

*) Vergl. K. v. Raumer's Leben, von ihm selbst erzählt. Stuttgart. 1866. S. 100 flg. u. s. Gesch. d. Pädagogik II, S. 364 flg.

Nur drei Tage hielt sich Muralt in Berlin auf, aber die halbe Woche bildete den interessantesten Theil der ganzen Reise. Das Aeußere der Hauptstadt that es ihm nicht an. Er glaubte sich nach einem Geständniß seines Tagebuches nicht mehr neugierig nach Merkwürdigkeiten. „Die Menschen ziehen mich unwiderstehlich an, finde ich solche, mit denen ich in eine mich ansprechende Unterhaltung treten kann, so vergesse ich alles Andere darüber.“ Freilich fügt an dieser Stelle der offenherzige, biedere Schweizer hinzu: „Dennoch habe ich bereits so oft an den Menschen, mit denen ich näher bekannt geworden, erfahren, daß man mehr auf seiner Hut sein muß, als in unserem Vaterlande. Je nördlicher man kommt, desto verschlossener, politischer sind die Menschen. Das kann ich nun einmal gewiß voraussagen, daß ein Leben, wie ich es im Institut und bei den Meinigen genossen, mir nicht wiederkehrt, aber entsagen muß ich für einige Zeit und darum weiß ich mich ganz wohl zu schicken.“

Gerade in der Hauptstadt des schwer heimgesuchten Landes und unter den lauernden Augen des Eroberers entwickelte sich geheimnißvoll der wunderbare Umschwung des ganzen Landes. Unmittelbar nach dem unheilvollen Tage von Jena war das Samenkorn der Neugestaltung in den Schooß des Volkes gefallen; alle Kräfte wirkten zusammen auf das eine Ziel, den Tag zu rächen, in einer Wiedergeburt an Haupt und Gliedern neu dem übermüthigen Zwingherrn entgegenzutreten. Berlin's Universität ward in diesen Tagen in's Leben gerufen*). Fichte hatte vor zwei Wintern seine mannhaften Reden an die deutsche Nation in Berlin gehalten, eine That, wie kaum eine andere in jenen Jahren tiefster Erniedrigung das Volksbewußtsein zu heben und den deutschen Männern hoffnungsvolles Vertrauen zu sich selbst wieder einzusflößen, die fast ausgelöschte Vaterlandsliebe neu und gewaltig wieder anzufachen. Das ist der große und entscheidende Grundgedanke dieser Reden, daß mit zündender Kraft Fichte mitten in die Trauer und das tiefe Leid um das Vaterland unerbittlich die Forderung wirft, durch eine allgemeine Nationalerziehung den Volksgeist von unten her zu erwecken. Fichte

*) Nachdem schon im Wintersemester 1809/10 Wolf, Schleiermacher, Schmalz und Fichte Vorlesungen zu halten begonnen hatten, dauerte es noch ein Jahr, bis alle einleitenden Schritte gethan und endlich Oktober 1810 die Universität eröffnet werden konnte.

kannte Pestalozzi persönlich, die beiden Frauen waren Jugendfreundinnen, der deutsche Philosoph sprach mit großer Anerkennung von den Bestrebungen und Leistungen des Pädagogen in der Schweiz. Er setzt sich in seinen Reden mit ihm auseinander; manchmal seinen Weg durchkreuzend, in noch mehr Punkten Arm in Arm mit ihm dem vorgesteckten Ziel entgegenstrebend. Preußens Staatsmänner jener Zeit, die am Mächtigsten an der Wiedergeburt des Volkes arbeiteten, richteten der Weisung des Philosophen folgend, ihre Hauptaufmerksamkeit auf die Volkserziehung und sich dabei von Pestalozzi anregen und fördern zu lassen, war fast stillschweigendes Uebereinkommen.

In diese Strömung trat Muralt ein und ward selbst in den flüchtigen drei Tagen von ihr berührt, beinahe durch sie von seinem nächsten Lebenswege weggerissen. Auch in Berlin fand er Männer, deren Bekanntschaft er in Zferten gemacht. Plamann wollte ihn bei sich aufnehmen, unser Reisender zog aber den Aufenthalt im Gasthof vor, um freier seinen kurzen Aufenthalt ausbeuten zu können und er hat es reichlich gethan. Den ersten Tag war er bei Sübern, dem bekannten und hochangesehenen Director in der Abtheilung für den öffentlichen Unterricht im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, zu Tische geladen; Sübern hatte großes Zutrauen zur Pestalozzi'schen Methode, war aber nicht mit all' den Männern zufrieden, die nach kürzerem oder längerem Aufenthalt in Zferten dieser Methode in Preußen Bahn zu brechen bemüht waren. Sein Gast gefiel ihm vorzüglich und machte er ihm deshalb Anträge, ihn in Deutschland festzuhalten. Anderen Tages hatte ihn Nicolovius zu sich zu Tische gebeten*). Nicolovius, mit Göthe nahe verwandt (seine Frau, eine geborene Schloffer, war die Tochter von Göthe's Schwester), war seit Jahren schon Pestalozzi persönlich sehr nahe getreten und hatte sich in seine Methode mit warmer Liebe eingelebt. Schon in seiner Heimath Königsberg, als Mitglied des Departements für das Schulwesen, hatte er dieser Methode Bahn zu brechen gesucht, sowohl dadurch, daß er junge Leute nach Zferten schickte, als auch dadurch,

*) Den schönen und treffenden Ausdruck, den er oft gethan, konnte Nicolovius an dem jugendlichen Gast bestätigt finden: „daß das Große in Allen, welche wirklich die Taufe in Zferten erhalten haben, darin bestehe, daß sie etwas Anderes als das Gemeine lieb gewonnen. Von Pestalozzi's Schülern gehe ein begeistertes Lebenslicht aus.“

daß er bestrebt war, ein Normal-Institut für Schullehrer anzulegen. Seit Jahresfrist hatte ihn das Vertrauen seines Königs in eine höhere Wirksamkeit versetzt: er war Staatsrath im Ministerium des Innern geworden und hatte unter seinem Chef Wilhelm von Humboldt die Leitung der besonderen Unterabtheilung des Cultus erhalten. Auch er machte die gleichen Versuche, den tüchtigen Jünger Pestalozzi's Rußland abspenstig zu machen und für Deutschland zu gewinnen. Nicolovius kannte Petersburg. Er hatte vor 13 Jahren seinen Freund Graf Stolberg nach Rußland begleitet, war aber von seinem Aufenthalt daselbst nicht besonders entzückt und konnte hoffen, den strebsamen Jüngling schwankend zu machen, in dies Phäakenland zu ziehen. In einem Briefe von Petersburg hatte er das nicht schmeichelhafte Bild entworfen: „Ich habe noch kein Publikum gesehen, das so entschieden nach der Maxime zu handeln scheint: leben und leben lassen, als dieses Sanct Petersburg, nämlich im allerphysischen Sinne. Ob es hierin seines Gleichen hat, weiß ich nicht; übertroffen wird es nicht, deß bin ich gewiß. Für das hiesige Leben braucht man nicht nur einen Körper, der das physische Klima ertragen kann, sondern auch eine Seele, die das hiesige moralische Klima verträgt. Ich kann sagen, daß ich noch nie das Elend des menschlichen Glanzes so nah und deutlich gesehen und gefühlt habe als jetzt und daß mir das, was ich von Natur schon liebe, Häuslichkeit und Genügsamkeit, jetzt auch durch den Contrast heilig und theuer werden *).“ Aber auch solche Schilderungen vermochten nicht, Muralt zum Bruch seines gegebenen Wortes zu bringen. Mannhaft und treu widerstand er allen Lockungen.

In solch' freundlicher Weise von diesen hervorragenden Männern aufgenommen, trat Muralt durch sie in den wenigen Tagen seines Berliner Aufenthaltes mit anderen bedeutenden Persönlichkeiten in Berührung. Süvern selbst führte ihn bei Henriette Herz ein, der geistvollen und berühmten Freundin von Schleiermacher. Vielleicht daß Muralt hier den bedeutenden Theologen gesehen; ein flüchtiger Eindruck, den er von ihm gewonnen, war kein besonders günstiger; er nennt ihn strenge, abstoßend.

Einem anderen Manne gegenüber zeigt sich in fesselnder Weise der Einfluß Pestalozzi's auf das Gemüth Muralt's. In Berlin lebte

*) Vergl. Denkschrift an G. S. v. Nicolovius von Prof. M. Nicolovius. Bonn 1841. S. 92.

damals Friedr. Aug. Wolf, für die neugegründete Universität gewonnen; Muralt suchte den alten Lehrer, mit dem er in Halle in so häufige und freundliche Berührung gekommen, nicht auf. Mit Lehrer und Schüler war in der Zwischenzeit eine Wandlung vor sich gegangen. Die klassische Alterthumsforschung, wie sie zumal durch Wolf gepflegt worden war, hatte ihren mächtigen Einfluß auf die Humanitätsbestrebung der Zeit ausgeübt und auch fast schon erschöpft. Diese Humanität „heiligt nicht die Geister“. Das spürte man auch bei Wolf. Muralt trägt in sein Tagebuch die Notiz: „Wolf hat schon an Credit verloren, er scheint nun ganz seinen Launen zu leben, getrennt von Frau und Kind, eine fremde Frau im Hause und um sich. Auf Humboldt hatte er mächtigen Einfluß, mit Götthe lebt er nun vertrauter als je. Man will wissen, diese drei Männer haben es nun in ihrer Bildung so weit gebracht, daß sie überzeugt seien, nur wenige Menschen seien bildungsfähig und bildungswürdig, die Masse müsse en canaille behandelt werden und verdiene keine Achtung. Dies habe ich von sehr bedeutenden mit jenen nahe bekannten Männern gehört. Pestalozzi's Wesen gefällt ihnen deswegen gar nicht.“ Wir lassen es hier dahingestellt, inwiefern das herbe Urtheil bei den drei Männern ein zutreffendes ist; können es aber wohl begreifen, daß, wenn der Schüler Pestalozzi's das Bild für richtig gezeichnet gehalten hat, er eine Kluft zwischen sich und seinem früheren Lehrer erkannt, die für ihn schwer zu überbrücken gewesen.

Die drei Tage in Berlin waren im Fluge vorübergeeilt, es mußte Abschied von der in so hohem Grade anregenden Stadt genommen werden. Mit einem Juden zusammen, der den gleichen Weg nach Königsberg zog, kaufte Muralt einen sogenannten Holsteiner Wagen, ein Korb mit zwei Sigen auf vier Rädern. In solchem Gefährt und gar oft von abgejagten polnischen Gäulen auf schlechten Wegen mühselig geschleppt, ging es über Freienwalde, Raugard, Stolpe, Danzig langsam nach Königsberg, wo wieder ein dreitägiger fesselnder Aufenthalt gemacht wurde.

Auch in Königsberg hatte die Pestalozzi'sche Methode Wurzel gefaßt, ihre Vertreter waren aber bereits in zwei Lager getrennt und standen sich feindlich gegenüber. Schon in Berlin war Muralt gegen die eine Parthei eingenommen worden; der Bekanntenkreis, in den er wahr- scheinlich durch Empfehlung dieser Männer eintrat, bestärkte ihn noch

in der Partheinahme. Der Kriegsrath Scheffner, schon ein Greis, voll Ruhe und Klarheit in Herz und Gesicht, mit Nicolovius einst innig befreundet, machte ihn mit dem Regierungspräsidenten von Ostpreußen, Wißmann, mit dem Regierungsrath Graff und mit dem Professor Herbart bekannt, alles Männer, die der Pestalozzi'schen Methode zugethan waren, sich aber entschieden wider Karl August Zeller erhoben, den Bruder des Stifters von Beuggen, der sich längere Zeit in Jferten aufgehalten und sich für den Meister begeistert hatte. Zeller war 1809 Vorsteher eines Waisenhauses in Königsberg geworden; die Kunde von ihm, dem Pestalozzianer, gelangte bald auch zu den Ohren der unglücklichen Königsfamilie, die draußen auf den Hüfen ihr einsames Leben führte und mit heiligem Ernste bemüht war, das wie aus einer klaffenden Todeswunde blutende Preußen zu verbinden und zu heilen. Vor den bedeutendsten Männern und auch Frauen trug Zeller die Pestalozzi'sche Methode vor; der König, die Königin Louise lauschten den Mittheilungen, begierig, ob sie ein Heilmittel böten. Leider scheint er nicht der Mann gewesen zu sein, nachhaltig zu wirken; seine Eigenart bot nur zu viel Gelegenheit zum Lachen, den Gegnern zum Spott, so daß z. B. Herbart sich Muralt gegenüber rühmt, Zeller nie gesehen zu haben. Was Muralt von einzelnen Erziehungsmitteln des Mannes angibt, verdient reichlich den Spott ernst gesinnter Menschen; uns ist es wichtig zu sehen, bis in welche Lächerlichkeiten und Spielereien der menschliche Geist geräth, wenn er sich von der Strömung einer Modedirichtung tragen läßt und nicht stark genug ist, nüchternen Sinnes allen gefährlichen Lockungen zu widerstehen. So war in der Anstalt ein Hausgericht eingeführt, zu dem die 7—12jährigen Kinder gezogen wurden, die dann in dem einzelnen Disciplinarfall zu entscheiden hatten, ob einem Schuldigen die Achtung des Hauses zu- oder abgesprochen werden soll. Noch ärger war das Zerrbild, zu dem der Religionsunterricht ausgeartet war; es erinnerte an die traurigsten Verirrungen des Rationalismus. Das Gemüth des Kindes sollte die Entwicklungsstufen durchlaufen, von denen man in flachster Weise meinte, daß die Völker sie durchlebt. Die ersten paar Wochen verbrachte das Kind ohne Gott, zum Glück für die seibliche Ausbildung nöthigte er sie in der Zeit nicht auf allen Bieren zu kriechen. Dann machte das arme Kind die Reinigungsperiode durch. Es wurde in den Betsaal geführt; eine rauschende Musik auf dem

Klavier, einem Donnergepolter ähnlich, sollte dem ängstlich-verwunderten Kinde die Nähe Gottes anschaulich machen; die geweckte sinnliche Erregung wurde dann dem geistigen Verständniß des Kindes in den Worten Zeller's erläutert: „Ich bin nichts, ihr seid nichts, weder durch eure Eltern, noch durch mich seid ihr, sondern durch den König, den ihr nicht seht. So seid ihr auf der Welt durch den König der Könige, den ihr nicht seht, den ihr aber fühlt und erkennt.“ Auf diese vermeintliche Erkenntniß hin tritt das Kind, das bereits von der thierischen zur menschlichen Stufe übergetreten war, von der heidnischen zur jüdischen Stufe über. Dem Kinde wird sein bisheriges Leben vorgehalten, ihm Furcht und Scheu vor Gott eingeflößt, ihm Büßungen auferlegt. Hat es dann endlich auch diese Quälereien zur Zufriedenheit durchgemacht, so erlangt es die oberste Stufe, daß es mit Jesu bekannt gemacht wurde. Auf dieser Stufe gab es keine Strafe mehr, nur im Nothfall liebevolle Ermahnungen. Fruchteten die nun nichts, dann konnte es wohl geschehen, daß der unglückliche Junge aus dem Reiche Gottes wieder in's Judenthum mit seinen Strafen und Büßungen gejagt, ja bis ins Heidenthum zurücksinken konnte u. s. w. Doch genug des Überwizes, bei dem wir hoffen, daß der Spott der Gegner sein Theil der Uebertreibung hat und die Wirklichkeit nicht solch' gresle Verzerrung zeigte.

Am zwölften September endlich wird von Königsberg aufgebrochen nach Memel. Dem Pastor wird nun doch etwas unbehaglich, daß er seine Gemeinde so gar lange auf sich warten lasse. Es gehen Briefe an den Freund ab, sein Fürsprecher zu sein, zumal nachdem von Petersburg Briefe gekommen waren, in denen man sich über sein langes Ausbleiben verwundert. Da heißt es in einem Schreiben: „Deine Gemeinde ist wegen Deiner langen Abwesenheit wie eine zerstreute Heerde. Der eine läßt sein Kind beim holländischen, der andere beim lutherischen, der dritte beim katholischen Taufftein einweihen, die Heirathen werden vertagt oder ad interim in bonam fidem erequirt u. s. w.“ Als Entschuldigungsgründe bringt der eifrige Pädagoge vor: sein Auswandern nach dem Norden koste ihn, je weiter er komme, um so größeren Kampf, da die Versuche, ihn in Deutschland festzuhalten, sich mehrten. Wenn er ihnen nun doch Widerstand entgegensetze, so wolle er wenigstens von der Reise den größten Gewinn ziehen. Der komme ja doch wieder der fernern Gemeinde zu Gute. Er bereichere seine Menschenkenntniß und

Erfahrungen in Tagen der Reise mehr als in der kommenden Stille des Berufslebens in Jahren. Dazu habe er von der Regierung in Berlin den Auftrag erhalten, sich durch Augenschein genau davon in Kenntniß zu setzen, was in dem Königsberger Normal-Institut (unter Zeller's Leitung stehend) für den ganzen preußischen Staat in Rücksicht auf die Pestalozzi'sche Methode geschehen sei. Die Ausführung dieses höheren Auftrages habe ihn in Königsberg länger aufgehalten, als er wolle.

In Memel fand unser Reisender seinen russischen Paß. Es konnte bekanntlich um jene Zeit Niemand die russische Grenze überschreiten, der sich nicht durch einen von Rußland aus erteilten Paß dazu ermächtigt erwies. Am 19. September wurde die Grenzstadt verlassen. Muralt hatte sich, da er keine Reisegesellschaft fand, einen Karren gemiethet und so ging es denn allein in das fremde Land hinein, von dem er damals doch nicht glaubte, daß es ihm seine andere Heimath werden würde. Er hatte manche Plackerei in Polangen mit den Zollbeamten; der erste Kosakenoffizier, der den Paß abverlangte, hielt ihn verkehrt und suchte so ihn zu entziffern; gar manches einem Schweizer ungewohnte Trinkgeld mußte gespendet werden, die Quälereien abzukürzen. Aber alle diese Nergeseien vermochten nicht, die fröhliche Laune ihm zu rauben. Auf der ganzen Reise hatten ihn als treueste Gefährten Schiller's und Hebel's Gedichte und das Gesangbuch der Anstalt zu Jferten begleitet, deren Inhalt er fast auswendig wußte, deren Vieder er zur Freude des Rutschers Tags über mit heller Stimme in die einsame Gegend hinaus-sang. So kommt unser Reisender nach Mitau, weiter dann nach Riga, wo er vom Oberpastor Sonntag freundlich aufgenommen wird. „Sie werden siegen“, war das bedeutsame Abschiedswort des damals so berühmten Kanzelredners. Von Riga über Dorpat, Narwa, dem Norden zu. Endlich, endlich ist Petersburg erreicht: den 3. 15. Oktober trifft Muralt am Orte seiner Bestimmung ein, 68 Tage nachdem er den Schweizer Boden verlassen.

X.

Fortleben mit Pestalozzi und seiner Anstalt.

Ghe wir uns in unserer Schilderung mit Muralst fest in Petersburg ansiedeln, wollen wir als Schluß seiner Thätigkeit in der Heimath sein geistiges Fortleben mit Pestalozzi und seiner Anstalt, wenn auch nur in den Hauptzügen andeuten. Sieben Jahre seines Lebens hatte er Pestalozzi und seinem Werke gedient in so treuer, hingebender Liebe wie Jakob einst um Rahel. Es sind Andeutungen vorhanden, als ob man während der Arbeit nicht in dem Grade seinen Werth erkannt und benutzt, als es für die Anstalt heilsam gewesen wäre. Pestalozzi schreibt ihm einmal nach Petersburg: „Du mangelst mir so sehr, ich wußte nicht, als Du noch da warst, wie dringend Du mir einst mangeln würdest. Aber wo ist jetzt mein Muralst, wenn Trägheit mich umgibt wie das Wasser; wo ist dann mein Muralst, der den Knaben Füße macht. Ich sehe den Mann nicht, in dessen Seele Freude lebt wie in der Deinigen, und der sie meinen Kindern mittheilen kann und will, wie Du sie ihnen mittheiltest, daß ihnen keine Stunde leer und öde war.“ Muralst, selbst bescheidenen Sinnes, hatte es nicht empfunden oder wenigstens nichts verlauten lassen. Jetzt freilich, wo die Lücke sich fühlbar machte, da ward ihm eine so innige Liebe, eine so dankbare Verehrung von Allen zu Theil, als ob der Lieblingssohn der Familie, der ganzen Anstalt geschieden wäre. Es ist rührend, die Briefe zu lesen, die den Reisenden unterwegs noch erreichten, die nach Monaten und Jahren noch an ihn in die Ferne gerichtet wurden, fast jeder einzelne ergreifendes Zeugniß ablegend, wie auch trotz der Länge der Zeit immer noch frisch sein Verlust empfunden ward*). Diese treue Anhänglichkeit

*) Wenigstens in eine Anmerkung sei aufgenommen, wie sich das Bild der Wirksamkeit Muralst's in einzelnen Schilderungen abspiegelt, die im Laufe der Zeit von verschiedenen Personen über die Pestalozzi'sche Anstalt veröffentlicht wurden.

Grüner, der 1804 bei Pestalozzi gewesen, dann Lehrer an der Musterschule in Frankfurt am Main geworden, veröffentlichte seine Eindrücke, die er in Burgdorf und Münchenbuchsee gewonnen und entwirft bei der eingehenden Schilderung der

bewahrte ihm nicht nur das Pestalozzi'sche Chepar und der Lehrerkreis, sondern auch die leichtlebige Kinderschaar, bei der rascher die wechselnden Eindrücke sich ablösen. Noch ein, zwei Jahre nach der Trennung des geliebten Lehrers versäumten die Knaben nicht bei festlichen Gelegenheiten, zumal um die Weihnachtszeit, wenn die Schulzimmer von ihnen ausgeschmückt wurden, auch den lange nun schon geschiedenen Lehrer Muralt im gelungenen Conterfei als Transparent an der Feier Theil nehmen zu lassen und mancher fremde Besuch sah verwundert an solch' einem Tage den Abwesenden mehr und inniger gefeiert, als den einen oder anderen gegenwärtigen Lehrer.

Der Weggang Muralt's fiel in eine schwere Krisis für das Anstaltsleben und machte sich deshalb fühlbarer und empfindlicher. Der Zwiespalt zwischen Niederer und Schmid, der lange schon im Geheimen glimmte, war zum offenen Ausbruch gelangt. In feindseliger Gesinnung verließ Lehterer die Anstalt und begab sich zunächst nach Wien, von wo er eine heftige Partheischrift wider die Pestalozzi'sche Anstalt erscheinen ließ. Kaum irgend Jemand kennt heute mehr die Schmähschrift: „Erziehungsanstalten, eine Schande der Menschheit“, in jenen Tagen aber ward sie eifrig von denen gelesen, die der Pestalozzi'schen Methode unhold waren, und deren Zahl war, zumal in der Schweiz, nicht gering. Pestalozzi litt unter diesen Angriffen, aber in seiner

einzelnen Lehrer das Bild von Muralt: „Der treffliche Greis (Pestalozzi) fesselte in Paris den trefflichen Jüngling (Muralt). Er faßte den Entschluß, zu ihm zu gehen und er gehörte zu denen, die nie einen vernünftigen Entschluß fassen, ohne ihn auszuführen. Viele Gelegenheiten zu einer nützlichen und glücklichen Existenz boten sich ihm dar, allein er kam nach Burgdorf, alles zog ihn hier an, weil in Burgdorf alles naturgemäß ist. Er wurde Lehrer am Institut und ist es noch, mit seltener Uneigennützigkeit, aus reinem Interesse für die Wahrheit, für das Gute und für Pestalozzi. Ich habe wenige Jünglinge gesehen wie ihn, wenige, in denen sich so viel vereinigte. So wie er, kennt selten ein Jüngling die Welt, ohne in ihre Gemeinheit einzustimmen. Welch' ein Sinn für's Gute und für die Wahrheit, Welch' eine Liebe zur Natürlichkeit, Welch' eine Freude an der Unschuld fand ich an ihm. Welche Wärme mit welcher Denkraft verbunden! Er bleibt Pestalozzi und der guten Sache getreu, wenn auch manche vornehme Familien in der Schweiz das abenteuerlich fanden. . . . Die französischen Knaben unterrichtet er in der Religion, er hat die französische Sprache in seiner Gewalt. Das Herz und der Kopf dieses edlen jungen Mannes setzen ihn in den Stand, vortrefflichen Religionsunterricht zu geben. Er entwickelt oft die Begriffe durch eine sehr geschickte Fragekunst meisterhaft, hat ein

Weise demüthig, großherzig und selbstlos. Er schreibt Muralt über den arglistigen Ausfall seines früheren Lehrers in seiner behaglichen, breiten Schreibweise geistvoll und sinnig: „. . . Du hast es schon auf der Reise gemerkt, je mehr man gegen Norden kommt, desto mehr kaltet es, aber je mehr es kaltet, desto mehr hat man Mittel, Feuer zu machen. Das Holz ist wohlfeil im Norden, mache, daß Du nicht verfrierest in Deinem Norden, nein, im Gegentheil, mach, daß Du warm sitzest und die, die sich Dir nähern, um Dich her erwärmen könneest. Um mich her kaltet es, wie's recht ist und sein muß in alten Tagen. Schmid hat mir eine Gluthpfanne ausgeleert, auf der ich meine Hände lange warm erhielt; möge er nur nicht an diesen ausgeleerten Gluthchen sich selber irgend einen Finger verbrennen; er würde mich dauern, ich würde ihm wahrlich die alte, treue Lisbeth mit Del und Bandagen zuschicken, um ihn zu verbinden; ich möchte ihn so gerne mit heiler Haut leben und wirken sehen, und es ist mir wirklich bange, daß ihm hie und da einige Löcher in dieselbe hineinfallen, die unheilbarer sein könnten als die, die er sich bei uns am Arme verbrannte. Kengger hat ihm für's Erste gerathen, sich durch Mittel, die inwendig wirken, zu helfen; ich denke, auch für die letzte werden ihm nur inwendige Mittel helfen. Aber was schlimm ist, was immer an seiner Haut ausschlagen wird, davon wird man sagen, wir seien daran schuld und Niemand wird daran denken,

vortreffliches Talent der populären Gründlichkeit und geht in die speziellen Erfahrungen seiner Zöglinge mit viel Kenntniß des kindlichen Herzens ein. Auch spricht er mit ausnehmender Liebe, Wärme und Energie.

Professor Ewald erwähnt in einer 1805 erschienenen Schrift über den Geist der Pestalozzi'schen Unterrichts-Methode Muralt's nur gelegentlich als eines studirten und vielseitig gebildeten Mannes, auch in Karl Ritter's Lebensbeschreibung (von Kramer. Halle 1864. Vergl. I, 162, 195) wird Muralt nur beiläufig angemerkt, als denen aus dem Pestalozzi'schen Kreise zugezählt, mit denen der berühmte Geograph sich „durch das herzlichste Band der Freundschaft verbunden weiß“.

Professor Blochmann (vergl. H. Pestalozzi. Leipzig 1846. S. 107) erzählt: „Wenige Monate nur war ich noch mit dem lebenskräftigen, ordnungschaffenden, biedern von Muralt vereint, der, als ich kam, zu den einflußreichsten Gehülfen Pestalozzi's gehörte. Aus altem patrizischem Geschlechte von Zürich hatte er sich einen höheren Grad wissenschaftlicher Bildung erworben, Theologie studirt und längere Zeit in Paris verweilt. Er kam mit einigen ihm anvertrauten Zöglingen nach Yverdun, ward Lehrer der Anstalt, unterrichtete vorzugsweise in der deutschen und französischen Sprache, hielt streng auf Klassendisziplin und gesetzliche Bestimmtheit

daß er schon damals, als er im Schwabenland die Mehrlöfse, die ihm die guten Schwaben aufstellten, mit Verachtung zu Boden warf, der gleiche Mensch war und gegen die Schwäche dieser seiner Jugendmeister in gleichem Geiste handelte, wie er jetzt gegen meine Schwäche handelt. Mir möchte das Herz bluten, könnte ich der großen Kraft, die in ihm liegt, die Richtung eines nach innen und nicht nach außen blickenden Sinnes geben. Ich würde dann gern sterben und sterbend sagen: der nach mir kommt, ist größer als ich. Er wird dieses in jedem Falle sein, aber die Richtung, die seine Größe nach innen oder nach außen nehmen wird, wird entscheiden, ob sie segnend oder verheerend auf seine nächste Umgebung wirken wird.“

Die Wirkung der Schmähschrift war nicht so unheilvoll, als man befürchtet; die Schülerzahl nahm zwar um vierzig ab, aber der nicht unbedeutende Ausfall kann nicht allein dem Pamphlet zugeschrieben werden, bei einzelnen Knaben ist nachweisbar, daß die Eltern den Weggang von Muralt nicht verschmerzen konnten. Nachdem der Sturm verzogen, trat sogar für eine kurze Zeit eine so behagliche, friedevolle Stille in dem Anstaltsleben ein, wie die Insassen sie lange nicht genossen. Pestalozzi fühlte sich wohl und ein frischer Geist der Anregung ging von ihm, dem wie ein harmloses Kind allzeit Hoffungsfulgen, aus. Begeistert arbeiteten mit fröhlicher Lust die Lehrer. Wir freilich, die wir in kühlere Ferne gerückt sind, müssen, wenn wir etwas eingehender

und wirkte vermöge seines entschiedenen Charakters sehr förderlich auf den Gesamtzustand des Hauses. Er war ein ächter republikanischer Schweizer, offen, gradfönnig, lebendig und theilnehmend.“

Zustizrath v. Türl (Briefe aus Münchenbuchsee. Leipzig 1806. Vergl. II, 195) sagt: „Endlich muß ich Dir noch den Herrn v. Muralt nennen, dessen ich zuvor schon bei Gelegenheit des Sprachunterrichtes erwähnte (vergl. II, 63, wo uns eine kleine Probe der Muralt'schen Unterrichtsweise gegeben wird). Er ist aus einer der ersten Familien Zürichs und hat Theologie studirt. Auch er ist bieder und edel und der Ehre würdig, an Pestalozzi's Werke Mitarbeiter zu sein. Ihm wurden schon sehr vortheilhafte Stellen angetragen — er schlug sie aus und wird bei Pestalozzi und nach dessen Tode so wie die übrigen Lehrer bei dem Institute bleiben.“

Mörkofer (vergl. seine schweizerische Literatur des 18. Jahrh. Leipzig 1861. S. 442) sagt: „Der vorzüglichste unter den schweizerischen Gehülfen war der bald nach Petersburg versetzte Johannes v. Muralt von Zürich. An Bildung und Menschenkenntniß, an Entschiedenheit des Charakters und Erziehungsgeschick den übrigen Landsleuten weit überlegen, hatte er, so lange er in Fferten war, durch sein offenes, gradfönniges, ordnungschaffendes Wesen die Einzelnen in ihren Schranken gehalten.“

die damalige Schaffelust und ihre Leistungen prüfen, bekennen, daß viel unreife Hast, viel ungesunde Prinzipienreiterei, eine bedenkliche Pedanterie des Methodisirens in jenen warmen Tagen üppig in's Kraut schoß. Auch die Knaben, jetzt geringer an Zahl und darum leichter in Zucht zu halten, zeigten größeren Eifer, regeren Ordnungssinn, willigere Fügsamkeit, sich einer etwas strammeren Disciplin zu unterwerfen. Unermüdllich wirkte Pestalozzi nun bereits fast siebenzigjährig. Er fing nun doch an, die Last der Jahre zu merken und konnte dann in seinem Humor sich selber gründlich schelten, wenn er nicht vor sich brachte, was er wollte. Wie bezeichnend für ihn die Selbstschilderung in einem Briefe an Muralt aus jenen Tagen. Er zieht sich der Viederlichkeit, so saumselig im Brieffschreiben zu sein. „Die Gründe meiner Viederlichkeit sind fast 70 Jahre alt, der Anderen Entschuldigungsgründe kaum 30 und dann ist das noch nicht alles. Die Umstände haben mich mit der Last des hiesigen Treibens und Seins von allen Seiten gepackt. Ich muß die Quintessenz all' ihrer Mühseligkeiten in ihrem Umfang ganz auf meinen Buckel nehmen, die Anderen nehmen nur einen Theil darauf und geberden sich doch, wie wenn sie mehr, wie ich, auf ihren Schultern hätten. Ich muß ihnen verzeihen; alle Lasten drücken das junge Fleisch mehr, als das alte. Indessen sprechen die Alten auch oft einen Ruhestand an, den man ihnen nicht geben kann, wenn der Wille der Unruhe noch in ihrem Blute sprudelt, wie in dem meinen. Ich meine z. B., es sollte in allen Stuben so gehen, wie ich gern hätte, und liege in der meinen im Bett. (Pestalozzi war in jener Zeit wochenlang bettlägerig.) Siehst Du, so fehle ich in meiner Viederlichkeit gegen meine nahen Freunde, wie gegen Dich und die Anderen, die ferne sind. Es ist ein wunderbares Ding, wenn man sich dem Grabe nähert und halb todt ist, spricht man beinahe das Recht der ganzen Todten an und glaubt, das Grab, in dem man noch nicht liegt, bedecke die Sünden des Halbtodtseins, wie es einst die Rücken des Nichtmehrseins, wenn man einmal ganz darin liegt, bedecken wird.“ Aber Alter und Mühsal war vergessen und jugendfrisch leuchtete das Auge, wenn es schien, als ob seine Lieblingspläne sich verwirklichen würden, den Abend seines Lebens an der Spitze einer Armeschule und unter jungen Leuten, die sich nur dem Dienste an den Armen im Volke widmen wollten, verbringen zu dürfen. Und wie so bald und willig gab er sich dem Schein und der Hoffnung hin,

dem Unmündigen gleich, der wie im Traume seine Wünsche nun auch verwirklicht sieht.

Niederer und Rosette Kasthofer, die Freundin Muralt's, die so gern ihm mehr geworden wäre, übten in jenen Jahren den größten und auch wohlthätigen Einfluß auf Pestalozzi aus; aus den vielen und schönen Briefen der Kasthofer an den fernen Freund ist zu erkennen, wie klar und mit wie vieler Sachkenntniß, mit welch' praktischem Blicke dies Frauenauge die Personen und Verhältnisse durchschaute, daß man ihr gerne noch größeren Einfluß eingeräumt wüßte. Sie kennt die Schattenseiten Pestalozzi's deutlich, aber tief und wahr hebt sich für sie seine Lichtgestalt ab. So schreibt sie einmal an Muralt das zutreffende Wort: „Ich halte Pestalozzi als den für den praktischen Theil des Lebens untauglichsten, unzuverlässigsten Menschen, den die Erde trägt. Doch sein inneres Wesen enthält Töne, welche die ganze Menschheit durchtönen und die durch die Ewigkeit der Zeiten nachhallen werden.“ Rosette Kasthofer waltete treu ihres Amtes an der Töchteranstalt zu Fferten, die eine Zweiganstalt des Pestalozzi'schen Institutes bildete. Die meisten Stunden, die Muralt gegeben, übernahm jetzt Niederer, der sich je länger, je mehr auch hier einlebte. Kasthofer's Urtheil über ihn zeugt von demselben klaren, scharfen Blick, wie er dem Weibe oft eigen ist; sie erkennt seine Schwächen und schaut doch in hoher Achtung zu ihm auf. So schüttet sie einmal dem Petersburger Freund ihr sorgenbeladenes Herz zu einer Zeit aus, als sie Willens war, der Unordnung und Rathlosigkeit in Fferten zu entfliehen: „Pestalozzi, ewig unbekannt mit allen Lücken und Bedürfnissen der Anstalt, und ich — so allein. Weder Pestalozzi noch Niederer sind mit den Bedürfnissen einer Mädchenanstalt bekannt, keiner hat etwas Festes, an dem man sich halten kann, sie sehen so wenig, was ist und was nicht ist. Niederer opfert sich auf in edlem Eifer und Pestalozzi sieht ihn und um sich her so viele herrliche Kräfte in seinem Dienste, die in planloser, erschöpfender Anstrengung sich verlieren, während er mit haushälterischem, väterlichem Sinne sie ordnen, sie herrlich zum Segen der Menschheit und eignem Glücke gebrauchen könnte — aber nein, in trauriger Unordnung droht Alles zu stürzen und Keiner weiß, wie die Sache sich halten kann.“

Das vermehrte Zusammenarbeiten in der Töchteranstalt führte auch die Herzen von Niederer und der Freundin inniger zusammen. Sie

erkannte und wurde durch Briefe aus Petersburg darin bestärkt, daß sie auf ihren Lieblingswunsch verzichten müsse und da der treue Gehülfe an ihrer Arbeit immer höhere Achtung gewann, sie auch erkannte, daß sie ihm in seinem Wesen und Berufe Gehülfen sein könnte, so gab sie ihm im Frühjahr 1813 die Hand und bald auch das Herz. Sie spricht sich offen über den Schritt Muralt gegenüber aus: „Für Dich hatte ich die Liebe der Leidenschaft, für Niederer die Liebe der Ruhe.“ Nach Jahresfrist theilte sie ihm mit: „Wir sind glücklich, wir könnten Eines ohne das Andere nicht mehr leben; Niederer ist mir Alles geworden und meine Schrecken vor dem Heirathen, die noch einen langen Theil des ersten Ehejahres durchtönten, sind null geworden.“ Der Ehebund blieb ein ungetrübt glücklicher fast dreißig Jahre; als sie dann dem Lebensgefährten das Auge zudrückte, bezeugte die Wittve laut, wie groß ihr Verlust *).

Durch die Verbindung mit Niederer wurde die Töchteranstalt aus ihrer Zusammengehörigkeit mit den Pestalozzi'schen Anstalten losgelöst und stand fortan selbstständig da. Zu ihrem Glücke. Denn die ökonomischen Verhältnisse im Mutterhause gestalteten sich immer trüber. Im Sommer 1813 lasteten auf der Anstalt bei 6000 Franken Einkünfte 14000 Franken Schulden und immer rascher rollte die Last bergab, gewaltig im Laufe anschwellend. Es mußte an ein Radicalmittel gedacht werden. Man sah sich nach der kräftigen Hand um, die im Stande wäre, dem rollenden Rad in die Speichen zu greifen. Im Hause fand sich Niemand; da und dort wurde angeklopft, aber man erhielt keine Zusage. Da verfiel Niederer selbst auf den unglücklichen, verhängnißvollen Gedanken, daß nur Schmid, dessen praktische Begabung man ja kannte, Retter in der Noth sein könne. Und auch Pestalozzi leuchtete der Vorschlag ein und auch Schmid ließ sich nicht vergeblich rufen. Als der Unentbehrliche zog er triumphirend in das Haus ein, das er selber vor ein paar Jahren an den Pranger gestellt und allerdings griff er alsbald wuchtig in das vernachlässigte Räderwerk und die ganze Anstalt spürte die andere Hand, die nun das Steuer führte und das Schiff zunächst von dem Riff wegriß, auf das es mit vollen Segeln

*) Vergl. Joh. Niederer's Briefe, herausgeg. von seiner Wittve. Genf 1845 und daselbst insbesondere die ausführliche Vorrede. In ihr wird Muralt bezeichnet als „der für Erziehung und Nächstenhülfe immer rastlos thätige, von Grund aus treue und edle Mann“. (S. XVIII.)

zufuhr. Pestalozzi, in unseliger Verblendung, gab sich völlig dem Einfluß des Mannes hin, der ein so unschönes Spiel vor Jahren mit ihm gespielt: Alles war vergessen, er sah in ihm den Retter seiner Lebensaufgabe und mit verbundenen Augen ließ er sich von ihm führen. Wie ein Selbstherrscher schaltete Schmid in der Anstalt; wer sich seinem Machtspruch nicht fügte, gegen den fuhr er hart auf. Die alten und tüchtigsten Lehrer erhoben sich gegen solches Regiment. Umsonst. Sie stellten dem Vater Pestalozzi die Wahl zwischen ihrem Austritt oder dem des herrschsüchtigen Günstlings. Ein Zusammenarbeiten sei nicht möglich. Was noch unmöglicher dünkte, geschah: Pestalozzi ließ seine treuesten Lehrer scheiden und behielt Schmid, seinen bösen Dämon. Von allen Seiten liefen bei Muralt Klagebriefe der alten Freunde über die Verblendung des geliebten Meisters, über den Verfall der Schule ein. So schreibt der wackere Krüsi nach Petersburg: „So wie Schmid hat Pestalozzi sich Niemand hingegeben und so wie Schmid hat Niemand den Edlen, Liebenden, Trauenden mißbraucht und für alles Heilige seiner Verhältnisse, seiner Stellung und seines Werkes taub und blind gemacht. Es ist, wie wenn er eine körperlich-magnetische Gewalt über ihn ausübe. Schmid und Pestalozzi glaubten, mit dem Austritt der älteren Lehrer werde aller Widerstand und aller Kampf ein Ende nehmen, wer bleibe, werde sich unbedingt in ihren Willen fügen. Leuzinger, Marg, Stern und Schneider standen mit Schmid den Classen vor. Genannte Lehrer, Freunde unter einander, merkten bald, daß man sie zu willenlosen Werkzeugen erniedrigen wolle. Schmid (er war eifriger Katholik) wollte eine österreichisch-bayerische Polizeianstalt. Da ging der Kampf von Neuem an und die Zöglinge vom Ältesten bis zum Jüngsten wurden von Allem unterrichtet und mit einer grenzenlosen sittlichen Taktlosigkeit zu Zeugen von Auftritten gemacht, die geeignet waren, alle Gefühle von Achtung und Liebe gegen die ersten Personen des Hauses in ihrem Innersten zu untergraben. Das Ende war, daß alle vier Lehrer miteinander, die einzig noch in der Achtung der Zöglinge standen, aufkündeten und daß ihre Aufkündigung angenommen wurde.“ Schärfer noch und bitter, wie der Ingrim macht, drückt sich Niederer an Muralt aus: „Es geht zu, wie an einem Hofe, dessen König ein Kind und dessen Premier ein Narr und abgefeimter Spitzbube zugleich ist.“

Nur Pestalozzi schien für alle diese Vorgänge kein Auge zu haben; er litt tief, wenn der eine oder der andere schmerzliche Vorgang ihn unmittelbar berührte, dann aber wieder tauchte seine Seele gleichsam unter, entschwand der stürmischen Oberfläche und versenkte sich in die ideale Welt, die sein Geistesauge schaute. Es war wie ein Doppelleben und seinem Gemüthe in manchem Augenblick ungewiß, welches der beiden Leben das Wirkliche war. Mit seinem großen Auge schaute er hinein in seine Anstalt, in seine Umgebung und sah da doch nur, was sein Geistesauge in der lichtverklärten Welt seiner Ideen vor sich hatte. Schmid trieb sein Wesen bei solchem Traumleben des Meisters ungehindert fort. Seine Maafregeln waren ökonomisch von Erfolg begleitet; das bedenkliche Defizit schwand fast völlig unter seinen praktischen Händen und der Ruhm bleibt ihm unverkürzt. Er schien das eine Rad äußeren Verfalles des Anstaltswagens einzuhalten, bis das andere Rad der inneren Auflösung nachgekommen war.

Hätten wir eine Geschichte der Schule zu Yferten zu schreiben, ein reiches und werthvolles Material stände uns für diese letzten Jahre zur Verfügung, in solch' ausführlicher Weise wurde Muralt in der Ferne von den verschiedensten Seiten auf dem Laufenden erhalten. Man wußte, wie sehr seine Seele alle die Ereignisse mit durchlebte; so blieb ihm nichts erspart, die schöne Anstalt auf ihrem raschen Niedergang zu begleiten. Wie viele Versuche, das sinkende Schiff flott zu erhalten! Kaum aufgetaucht, zeigte sich die Unmöglichkeit der Durchführung, da und dort drängte sich ein vermeintlicher Helfer auf; im nächsten Augenblick schon löste sich der Plan wieder in Nichts. Selbst an Fellenberg ward gedacht, mit ihm wieder in Verbindung zu treten. Es waren das schwere, schwere Zeiten für den nun 75jährigen, armen Pestalozzi.

Seitdem er sich ganz in die Gewalt und Macht von Schmid begeben, rückte er auch innerlich dem so treu bewährten Freunde in Petersburg in größere Ferne. Als Muralt nach zwölfjähriger Abwesenheit zum ersten Male wieder die Schweiz und sein liebes Yferten besuchte, wie fand er da Alles verändert, in den alten, trauten Räumen einen so ganz anderen fremdartigen Geist umgehen! Schmid und Pestalozzi in offenem Proceß wider Niderer und seine Frau. Muralt erbietet sich zum Friedensvermittler. Auch sein Urtheil fällt herbe aus. „Pestalozzi ist gereizt. Ich überzeuge mich, daß er ebenso nachtheilig auf

Schmid als dieser auf ihn wirkt. Schmid hat sich in Pestalozzi's Herz wie eine Polype verwachsen, so daß es ihn zu tilgen unmöglich ist, ohne Pestalozzi, so wie er jetzt ist, zu vernichten. Er will von Niederer nichts anderes hören als *pater peccavi*. In Pestalozzi's Institut herrscht Unordnung und Verwirrung, es fehlt an Lehrern, Lehrmitteln und Zöglingen, die zahlen. Pestalozzi wird endlich die Sache aufgeben müssen und wahrscheinlich sich auf sein Landhaus Neuhof zurückziehen müssen. . .“

Mit wehmüthigen Empfindungen verließ Muralt nach drei Tagen Zferten, die schöne Zeitepoche des Pestalozzi'schen Wirkens und Strebens betrauernd, deren Zeuge er einst gewesen. Seine Vermuthung erfüllte sich. Schmid ward 1824 von der Regierung wegen der in seinem Institut herrschenden Unsittlichkeit, wie ein Bruder aus Zürich an Muralt schreibt, des Landes verwiesen, im Frühjahr 1825 löste sich die Anstalt auf, der 80jährige Greis zog sich auf sein Gut Neuhof zurück, das sein Enkel, mit der jüngeren Schwester Schmid's verheirathet, verwaltete. Nicht mehr für lange Zeit. Im Februar 1827 ist er lebenssatt heimgegangen. Fast unbemerkt ist er von der Erde geschieden, über die er als der Menschenfreunde größten Einer achtzig Jahre lang rastlos gewandelt. Auch nach Petersburg drang von seinem Tode kaum Kunde. Wir finden in den Briefen und Papieren Muralt's aus jener Zeit keine Andeutung. Die peinliche Verbitterung, die das Niederer'sche Haus gegen die ganze Anstalt und seine Insassen erfüllte, mag nicht spurlos an dem vorübergegangen sein, der in so weiter Ferne hauptsächlich aus dieser Quelle seine Nachrichten schöpfte. Aber das innige Gebet, das Muralt bei der Neujahrsbetrachtung von 1808 aus dem Munde des geliebten Meisters vernommen hatte, erfüllte sich. „Du, o Gott, wirst mächtig und gnädig sein, daß meine Gebeine in meinem Grabe frohlocken und mein Geschlecht, nachdem ich die Folgen meiner Verwirrung getragen, meiner mit Dank und Nachsicht gedenke.“ Als 1846 alle Welt sich rüstete, das Jubiläum des Mannes zu feiern, dessen Schattenseiten je länger je mehr vergessen waren und nicht mehr die Beurtheilung seiner Größe und Bedeutung trübten, da weckte auch Muralt auf fernen Vorposten an der Newa die Theilnahme für ein dankbares Andenken Pestalozzi's. Krank war Muralt 1845 von seiner letzten Schweizerreise zurückgekehrt; aber mit Aufbietung der letzten Kraft schickte er sich an, das Fest zu begehen.

Zunächst sandte er eine Abschrift aller seiner Briefe von Pestalozzi und seiner Frau, von Niederer, Krüsi, Mieg und Anderen an den Seminardirector Diesterweg nach Berlin auf dessen Wunsch. Nach den Ostseeprovinzen gingen Aufrufe und Einladungen zur Festbetheiligung, mit wenig Aussicht allerdings auf Erfolg, wie er Diesterweg schreibt, weil zu der großen leiblichen Noth, in Folge von Mißerndten, die noch größere geistliche Heimsuchung getreten, die in jenen Monaten gerade auf der evangelischen Kirche des Landes so furchtbar schwer lastete. In Petersburg selbst entfaltete der kranke Pastor große Thätigkeit für den Zweck. Mit den vier Männern, die vor Jahren hauptsächlich auf seinen Betrieb die Regierung für mehrere Jahre in's Ausland gesandt, die Schulen von Pestalozzi und Fellenberg kennen zu lernen (Staatsrath Obodowsky, Director des R. Erziehungshauses; Staatsrath Timajeff, Inspector des Smolna-Stiftes; Hofrath Bussé, Director des 3. Gymnasiums und Hofrath Swensky), berieth er, was zu thun. Die deutsche Petersburger Zeitung brachte in ihrer Nummer 293 vom Jahre 1845 einen einleitenden Artikel, die Bewohner mit der Bedeutung des Festes bekannt zu machen. Leider brach die Krankheit des Pastors so heftig aus, daß eine öffentliche Feier unterbleiben mußte; doch wurde eine kleine Sammlung veranstaltet, von deren Ertrag fünf arme Knaben als Pestalozzischüler freien Unterricht in der Kirchenschule erhielten*).

*) Ueber die weitere Verwendung dieser Sammlungen vergl. Dalton, das 50jährige Jubiläum der reformirten Kirchenschule zu St. Petersburg 1868. S. 56.

Johannes von Muralt

in Petersburg.

1810 — 1850.

Die ersten Eindrücke von Petersburg.

Wir nehmen den Faden unserer Erzählung da wieder auf, wo wir ihn am Schlusse des neunten Abschnittes (S. 86) unterbrochen haben.

Den 3. October 1810 war unser Schweizer von Strelna kommend in Petersburg ganz gesund, sehr munter und muthvoll eingefahren. Betäubend wirkt zunächst auf den Reisenden der Eindruck der Stadt, das Leben auf den Straßen. „Man meint, es habe keinen Anfang und kein Ende, man läuft sich müde und kommt nirgends hin; jeden Augenblick ist man der Gefahr ausgesetzt, überfahren zu werden, man findet eine solche Menge schöner Plätze und Paläste, daß man davon betäubt Anfangs fast nichts sieht“, so lautet die erste Meldung nach Hause. Nach ein Paar Tagen hat sich der Fremdling schon etwas zurechtgefunden und aus dem Chaos der ersten Eindrücke steigt nun geordnet der Wunderbau der Stadt, an deren Verschönerung vor nicht langer Zeit Fahrzehnte hindurch Katharina II. gearbeitet, vor seinem Blicke auf. Sie dünkt ihm feenhaft, wie ein Zauberpalast mitten in eine unwirthliche Wüste hineingestellt und von solcher Umgebung doppelt reizvoll sich abhebend. Auch das dünkt ihm wie ein Märchen, in der Hauptstadt Rußlands zu sein und alles andere auf den Straßen und Märkten, in den Stuben und Sälen eher zu entdecken als Rußland selbst. Wo er hinhört, vernimmt er die deutsche und französische Sprache und man erzählt ihm (vergeffen wir nicht, es sind die Eindrücke von 1810), daß selbst in den Ministerien Schriftstücke zuerst in deutscher oder französischer Sprache entworfen und dann in die Landessprache übersetzt wurden. Unser Schweizer hat offenes Auge, solche unpatriotische Weise zu tadeln, als einen Hemmschuh für die gesunde Entwicklung des Volkslebens.

Für die ersten Wochen seines Aufenthaltes hatten dem jungen Pastor die beiden Landsleute, Escher und Rubli, die ein gemeinsames Geschäft betrieben, gastfreundliche Herberge bei sich geöffnet. Escher zumal war es gewesen, der zunächst die Gemeinde auf den Jugendfreund aufmerksam gemacht und seine Wahl betrieben, der dem Gewählten dann die Wege nach der neuen Heimath gebahnt. Nach etwa drei Wochen konnte das freundliche Pastorat bezogen werden. Die Wohnung war im Kirchenhaus belegen, nach der großen Stallhofstraße hin, und bestand aus fünf freundlichen Zimmern mit Küche u. s. w. Wie es in der deutsch-reformirten Gemeinde wohlthuende Sitte gewesen und seitdem auch geblieben, hatte man dem neu einziehenden Pastor in freigebiger Weise die Wohnung mit Möbeln übergeben: es mußte den Leuten daheim ein günstiges Vorurtheil für die Stellung des reformirten Geistlichen wecken, wenn sie den ausführlichen Briefen entnahmen, daß die nicht große Gemeinde ein Paar Tausend Rubel Banco für die geschmackvolle Ausstattung des Pastorats aufgewandt.

Die ersten Wochen vergingen dem jungen Ankömmling rasch im Machen und Empfangen von Besuchen. Er lernte bald und fast bis zur Erschöpfung die Gastfreundschaft der damaligen Petersburger kennen, die gern und weit Haus und Tisch dem Gaste öffnen und reichliche Gelegenheit ihm bieten, das gesellige Leben der Hauptstadt kennen zu lernen. Mit offenem, ungetrübtem Auge beobachtete der Menschenfreund und Menschenkenner die neuen Verhältnisse. Tag für Tag war er zu Tische gebeten, bis tief in die Nacht hinein dehnten sich die Gelage und Gesellschaften aus. Die ersten Eindrücke waren nicht besonders günstige. Die ganze hiesige Cultur — so faßt er nach einigen Wochen eingehender Betrachtung sein Urtheil zusammen, das er freilich in späteren Jahren, nachdem er länger sich eingelebt und die Macht der Gewohnheit an sich verspüret, wesentlich änderte — ist ein Gemisch von allerlei Oberflächlichkeit und Fädsheit ist ihr Charakter. Das Urtheil war nicht allein aus dem geselligen Umgang, den er in der ersten Zeit gefunden, geschöpft; mit eifrigem Bemühen hatte es sich der tüchtige Pädagoge gleich in den ersten Wochen angelegen sein lassen, das Schulwesen in hiesiger Stadt kennen zu lernen. Was er da sah, wie weit blieb es hinter den Leistungen zurück, zu denen er selbst an seinem Theile nach Jahrzehnten so wesentlich mitgewirkt hatte!

Wir stehen vor der Schilderung einer 40jährigen Amtswirksamkeit. Es ist mehr als ein Menschenalter an derselben Stätte verbracht, und zwar in einer Thätigkeit, die dem Arbeiter nicht vielen Wechsel bringt, kein allmähliges Aufsteigen auf der beamtlichen oder gesellschaftlichen Stufenleiter. Ermüdend würde es sein, die Schilderung der so vielgestaltigen Thätigkeit des Pastors von Jahrzehnt zu Jahrzehnt fortzusetzen, bis endlich die Sanduhr der Wirksamkeit mit dem Leben abgelaufen. Bedeutsamer dünkt es, die einzelnen Richtungen der Thätigkeit besonders herauszuheben und jede als ein Ganzes im Zusammenhang zu betrachten. Wollten wir dabei in den Vordergrund der Schilderung stellen, was zumal in dem ersten Vierteljahrhundert des hiesigen Aufenthalts bei Muralt im Vordergrund seiner Liebe und seiner Arbeit stand, so hätten wir in erster Linie auch hier von Muralt dem Pädagogen zu reden. Aber da er nun doch dem pastoralen Berufe sein Kommen nach Petersburg dankte, da die alte Vorliebe für die Schule niemals die seelsorgerliche Thätigkeit völlig in den Hintergrund schob oder gar verdrängte und er durch vierzig Jahre hindurch als Seelsorger in Treue und Liebe die Züge seiner Wirksamkeit der Gemeinde eingeprägt, so sei denn zunächst die Rede von ihm als Pastor, dann erst als Schulmann. Dem mögen sich andere Zweige der Thätigkeit anreihen, so weit sie sich als nöthig zu schildern erweisen, ein umfassendes Bild des Lebens und der Wirksamkeit von Pastor Muralt in Petersburg zu geben. In einem besonderen Abschnitt wollen wir die Wirksamkeit des Schweizers unter seinen Landsleuten schildern, dann Muralt in der Ausgestaltung seines äußeren und geselligen Lebens und unter seinen Freunden zeigen, um dann endlich in einem letzten Abschnitt sein Abscheiden aus Beruf und Leben zu erzählen.

XII.

Muralt in seiner pastoralen Wirksamkeit.

Muralt war zum Prediger an die deutsch-reformirte Gemeinde berufen worden. Unter den ersten Ansiedlern bei Gründung der neuen Hauptstadt waren die Reformirten, zumal aus Holland, aber auch aus der Schweiz, Deutschland und England in bedeutender Anzahl vertreten, so daß sie anfänglich die Lutheraner der Ziffer nach übertrafen *). Anfänglich mit ihnen in einer Gemeinde verbunden, machte sich unter den angegebenen Nationen durch die Verschiedenheit der Sprache das Bedürfniß geltend, sich zu besonderen Gemeindlein abzugweigen. So löste sich 1724 der französische Theil von der gemeinsamen evangelischen Mutterkirche los und an ihren Versammlungen nahmen die Deutschen unter den Reformirten Theil, denen die französische Sprache geläufig war. In rascherem Maaße wuchs dieser deutsche Theil an als der französische, so daß schon nach zwanzig Jahren das Bedürfniß nach abwechselnd deutscher Predigt hervortrat, nach weiteren zwanzig Jahren und nachdem sich die Gemeinde hinlänglich erstarkt glaubte, die vermehrten Kosten zu tragen, das andere Bedürfniß, neben dem französischen Prediger, von dem in der letzten Zeit auch deutsche Predigt verlangt war, einen Prediger deutscher Zunge anzustellen. Anfänglich hatte der deutsche Theil unter einem raschen Wechsel seiner Prediger zu leiden; nur der unmittelbare Vorgänger von Muralt, Pastor Collins, hatte länger das Amt inne als seine beiden Vorgänger zusammen, die es nur auf 14 Jahre gebracht haben. Nicht der Tod löste ihn nach 21jähriger Thätigkeit von seinem Posten ab. Die Stelle ertrug nicht so viel, um dem kinderreichen Pastor sorgenfreies Auskommen zu gewähren. Collins hatte seine reichliche Mußzeit durch Anlage eines kleinen Institutes verwerthet, dem er bei größerer Entfaltung seine ganze Zeit widmen wollte, dazu kamen Mißhelligkeiten: Alles wirkte zusammen, ihn 1810 zu veranlassen, seine Stelle niederzulegen.

*) Vergl. Dalton, Gesch. d. ref. Kirche in Rußland. Gotha 1865. S. 20—115. Dazu noch den XXIII. Jahresbericht der Diakonie der deutsch-reform. Kirche für 1874. S. 7.

Es ist fesselnd, das Leben einer evangelischen Gemeinde im fremden Lande und mitten unter einer Bevölkerung anderen Bekenntnisses zu betrachten. Spurlos geht diese andere Bevölkerung an einer solch' kleinen Heerde nicht vorüber und ihr Einfluß läßt sich leicht verfolgen. Manche Sitte des anderen Bekenntnisses wirft ihren Schattenriß deutlich auch auf sie; andererseits wieder wird sie in stärkerem Grade sich der eigenen Güter ihrer Heimathkirche bewußt und fühlt sich berufen, fremdartigen Einflusses sich zu erwehren. Treu hängen ihre Glieder an der alten, fernen Mutterkirche. Während die vielleicht der Tochter auf vorgeschobenem Vorposten kaum mehr gedenkt, hält der Schößling den Zusammenhang mit dem Stamm fest und empfängt von da Kraft und Nahrung. Das geistige Leben der Mutterkirche dringt bis zu ihr durch, oft nach langen Wanderungen, daß die Tochter noch eine Phase der Entwicklung zu bestehen hat, die in der Heimath bereits durchgemacht ist. Nicht so rein und gleich ist der Verlauf der Entwicklung hier wie dort; es ist ein anderer Boden, es sind andere umgebende Farben, die in ihrer Mischung verschiedene Töne hervorbringen.

Als Muralt 1810 seine Stelle antrat, fand er eine Gemeinde von etwa tausend Seelen vor; der größere Theil gehörte dem kaufmännischen Stande an, Beamte und Handwerker zusammen mochten ihm an Zahl gleich kommen. Der ältere Theil der Gemeinde war eingewandert; nur Wenige von den Bejahrteren, deren Eltern schon in's Land gekommen oder gar bereits in der Gemeinde geboren waren. Der größte Zustrom war von Deutschland gekommen, aus Ostpreußen zumal, aber auch aus Curhessen, bis von der Pfalz her, geringer noch war der Bruchtheil der Schweizer. Die aus so verschiedenen Gegenden zugeströmten Elemente hinderten die Bildung fester Sitte, wie sie eine lange und fest angeessene Gemeinde leicht besitzt. Was die evangelische Kirche der Heimath in jenen Tagen bewegte, die Ringe dieser Bewegung waren bis nach Petersburg gedrungen. Die sogenannte Aufklärung hatte sich auch nach hier Bahn gebrochen, ja in recht breitem Bette strömten in den evangelischen Gemeinden die Wasser des Rationalismus dahin, von keinem Damm lang gewohnter Sitte oder einer ihr unzugänglichen Umgebung eingengt. Denn auch in den höchsten Kreisen der Gesellschaft hatte man sich innig vertraut gemacht mit den Schriften eines Voltaire, Diderot, d'Alembert und der Encyclopädisten und die geistige

Auffassung, die von diesen Männern tonangebend ausgegangen, hatte eine sehr bereitwillige Heimstätte unter den Höchstgestellten an der Newa gefunden. Unter den evangelischen Geistlichen der Stadt war kaum Einer, der nicht, wie es damals hieß, vernunftgemäßer Aufklärung gehuldigt hätte und mit vollen Segeln in der Strömung dahintrieb, die durch die ganze evangelische Kirche jener Tage fluthete.

Muralt, der ja selbst in jenen Jahren entschieden der Richtung huldigte, war überrascht und peinlich berührt, wie wenig hier altgewurzelte Sitte der Entleerung der Kirchen vorgebeugt. Selbst in der größten hiesigen protestantischen Kirche beschränkte sich nach seiner Angabe der regelmäßige sonntägliche Besuch auf 35—50 Gemeindeglieder; er selber mußte sich oft anfänglich an 25 genügen lassen und freut sich, als er nach einem halben Jahr in der Festzeit der stillen Woche über hundert in der Kirche und bei dem heiligen Abendmahl antrifft. Er entwirft den Seinen in jenen Tagen ein bezeichnendes, aber nicht fesselndes Bild des kirchlichen Lebens, auf das er bei seinen Amtsgängen stößt: „Seit vier Wochen habe ich mein Amt angetreten und befinde mich wohl dabei; ich habe im Predigen den rechten Ton für das Publikum und will darin so fortfahren, bis man etwas Anderes verlangt. (?) — Auch finde ich mich gut in meine anderen Pastoralverrichtungen und erfülle sie zur Zufriedenheit. Aufhalten darf ich mich freilich nicht, wenn ich einem Verstorbenen eine Leichenrede halten soll, der mich und die Kirche nie gesehen hat, wenn ich ein Kind taufen muß von Eltern, die nie communiciren, die nur halb (?) oder gar nicht verheirathet und einen großen Theil des Tages betrunken sind, von Eltern, die das eine Kind griechisch, das andere lutherisch, das dritte reformirt, das eine nach zwei, das andere nach sechs Monaten, das dritte nach einem Jahre taufen lassen, wenn ich junge Leute zu confirmiren habe, die in 3—4 Monaten wollen abgefertigt sein ohne etwas zu verstehen, die kaum schreiben und lesen können, die kaum 14—15 Jahre alt sind, wenn ich Paare zu copuliren habe von ungleicher Religion ohne Zeugen oder auch ohne Scheine oder Attestate. Obwohl dieser Gang nicht der gesetzmäßige ist, so finden sich diese Fälle doch häufig. Dann werden die Taufen, Trauungen und Leichenreden mit wenigen Ausnahmen im Hause verrichtet. Im Allgemeinen stehen die Prediger hier im Ansehen und werden äußerlich ausgezeichnet und man liebt zu einer Kirche zu gehören, wo ein beliebter

Pastor angestellt ist; allein mit der Religiosität steht es nicht am Besten, man sieht es an als gehörend zu einer gesellschaftlichen und bürgerlichen Vereinigung wie eine andere Staatseinrichtung, allein daß es zur Natur des Menschen gehört, wird miserabel genug gelehrt. Die Aufklärung hat Vieles aufgeräumt und ausgeklärt, das hätte stehen bleiben sollen.“ Diesem ausgeführteren Bilde ließen sich noch eine Reihe Skizzen anreihen, die alle denselben Eindruck bestätigen würden. Da sind Klagen über den schlechten Kirchengesang in fast allen Kirchen; „die Gemeindeglieder halten abgespannt das Buch in der Hand und schweigen; ein paar Schulkinder singen unterdessen vom Chor herab in wenig erbaulicher Weise das Lied. Nur um die Osterzeit sind die Kirchen besetzt. Ein großer Theil der Deutschen macht dann seinen Gottesdienst für das ganze Jahr ab; die Aufnahme der Jünglinge und Jungfrauen hat etwas Theatralisches, man geht hin, wie um ein Schauspiel zu sehen. Die Kinder müssen ein auswendig gelerntes Glaubensbekenntniß hersagen. Es gibt keine Nachmittagsgottesdienste, keine Liturgie.“

Unser junger Pastor ließ sich durch die ungünstigen Eindrücke nicht abschrecken. Muthvoll ging er an die Arbeit der Predigt, an die anderen Geschäfte des Berufes, ernstlich bemüht, seine Gemeinde zu erbauen und an seinem Theile redlich mitzuwirken, die vorgefundenen Mißstände zu beseitigen. Die Kanzel war ihm ein anderer Lehrstuhl, von dem aus er als ein geistlicher Pädagoge zu wirken suchte; der Inhalt seiner „Vorträge“ in jener Zeit, so weit wir aus den vorhandenen Ueberresten schließen können, zeigt die Arbeit eines Schulmannes, dem es besonders um aufklärende Belehrung und ernste, eindringliche Weckung eines sittlich geordneten Lebenswandels zu thun ist. Man fühlte bald schon dem Redner die Treue und Wärme eigener Ueberzeugung ab, auch den biedern Ernst, seiner Ueberzeugung Bahn zu brechen und ein frommes, sittliches Leben auf religiöser Grundlage zu fördern. Mit großer Lust und regem Eifer gab er sich dem Confirmandenunterricht hin; er bewegte sich auf diesem Gebiete seiner geistlichen Thätigkeit noch mehr in dem ihm seit Jahren lieb gewordenen Fahrwasser der Unterweisung und verstand es meisterlich, die jugendlichen Gemüther für den vorgetragenen Gegenstand anzuregen und zu fesseln. Form und Inhalt dieses Unterrichtens ist uns in katechetischer und pädagogischer Beziehung fremd geworden und müssen wir sie nach beiden Seiten hin verwerfen; es ist aber nicht zu leugnen,

daß der begabte Pädagoge, was sich ihm von seinem theologischen Standpunkt aus bot, in lebensvoller und frischer Weise mittheilte. Der Erfolg blieb nicht aus. Man kam auch von anderen Gemeinden, den neuen Ankömmling, der so kräftig, bieder, klar die Predigt handhabte, zu hören; man schreckte nicht zurück vor den ungewohnten Lauten des Schweizers, die mit der ehrlichen, offenen Weise des Mannes in einer traulichen, schönen Uebereinstimmung standen. Nach ein paar Jahren kann Muralt nach Hause berichten, daß im verflossenen Winter auch an den kältesten Sonntagen die Zuhörerzahl nicht unter vierzig gesunken sei, an manchem Sonntag aber das Hundert erreicht habe. Auch schon die erste Confirmation machte einen bedeutenden Eindruck. Einzelne klagten zwar, er habe etwas zu laut geredet, sie sei stark „pestalozzisch“ ausgefallen, Andere dagegen erklärten, „nie etwas so Feierliches und Eindringliches gehört zu haben, bis zu Thränen seien sie gerührt gewesen.“

Nur der Pastor selbst fühlte sich mit Amt und Leistung in den ersten Jahren unzufrieden und gar manches Mal hätte nicht viel gefehlt und er würde das Pastorengewand ganz wieder mit dem Schulrock vertauscht haben. Er kam über diese trüben Umwandlungen glücklich in jenen Jahren nur hinaus, weil er sechs Tage der Woche behaglich und erfolgreich das Lieblingskleid tragen konnte und nur an dem einen Feiertag das Andere anlegen mußte. Es drückte ihn, daß er bemerken mußte, wie die Stellung und der Einfluß des Geistlichen in jenen Tagen so wesentlich bedingt war durch die gesellschaftliche Stellung, die er einzunehmen verstand und wenn ihm auch seine hohe gesellschaftliche Begabung nur förderlich sein konnte, so wollte er doch nicht ihr wieder seine pastorale Wirksamkeit zu danken haben. Er war zu sehr Schulmann, um nicht peinlich berührt zu werden, bei seiner allsonntäglichen Unterweisung einen immer wechselnden Zuhörerkreis um sich zu sehen, der ihm zum Theil fremd blieb, daß er die Wirkung der Rede nicht unmittelbar verfolgen konnte und deshalb im Dunklen tappte, ob er verstanden sei, ob es da oder dort noch eines ergänzenden, erläuternden Wortes bedürfe. Nach zwei, drei Jahren ist er unlustig, Predigten auszuarbeiten. „Neue Predigten arbeite ich nur wenige aus, sondern halte die früher verfertigten mit Anwendung auf den Tag und mit den zweckmäßigsten Veränderungen.“ Diese Wiederholungen folgten sich oft rasch. Es läßt auf große Genügsamkeit oder auch auf starken Wechsel der Zuhörer schließen, wenn

die Gemeinde einmal in der Passionszeit dieselbe Predigt wieder hört, die sie wenige Wochen früher in der Adventszeit bereits vernommen.

So bekennet er denn offen den Seinen nach Jahresfrist: „Die Predigerstelle gewährt mir wenig Genuß. Ich bin geliebt, geachtet, allein das ist mir nicht befriedigend, ich möchte mehr wirken, ich möchte eine Gemeinde haben, die in sich selbst mehr Charakter, mehr Zusammenhang hätte. Das Drückende der Trennung von den Meinen und meinem Vaterlande wird immer bleiben, wenn sie mich nur nicht erdrückt. Doch davor bewahrt mich die gute Portion Wille und Ueberwindung, welche in meiner Natur liegt und zum Theil das Erzeugniß meiner Erfahrungen ist.“ Das Predigtamt wurde ihm Nebensache, den Haupttheil seiner Wirksamkeit und dann auch Lebenslust gewährte ihm seine Anstalt, die er in jenen Tagen gründete.

Einen Theil der Klagen und dann auch Unlust wird wohl jeder Geistliche, der von seinem Berufe hoch und heilig denkt, zumal in den Anfängen seiner Thätigkeit, wenn die Wirklichkeit so spröde und hart der begeisterten Schaffelust sich erweist, nachfühlen und selbst durchleben. Einen Theil aber auch davon haben wir der Zeit zuzuweisen, der Richtung der Theologie, deren Bahnen auch unser Muralt damals entschieden und offen ging. Es sind gerade die tiefer und ernst angelegten Naturen gewesen, die am Meisten das Unbefriedigende gefühlt, das die herrschende Denkweise dem bot, der ein Diener am Worte zu sein berufen war. Der lebensvolle Zugang zu dem heiligen Worte und dem, in welchem das Wort Gottes Fleisch geworden, war ihnen verlegt oder erschwert; sie standen als Herolde vor einer Pforte, die verschlossen gehalten wurde und sollten nun doch verkünden, was im Innern des Heiligthums geschah. Der mühseligen und vergeblichen Arbeit überdrüssig, sehnten sich die Tüchtigeren nach anderen Berufstreifen und fanden sie zumal in der Pädagogik. —

Was für Preußen die Schlacht von Jena gewesen, der entscheidungsvolle Wendepunkt im Staatsleben, dessen befruchtende Wirkung auch in reichem Maaße dem christlichen Leben des Volkes zu gute kam, das war für Rußland der Brand von Moskau. In diesem Flammenmeer ging nicht nur die Stadt unter und die stolze Macht des furchtbaren Feindes; die großartige Gluth zehrte auch zum großen Theil auf, was in ver-

gangenen Jahrzehnten das Reich von den Schätzen der Geisteshelden jener Eroberer sich angeeignet. Der Geisterschatten der Encyclopädisten verschwand in der Gluth der brennenden Stadt; vor den durch die, wunderbare Ereignisse erschütterten Kaiser trat das Christenthum in seiner hehren Größe und überwältigenden, göttlichen Kraft und er fühlte sich fortan berufen, der Predigt vom Kreuze freie Bahn in seinem unermesslichen Reiche zu öffnen.

Langsam, aber sicher vollzog sich auch in Petersburg der Wechsel der Ansichten und Gesinnungen und auch Muralt bekam den Einfluß in seinem inneren Leben zu spüren. Er war zu sehr gewohnt, offenen Blickes in seine Zeit zu schauen und ihre Zeichen zu prüfen, um nicht den Wandel zu bemerken und ihrer wohlthätigen Wirkung sich auszusetzen. Eine bedeutsame Frucht davon reifte in jenen Jahren aus. Das Reformationsjubiläum nahte. Allwärts rüstete man sich auf eine würdige Feier des Geburtstages der evangelischen Kirche. Von der Schweiz waren wiederholte Aufforderungen an den Petersburger Landsmann ergangen, auch in seinem Kreise an dem allgemeinen Feste sich zu betheiligen und nachdem Muralt zugesagt, war er in gewohnter, thatkräftiger Weise bemüht, den Tag auch hier zu einer bedeutsamen Feier auszugestalten. Sein Einfluß war damals schon groß, sein Wort gewichtig und so ließ man ihm ziemlich freie Hand. Hören wir ihn selbst das Fest schildern*):

„Ueber das Reformationsjubiläum habe ich viele außerordentliche Arbeiten übernehmen müssen nach dem einmüthigen Wunsche und Auftrag aller Geistlichen der protestantischen Kirchen. Den ersten Tag, Freitag, feierte jeder Pfarrer dasselbe mit seiner Gemeinde in einer Kirche. Alle Kirchen waren angefüllt von einem theilnehmenden und lebendig angeregten Auditorium. In meiner reformirten Kirche ließ ich meine Zöglinge theils allein, theils gemeinschaftlich mit der Gemeinde Choräle und das von Neukomm in Musik gesetzte „Unser Vater“ singen. Die Knaben erregten durch ihren richtigen, gefühlvollen Gesang Entzücken. Zum Denkmal dieses Tages wird bei unserer Kirche auf meinen Vorschlag hin eine Armenschule errichtet, die mit dem neuen Jahre eröffnet werden soll. In der größten, der lutherischen St. Petrigemeinde, die 10,000

*) Eine recht eingehende Schilderung des Reformationsjubiläums in Petersburg gibt Lemmerich (Gesch. d. ev.-luth. Gem. St. Petri Petrsbgr. 1862) I. S. 206—213.

Seelen enthält, war ebenfalls ein feierlicher Gottesdienst und dann wurde zu einem Waisenhaus der Grundstein gelegt und collectirt. So fanden in den sechs anderen Kirchen gleichfalls besondere Feierlichkeiten statt. Am Sonnabend (20. Oktober/1. November) versammelten sich alle Prediger nebst den Vorstehern und Gemeinden in der St. Petrikirche, bei welchem außerordentlichen, feierlichen Anlaß ich predigte; zwei andere hielten kurze Reden vom Altar und alle Prediger gemeinschaftlich nahmen zusammen das hl. Abendmahl. Diese Vereinigungsfeier machte ungemeinen Eindruck, meine Predigt gefiel allgemein.“

Die Predigt hatte tief eingeschlagen, sie galt als ein bedeutungsvolles Zeichen einer auch für die hiesigen evangelischen Gemeinden anbrechenden anderen Zeit. Allgemein begehrte man ihren Druck. Standhaft verweigerte der Pastor denselben. „Ich will in einer so wichtigen Angelegenheit nicht als Wortführer unter dem größeren Publikum auftreten, weil ich besorgen müßte, von Einigen literarisch angegriffen zu werden und weil überhaupt diese Publikation mich aus meiner geräuschlosen und sehr concentrirten Wirksamkeit herausheben würde.“ Er konnte aber nicht wehren, daß nicht sein Manuscript in vielfältigen Abschriften von Hand zu Hand ging und noch nach Wochen konnte er die Wirkung des Wortes verspüren. Die sich lange schon in Petersburg nach einem evangelischen Bekenntniß vom Herrn gesehnt, begrüßten freudig diese Reformationspredigt wie den ersten Verhensschlag im anbrechenden Frühjahr. Besonders war es Baron Sacken, der mächtig von der Predigt ergriffen dem Pastor die Dankeshand schüttelte.

Ein paar vorliegende Briefe von ihm über die Predigt sind nicht ohne Interesse. Muralt hatte lebhaften Angriff befürchtet und deshalb den Druck untersagt; er hatte selbst das Gefühl, einen Ton angeschlagen zu haben, der ihm sicherlich aus dem Herzen kam, der aber in jenen Tagen hier noch ein einsamer war, ihn selbst vielleicht überraschte. Baron Sacken schreibt ihm deshalb: „Sie haben ein festes Band der reinsten Hochachtung und Liebe zwischen uns Beiden geknüpft und ich stehe mit Allem, was ich habe und bin, wider denjenigen auf, der Ihre Grundsätze angreifen oder den Frieden Ihres Herzens anzutasten sich unterfangen sollte . . . Mein ganzes Gemüth ist erfüllt mit der tiefsten Verehrung und Anbetung meines Heilandes und der, der mich bis in mein 75. Jahr an seiner liebevollen Hand geleitet hat,

wird mich am Ende meiner Laufbahn vor Irrthum schützen. Ihre Predigt hat mir die innigste Zuneigung und herzliche Liebe für Ihre Person eingeflößt, denn wer Jesum Christum, meinen Herrn und Gott, mit der Würde verkündigt als Sie, ist mir im Geiste näher verwandt als mein Blutsfreund. Sie haben ihn zwar in Ihrer Predigt an keiner Stelle als wahren Gott angekündigt, allein damit Sie sehen, wie genau ich in diesem Punkte Ihre Gesinnung untersucht habe, so führe ich Sie auf eine Stelle, wo es mir scheint, daß sie ihm Anbetung zugestehen Es bleiben mir nur zwei Wege übrig: Jesus Christus ist wahrer Gott oder — verzeihe mir mein Herr und Meister — ein Betrüger. Ich möchte so gern Jeden als Anbeter zu den Füßen meines Heilandes sehen, besonders Männer, die Er mit so großen Geistesgaben wie Sie ausgerüstet hat. Sie, mein theuerster Mann Gottes, Sie haben mich gleichsam aus-
gesöhnt mit allen Ihren hiesigen Amtsbrüdern. Denn von allen Predigern, die ich hier gehört, hat Niemand in der erhabenen Würde vom Heiland gesprochen als Sie. Nur Einen nehme ich noch aus*)."

Die Scheu, die Pastor Muralt damals abgehalten, die Predigt zu veröffentlichen, besteht nicht mehr. Noch zu seinen Lebzeiten hat sein Neffe einzelne Bruchstücke daraus veröffentlicht**). Da gerade diese Predigt einen so tiefen Eindruck gemacht, lassen wir als Probe seiner Predigtweise, auch als Probe zugleich dessen, was in jenen Tagen Aufsehen zu erregen im Stande war, lieber den Auszug folgen, als daß wir aus dem vorliegenden Haufen von Predigtmanuskripten eine andere beliebige auswählen:

„Im Andenken an die großen Männer, die im gemeinschaftlichen Streite wieder das höchste Gut der Menschheit errungen haben, haben

*) Es ist hier wahrscheinlich der Prediger der Brüdergemeinde, Pastor Mortimer, gemeint. Ueber diesen treuen Arbeiter gibt Glitsch (Gesch. der Brüdergem. Sarezla. Sarezla 1865. S. 264) ein paar Andeutungen, aber lange nicht ausreichend, um ein volles Bild der Bedeutung dieses Mannes in seiner Zeit zu gewinnen. Es wäre wohl recht zu wünschen, daß eine berufene Hand sich entschließen möchte, ein ausführlicheres Lebensbild zu zeichnen; die Zeichnung würde uns zugleich eine Vorstellung geben von dem, was in jenen Jahren (1812—32) die evangelisch-gesinnten Kreise Petersburgs in den verschiedenen Kirchen bewegte.

**) Vergl. E. v. Muralt, Chronik der vereinigten französischen u. deutschen reform. Gemeinde in St. Petersburg. Dorp. 1842. S. 68.

wir; die Diener des Evangeliums, zur Verherrlichung der Reformation=Zubelfeier ein öffentliches Zusammentreten unser Aller und einen gemeinschaftlichen Gottesdienst veranstaltet, um dadurch an den Tag zu legen, daß bei noch fortbestehender Verschiedenheit der Lehr- und Kirchenformen doch zwischen den Anhängern der einen und denen der anderen Parthei nicht nur wechselseitige Duldung, sondern religiöser Brudersinn, wahre Uebereinstimmung des Geistes, gemeinschaftliches Zusammenwirken aller Verehrer Gottes und Christi, aller Wahrheits- und Tugendfreunde Statt finden soll. Ich entsprach gern der ehrenvollen Einladung meiner Herrn Amtsbrüder, heute in deren Namen von der Kanzel die Grundsätze öffentlich auszusprechen, welche uns beseelen sollen.“

„Es ist nicht zu verkennen, daß seit der eingetretenen Ruhe der Völker überall ein neues, geistiges Leben angefaßt ist. Die Seele dieses neuen Lebens, die Religion, nimmt allenthalben die erwachten Gemüther in Anspruch. Auch wir, die Lehrer der Religion, dürfen nicht überhören die Stimme, die uns ruft, wir dürfen nicht müßig im Gewohnheitsgange dem Walten dieses neuen Zeitgeistes, der ein religiöser ist, zusehen, sondern wir sollen ganz besonders uns darüber freuen, aber nach Kräften darüber wachen, daß er nicht ausarte und dann einander zur Beförderung und Fortentwicklung, sowie zur Einführung derselben im Menschenleben brüderlich die Hand reichen, wir sollen uns einigen im Geiste zu Gottes Werke. Dazu liegen die dringendsten Aufforderungen sowohl in den Zeitumständen als im Geiste des Christenthums. Wir müssen's Gottes Güte danken, daß wir die merkwürdige Zeit erlebt haben, zu der sogar die mächtigsten Fürsten Europas von den verschiedensten Confessionen einen auf's Christenthum gegründeten heiligen Vertrag geschlossen haben.“

„Daß wir diesen Tag als ein religiöses Friedens- und Eintrachtsfest feiern können, verdanken wir Gottes Güte, durch dessen Gnade nach so langen und heftigen Stürmen im Bürgerlichen und Politischen endlich überall Friede und Ruhe herrscht; wir verdanken es der Großherzigkeit unseres allverehrten Monarchen, den seine Nation den Gesegneten nennt, der allen seinen Unterthanen in seinem ächt=christlichen Sinne nicht nur die unbeschränkste Glaubens- und Gewissensfreiheit gestattet, sondern in dessen liebevollem Gemüthe das Gefühl liegt, daß Alles, was zur unmittelbaren Beschäftigung der Seele mit Gott gehört, ein unzugängliches Heiligthum sein müsse für jeden Eingriff und der in seiner

christlichen Liebe wünscht, daß alle Menschen zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. . . . Uns liegt es ob, uns wieder in dem zu vereinigen, was Christus selbst als entscheidendes Merkmal seiner Jünger und Anhänger aufgestellt hat, nicht als Herrn des Glaubens, in der einzigen Quelle der Entscheidung, nicht in Lehrformen oder Gebräuchen oder in Verschmelzung von Gemeinden. Was in den verschiedenen Kirchenpartheien und Glaubensgenossen Verschiedenes ist, das mag größtentheils menschliche Meinung sein und insofern muß und wird es mit der alles verändernden Zeit ebenfalls immer wieder sich ändern, keine irdische Macht kann dieses verhindern, es wird unnütz und umsonst sein, sie im Aeußerlichen vereinigen zu wollen. Diese Unterschiede schaden heutzutage dem Christenthum und der Gemeinschaft gar nicht, wenn nur dadurch die Uebereinstimmung der Gemüther, die Vereinigung durch Liebe nicht leidet, so bedarf es keiner künstlichen und vorgeschriebenen Ausglei chung der Lehrformen.“

Was noch schüchtern erst in dieser Predigt sich hervorgearbeitet, der Primel gleich, die aus der Schneedecke sich emporstreckt, das fand bald auch in Petersburg bestimmtere Gestalt, festeren Ausdruck. Die Sehnsucht danach regte sich bei nicht wenigen Protestanten, wie wir an Baron Sacken gesehen; begierig lauschten sie auf jeden Ton, der ihnen wie holde Botschaft galt. Wir haben schon an anderem Orte*) diesen Einzug der evangelischen Predigt in Petersburg und seine Aufnahme zu schildern versucht, wir haben darauf hingewiesen, wie derselbe durch den religiösen Umschwung im Gemüthe des Kaisers und durch ihn seiner Umgebung begünstigt wurde. In der römischen Maltheserkirche fand eigenthümlicher Weise diese Predigt ihre erste Heimstätte. Lindl, dann in noch nachhaltigerer Weise Gofner waren die ersten Verkündiger und ihr Wort wirkte wunderbar in den weitesten Kreisen.

Muralt, lebhaften Geistes und offenen Sinnes, folgte der Bewegung, die sich unter seinen Augen vollzog. Er konnte sich nicht in der Weise in sie finden, daß er sich ihr entschieden und warm angeschlossen hätte. Seine ganze theologische Entwicklung war anderem Boden erwachsen und dem nun vierzigjährigen Manne fehlte zunächst die vermittelnde Brücke, die andere Seite zu gewinnen. Sein nüchterner Sinn bewahrte ihn vor

*) Vergl. Dalton, Joh. Gofner. Ein Lebensbild aus der Kirche des 19. Jahrh. Berlin 1874. S. 205—210.

aller Schwärmerei; was er sich nicht innerlich in Kraft und Wahrheit aneignen konnte, das wollte er auch nicht in träumerischer Gefühligkeit besitzen. Aber die Grundrichtung seines ehrlichen Gemüthes war fromm und religiös gestimmt, wie es einem ächten Jünger Pestalozzi's zukommt. So konnte er dem Eindruck auch nicht wehren, daß die Predigt der beiden katholischen Priester eine tief-erbauliche sei, zumal die Gossner's. Er war manches Mal Zuhörer des begeisterten Zeugen des Kreuzes Christi; er setzte derselben nicht abwehrend und feindselig seinen anderen Standpunkt entgegen, wie der eine oder andere Amtsbruder, er ließ gern das gesalbte Wort in der Stille auf sich wirken, veranlaßte auch den einen oder anderen Freund, mit ihm die Predigt zu besuchen. So sagte er einst: ich bin Einer von Gossner's Verehrern wegen des großen Talentes, das er besitzt und des feurigen Eifers, mit dem er seine Bibelwahrheit ausspricht, obschon ich ihn auch unter die Bestreiter und selbst Widersacher der Wissenschaft und Vernunft zähle. Es war eine Uebergangsstufe, die oft seltsame Zeichen trieb. Beide so verschiedenartige Richtungen fanden in Muralt in jenen Jahren noch gemüthliche Aufnahme. Dicht neben dem aner kennenden Urtheil über Gossner steht das laute Lob der „Stunden der Andacht“. Baron Sacken schafft sich das so warm empfohlene Andachtsbuch an und ist überrascht und erstaunt, von dem von ihm so hochverehrten Prediger solch' ein Machwerk angepriesen zu hören.

Es waren in religiöser Beziehung für Petersburg interessante Jahre die Zwanziger unseres Jahrhunderts, und Muralt war ihr aufmerksamer Zeuge. In der ersten Hälfte herrschte die evangelische Wärme vor, die zumal Gossner angefaßt, die bei vielen als Treibhaushitze sich äußerte. Unter der Schwüle haben Viele bitter leiden müssen. Es ist ein gefährliches Ding, wenn mit religiösem Eifer staatlicher Einfluß sich zusammengesellt, und ein hochgestellter Beamter auch die Macht hat auszuführen, was vielleicht sein religiöser Uebereifer begehrt. Wir haben schon einmal von den Wirkungen geredet, wie sie sich z. B. an der Berufung von Professoren der Petersburger Universität, an der Absetzung des Pastors der Katharinengemeinde geäußert*). Genau führte Muralt Buch und Rechnung über diese Vorgänge und da seine Nachrichten aus

*) Vergl. Dalton, Gossner S. 232. Dazu dann noch: Schmid (Encyclopäd. d. Unterrichtswesens. Gotha 1875.) XI. 92 flg.

guter Quelle geschöpft waren, so bilden sie ergiebige Fundgrube für das Verständniß jener Tage. Er selbst blieb unbehelligt. Ohne sich der mächtigen Bewegung anzuschließen, fühlte er auch keine Neigung, feindselig ihr entgegenzutreten. Er scheute sich nicht, in seiner biedereren Weise offen in Gesellschaft gegen die Ueberschreitungen aufzutreten, aber man merkte dem Urtheile ab, daß es nur Personen galt, deren Verfahren im Einzelfalle man nicht gewillt war gut zu heißen.

Dieser Hochfluth religiöser Bewegung in der ersten Hälfte des Jahrzehnts folgte naturgemäß ein Niedergang in der anderen Hälfte. Manch' ungesunde Strömung verlief sich; in geordnetem, wenn auch Dank jener Strömung vertieften Bette ging das religiöse Leben dahin. Die Kanzeln waren zwar noch von den alten Predigern besetzt, aber in der Gemeinde war das Bedürfniß nach besserer Kost geweckt und da und dort hatten sich kleinere Kreise zusammen gethan, dies Bedürfniß in ihrer Mitte zu befriedigen. Ab und zu erschien ein Geistlicher besuchsweise, der die gewünschte Kost diesen stillen Leuten bot; dankbar war man für jede Anregung, die den im Verborgenen glimmenden Docht frisch wieder ansachte, bis dann endlich ein Erbe jener evangelischen Predigt nach dem anderen den ständigen Predigtstuhl in der Kirche erhielt.

Eine wichtige Arbeit fiel dem Schluß dieses Jahrzehnts und dem Anfang des folgenden zu, auch eine segensreiche Frucht der vorangegangenen Hochfluth. Immer dringender war das Bedürfniß geworden, der evangelischen Kirche Rußlands eine Verfassung, fest geordnete Verhältnisse zu geben. Die alten Zustände waren unhaltbar geworden, die eigenthümliche Stellung unter dem Justizcollegium war erschüttert, die im Anfange des Jahrhunderts aufgestellte Liturgie hatte sich, zumal der neu aufkommenden Richtung gegenüber als so schaal und dürftig erwiesen, daß Niemand sie mehr gebrauchen wollte. Schon seit dem Reformationsjubiläum und im inneren, nachweisbaren Zusammenhang mit der Stiftung der Union in Preußen beginnen die Versuche kirchenregimentlicher Neuordnung der evangelischen Kirche Rußlands. Die genaue Darstellung bis zu ihrer endgültigen Durchführung wartet leider noch immer auf eine kundige Feder. Eine kurze Skizze der mancherlei Versuche haben wir einmal zu geben versucht*). Der mit der Aus-

*) Vergl. Dalton, Gesch. d. ref. Kirche in Rußland. Gotha 1865. S. 11—18.

arbeitung eines Kirchengesetzes beauftragten Commission war an die Hand gegeben worden, von der reformirten Kirche abzusehen, da von ihr keine Klagen über unhaltbare Zustände und keine Bitten um eine Neuordnung eingelaufen waren. Man wünschte wohl, Muralt an den Berathungen Theil nehmen zu lassen, er aber wehrte sich dawider und seine reformirten Amtsbrüder im Reiche dankten ihm für die entschiedene Fernhaltung. Pastor Cruse in Mitau schrieb ihm darüber: „Unser Palladium ist, daß unsere Gemeinden durchaus nicht Staats-Institute seien.“

So kam das lutherische Kirchengesetz zu Stande, ohne daß die Reformirten davon anders als in vier Punkten*) berührt worden wären. Muralt schreibt sich dieses Verdienst in einem Briefe in die Heimath zu: „Es freut mich, daß ich verhütet habe, daß wir Reformirte in die neue Kirchenordnung hineingezogen werden. Aus unseren Gemeinden kam keine Bitte um Reform, daher war auch kein eigenes Statut nöthig.“ Seltsamer Weise wurde in einem äußeren Punkt eine gemeinsame Aenderung erzielt. Auch die reformirten Prediger eigneten sich den in Preußen eingeführten Chorrock an, der durch das Kirchengesetz den lutherischen Geistlichen als Amtskleidung anbefohlen wurde. Muralt begründet die Annahme: „Den Preussischen Kirchenrock haben wir Reformirte angenommen, weil er eine sehr zweckmäßige und anständige Kleidung ist und ganz den Charakter des Kirchen-Habits in Genf hat und weil der Kaiser Nicolaus geäußert hat „ich wünsche, daß die protestantischen Geistlichen bei Functionen diese Kleidung anziehen möchten“. Jedenfalls ist dieser Chorrock geschmackvoller, als die früher in Petersburg gebräuchliche Amtstracht des gewöhnlichen schwarzen Predigerrockes mit dem auf der Rückseite befestigten langen Tuchstreifen, der beim Gehen über den linken Arm geschlagen wurde.

Ein Gewinn war es für die reformirte Kirche, bei der Ausarbeitung dieses Kirchengesetzes unberücksichtigt geblieben zu sein. So hoch auch eine unpartheiische Beurtheilung den Werth und Segen dieses Gesetzes für die lutherische Kirche Rußlands anschlägt, zumal im Hinblick auf die ungeordneten Verhältnisse der Gemeinden im Innern Rußlands, so muß doch auch zugegeben werden, daß das kirchenregimentliche und auch

*) Diese vier Punkte sind abgedruckt bei Dalton, Gesch. d. ref. Kirche. S. 117.

liturgische Bewußtsein in jenen Jahren noch ein nicht völlig ausgereiftes war und man vor Gewaltthaten nicht zurückschreckte, ja sie kaum bemerkte, wie etwa die, daß man die alte schwedische Kirchenordnung kurzer Hand auch den zahlreichen Colonieen im Innern auferlegte, deren Glieder aus Ländern gekommen waren, in denen man nie Lust gehabt, die strengste Ausprägung des Lutherthums in Bekenntniß und Liturgie anzunehmen und denen doch von Seiten der Regierung volle Berücksichtigung ihrer heimatlichen Kirche zugestanden war. Dazu kam, daß die im Lande angestellten reformirten Geistlichen so sehr Kinder ihrer Zeit, so wenig mit dem wahren Geist der Bekenntnißschriften ihrer Kirche vertraut waren, daß es gut gewesen, von ihnen nicht ein Kirchengesetz ausgearbeitet zu erhalten, das für Jahrzehnte schwer auf der Kirche gelastet haben würde.

Von solchen größeren Arbeiten um das allgemeine Kirchenwesen befreit, konnte der Pastor seine einflußreiche Stellung für seine Gemeinde in einer Angelegenheit verwerthen, die anfänglich einen schweren Sorgenstein auf sie legte, den rasch abzuwälzen ihm gelang. Die alten Kirchengebäude waren baufällig geworden; die furchtbare Ueberschwemmung von 1824 hatte die Schäden noch bedenklicher hervortreten lassen: das Haus mußte abgetragen werden. Durch Vermittelung des Pastors gelang es, von dem Finanzminister Cancrin ein Darlehen von 150,000 Rubel zu erhalten, gelang es nach ein paar Jahren schon, durch vorgeschossene Capitalien von Gemeindemitgliedern die ganze Schuld an die Krone mit Einem Male zu tilgen.

So war das erste Vierteljahrhundert der Amtsthätigkeit von Pastor Muralt in mancherlei pastoraler Arbeit, in mancher religiösen und kirchlichen Anregung verstrichen. Die anfängliche Unlust am Predigtamt war je länger, je mehr gewichen; man hörte den wackern und biedern, durch und durch wahren Mann gern predigen. Waren ihm auch nicht hervorragende Rednergaben verliehen, so zählte er doch unter seinen Amtsgenossen, die Alle der gleichen Richtung huldigten, zu den hervorragendsten und einflußreichsten Vertretern derselben. In den Jahren war er in mancherlei frohen und trüben Angelegenheiten den einzelnen Gemeindegliedern nahe getreten und sie hatten ihn achten und lieben gelernt. Sein offenes, oft auch derbes Wort fand doch eine bereite Aufnahme; man fühlte all' seinem Reden und Thun das tiefe Wohlwollen,

die innige Menschenfreundlichkeit ab, die ihn allzeit befeelte. Die hohe, einflußreiche Stellung, die er sich in der russischen Gesellschaft zu erwerben gewußt, half ihm da noch erfolgreich zu rathen und zu thaten, wo Andere an Hülfe verzweifelten; diese gesellschaftliche Stellung warf ihr Licht auch auf manche amtliche Arbeit, daß sie in günstiger Beleuchtung wirkte, wo sie bei einem Anderen unbemerkt vorübergegangen sein würde. Bei vielen Amtshandlungen lobte man das für den Einzelfall zutreffende, schlagende Wort; man erkannte leicht, daß ein genaues Mit-
leben mit der Familie die Rede befeelte und gestattete ihm, dem Haus-
freund und Seelsorger auch ein freies, ernstes Wort, weil auch ein solches bei ihm doch immer seine milde Güte, seine warme Theilnahme zur
schönen Unterlage hatte.

Unter solchen Umständen rüstete sich die ganze Gemeinde, das Ju-
biläum ihres geliebten Seelsorgers festlich zu begehen. Es war zum ersten
Male, daß sie eine solche Feier beging; seit 1724 hatte keiner der Vor-
gänger den Tag fünfundzwanzigjähriger Amtsthätigkeit erlebt. Muralt
hatte den 25. März 1836 für diesen Tag ausermählt, den Tag seiner
25. Confirmation. Die Erziehung der Jugend war so sehr der Brenn-
punkt seiner Wirksamkeit, daß er gerade im Zusammenhang mit der
heiligen Handlung, die dem Geistlichen eine Weile die heranwachsende
Jugend der Gemeinde zu seelsorgerlicher Unterweisung anvertraut, das
Fest begehen wollte. In die an dem Tage überfüllte Kirche zog er an
der Spitze seiner 30 Confirmanden, während die Gemeinde das Lied
„Herr Gott, was irdisch ist, vergeht“ sang. Der kräftige Jubilar hielt
mit inniger Rührung die Predigt. Ihr Inhalt ist ein fortgehender Dank-
psalm. Er dankte Gott, ihn diesen Tag erleben zu lassen, er dankte der
Gemeinde, die ihn berufen und es ihm so schön gelohnet, dem Ruf, den
er im Vertrauen auf Gott angenommen, gefolget zu sein, er dankte der
Regierung, im Besonderen seinem anwesenden Freunde Graf Cancrin,
von dem ein Sohn unter den Confirmanden sich befand, für die Unter-
stützung, die den Kirchenältesten erlaubt hätte, die Kirchengebäude zu
erweitern und eine musterhafte Gemeindeschule zu gründen, er dankte
dem Kirchenrath für seine uneigennützigte Mühewaltung um das Wohl
der Kirche. Er konnte mittheilen, daß in den 25 Jahren sich die Ge-
meinde verdoppelt habe und gegenwärtig auf 2000 Seelen gestiegen sei,
266 Paare habe er getraut, 1000 Kinder getauft, 800 Eingepfarrte

beerdigt, 400 Kinder confirmirt*). Nach herzlichen Wünschen für die ihm so theure, unter seinen Augen aufgewachsene Gemeinde, der er Seelsorger, Freund und Erzieher geworden, gelobte er ihr von Stund an alle Kraft seines Lebens zu widmen, Verkündigung des reinen Wortes Gottes, Rath und That, Trost und Hülfe.

Schon seit 6—7 Jahren hatte sich der Pastor eines Hülfspredigers bedient. Zuerst taucht ein gewisser Candidat Wessels auf, der fast ein um den anderen Sonntag für ihn predigte. Als dieser, der nicht zur Gemeinde gehörte, 1832 starb, meldet Muralt den Seinen: „Mein Predigergehülfe ist gestorben, nun predigen zwei seiner Freunde, ordinirte lutherische Geistliche, alle vierzehn Tage abwechselnd für mich, bis der Kirchenrath einem von ihnen den Vorzug gibt.“ Ein Candidat Richter scheint der Erwählte gewesen zu sein, wenigstens taucht von da an sein Name in den Tagebuchnotizen häufig auf als Stellvertreter beim sonntäglichen Gottesdienst; sonst sind alle Andeutungen über diese Gehülfsstellen spurlos aus dem Bewußtsein der Gemeinde geschwunden, wie sie auch keine Aufnahme in den Protokollen erhalten. Erst von 1836 an, und zwar seit dem Jubiläum, hat Pastor Muralt einen festgestellten Gehülfsen, der ihm auch treu bis an sein Ende zur Seite bleibt; es ist der Sohn seines um ein Jahr jüngeren Bruders Caspar, Eduard von Muralt, der sich durch verschiedene theologische und philosophische Arbeiten einen wissenschaftlichen Namen erworben, 1849 die theologische Doctorwürde erhalten und gegenwärtig als Professor der Theologie in Lausanne lebt.

Sein Jubiläumsjahr bildete für Pastor Muralt in gewisser Beziehung einen Wendepunkt in seinen theologischen Anschauungen. Im Jahre 1835 erschien bekanntlich das verhängnißvolle, bedeutame Leben

*) Es ist bei den bestehenden Gemeindeverhältnissen eine schwierige Sache um genaue Angabe der Gemeindeglieder; Täuschungen ist man da fortwährend ausgesetzt. Annäherungsweise einen Anhalt bieten die Amtshandlungen und aus diesen ergibt sich, daß von 1800—9 die jährliche Durchschnittszahl der Getauften 42 betrug, 1830—39 dagegen 51, die der Getrauten 1800—9: 10, 1830—39 dagegen 15, die der Verstorbenen 1800—9: 29, 1830—39 dagegen 43. Nach diesen Angaben, berechne nach dem für Petersburg gültigen Procentsatz von Geburten, Trauungen und Beerdigungen, würde sich die Größe der Gemeinde 1810 stellen auf 1333 Gemeindeglieder, 1840 aber auf 1894.

Jesu von Strauß. Es konnte nicht Wunder nehmen, daß dem Buche von Seiten der russischen Regierung der Eintritt in's Reich verwehrt wurde; wir wissen aber, daß auch damals gar manche derartige verbotene Frucht unter dem Schlagbaum hindurchschlüpfte und dann nur um so eifrigere Leser fand. Zu ihnen gehörte auch unser Muralt. Der Inhalt machte ihn stutzen. Der jugendliche Verfasser bezeichnete sich nun auch als ein strenger Anwalt der Wissenschaft, als ein eifriger Herold der Vernunft; Wissenschaft und Vernunft aber waren die beiden Führerinnen, denen unser Pastor auf der Universität sich anvertraut, deren Leitung er bis dahin so treu gefolgt, daß er, wie wir gesehen, Gossner nicht völlig freudig zustimmen wollte, weil er ihm unter anderer Fahne zu streiten schien. Der geistvolle, jugendliche Schwabe hatte kühn alle Folgerungen gezogen, zu denen ihm die Schule ein Recht gab, deren Schüler Muralt ja auch gewesen; er war weit über ihr Gebiet hinausgeschritten, aber der Tochter konnte das wahrlich nicht von der Mutter verargt werden, die vor Allem dem Fortschritt und der Aufklärung huldigte. Dagegen nun wieder verlangte dieser Fortschritt das schwere Opfer, mit dem Jesus und Christus, den bis dahin das christliche Gemüth in der einen oder anderen Form lieb gehabt und als Heiland verehrt, zu brechen, verlangte diese Aufklärung das harte, unerbittliche Zugeständniß, daß in der Klarheit ihres Lichtes in Luftgebilde sich auflöse, was bis dahin noch als mit Fleisch und Blut bekleidet festgehalten worden war.

Das war unserem Muralt unmöglich. Das Buch ward ihm nicht nur zu einem ernststen: bis hierher und nicht weiter; es nöthigte ihn auch zu eingehender Prüfung seines bis dahin unangetasteten theologischen Erwerbes. Da wurde dann manches als unstichhaltig Preis gegeben, da wurde dann manchem Zaubersang von Vernunft und Aufklärung Valet gesagt und von Neuem erwogen und geprüft, was früher kurzer Hand abgewiesen worden war. Mit Strauß und der von ihm eingeschlagenen Richtung konnte und wollte Muralt nicht gehen; sie wurde ihm zur segensreichen Nöthigung, sich mit der anderen Richtung, die sich immer klarer und entschiedener davon abhob, vertrauter zu machen. Mit dem größten Interesse folgte er den „Strauß'schen Händeln“ in seiner Vaterstadt. „Es ist mir unbegreiflich,“ so schreibt er nach Hause, „wie Strauß hat auf die Hochschule (Zürich) berufen werden können. Wenn das Geschichtliche und Traditionelle des Christenthums von der

Lehre getrennt wird, so hört es auf zu bestehen. Es scheint, daß die Radicale überhaupt darauf ausgehen, Alles zu verwerfen, um ganz neue Gebäude und Schöpfungen aufzuführen. Grade das ist das Gefährlichste, was ausgeführt werden kann. . . . Die christliche Religion wird fortdauernd im Kampfe begriffen sein mit allen Leidenschaften und Philosophemen der Menschen und der Zeiten, allein sie wird immer wieder siegreich hervortreten als die höchste, letzte, segensreichste und universellste Offenbarung Gottes, woran die gesunkene und leidende Menschheit sich schon so oft wieder gehoben und gestärkt hat. Ein Verbrecher in meinen Augen ist der Gelehrte und Philosoph in der Christenheit, der wissenschaftliche Discussionen unter das Volk bringt, die dasselbe in Zweifel und Verwirrung versetzen, ihm für Geist und Herz die beruhigendste, kräftigste und bildendste Stütze und Nahrung entreißen, ohne ihm etwas Besseres oder auch nur irgend einen Ersatz für das Entrissene zu reichen. . . . Mein Grundsatz ist der: ich halte das biblische Christenthum für die alleinige, wahre Religion, weil es allein den ganzen Menschen befriedigt und mit den Forderungen der übersinnlichen, moralischen Weltordnung, die uns in der Vernunft und dem Gewissen verbürgt ist, übereinstimmt.“

Immer entschiedener und bewußter wird sich M u r a l t der Luft, die ihn von Strauß und seiner Richtung trennt. So oft er darauf zurückkommt, und es geschieht immer häufiger, legt er starke und auch derbe Einsprache gegen das Gebahren ein und seine Sprache zeigt dann oft jugendlichen Feuereifer, der nicht gewillt ist, schiedlich und friedlich sich mit anderer Richtung auseinanderzusetzen, sondern heftig die Lanze wider sie einlegt. „Die extravaganten deutschen Schriftsteller — so lautet sein Satz 1843 — die das Christenthum durch eine Vernunft- und Menschheitsreligion ersetzen wollen, sind gegen das Volk und die Masse der Menschheit Frevler und Hochverräther, indem sie ihr das beste, höchste und sicherste Bildungsmittel nehmen und nichts als Wahn an dessen Stelle geben. Gott sei Dank, es scheint denn doch, daß aus diesen Verirrungen neuer Eifer für's wahre Christenthum und die christliche Bildung hervorgeht. Die Uebertreibungen gehen unter in ihren eigenen Consequenzen, sie sind neue Meteore am Culturbimmel. Dahin kommen alle, welche die Offenbarung in der hl. Schrift verwerfen, nach welcher der Mensch geschaffen ist nach Gottes Bilde. Diejenigen, welche

die Offenbarung Gottes erst suchen und schaffen wollen, bilden hingegen die Gottheit nach ihrem eigenen Bilde. . . . Je mehr Ruge, Strauß, Bruno Bauer, Feuerbach u. A. alle Fundamente des Christenthums und des christlichen Staates unterminiren, desto siegreicher erhebt sich das Christenthum wieder über alle Philosopheme, die nur als Wolfen anzusehen sind, welche die Atmosphäre alles sittlichen Daseins und Lebens, alles Fortschrittes, jeder Veredelung, die aus dem Christenthum hervorgeht, immer nur auf kurze Zeit verdunkeln. Nur in der christlich-geoffenbarten Religion vereinigen sich der forschende Geist, die Hochgefühle des Herzens und der Segen des Glaubens an einen ewigen Gott außer uns, an einen persönlichen und historischen Heiland, an eine individuelle Verbollkommenung und Unsterblichkeit. Das Christenthum erhebt die Menschheit zur Gottheit und diese läßt sich wieder in Christo zur Menschheit herab, die Bedürfnisse des fühlenden Herzens und die Forderungen des denkenden Geistes durchdringen sich in den Lehren des Christenthums; es bleibt demnach die einzige bildende und dauernde Religion und ist nicht nur ein vorübergehendes Element in der Geschichte.“

Wir haben reichlich und mit seinen eigenen Worten Muralet's ernste Antheilnahme an den religiösen Fragen der Gegenwart zum Ausdruck gelangen lassen. Es schien wichtig, in dem Bilde über ihn, den Pastor, den Punkt hervorzuheben, in welchem der Diener am Worte in seinem Seelenleben auf die entscheidungsvolle Wahlstätte geführt wird. Wir freuen uns der Stellung, die er in dem Kampfe eingenommen; daß es diese sein mußte, nimmt uns bei dem Charakter des Mannes nicht Wunder. Wie Muralet's Entwicklungsgang ist der vieler hunderte Pastoren jener Jahre gewesen. Das fromme Erbtheil der Jugend war ihnen in ihrer theologischen Schule nicht geraubt worden und hielt während der dürftigen Hungerjahre vor, bis es in günstigerer Zeit seine Heimstätte in neu erwachtem Glaubensleben fand. Den treuen Hirten ist es dann um ihren Lebensabend noch hell geworden. Es ist fesselnd zu beobachten, wie die Formen und Gestaltungen von der Hochschule her noch nicht völlig geschwunden und verwunden sind, wie sich aber durch die Hüllen und Decken zu immer größerer Klarheit die heilige Gestalt herausarbeitet, die des Christenthums Seele und Leben ist und immer entschiedener alles Forschen und Fragen um die eine Lebensfrage sich sammelt: was dünkt euch um Christo? Muralet hat sich in jenen

Jahren mit ganzem Ernst um jene Frage gesorgt und sein Herr hat ihm die selige Antwort für sein Herz noch finden lassen. Er zeigte ihm am Ausgange seines Lebens wie von einer Bergeshöhe das gelobte Land und Muralt begrüßte sie von Ferne als Stätte seiner Sehnsucht; aber es war ihm nicht mehr vergönnt, seine Gemeinde, die er vierzig Jahre geleitet, selber noch in das Land hinüber zu geleiten. Er fühlte sich heimisch in dem neu erwachten evangelischen Glaubensleben, aber die Zunge war ihm schwer, dieses Lebens nun auch begeisterter Anwalt noch zu werden in seiner geliebten Gemeinde.

Allmählig waren auf allen protestantischen Kanzeln der Hauptstadt die alten Prediger abgetreten und neue, jugendliche Streiter, deren theologische Entwicklung in die Zeit des wiedererwachten evangelischen Glaubenslebens gefallen, hatten die leer gewordenen Plätze eingenommen. Bei seinem Jubiläum begrüßte Muralt kein Amtsbruder, der auch schon bei seiner Einführung vor einem Vierteljahrhundert zugegen gewesen wäre. Mit herzlicher, brüderlicher Liebe schloß sich der Greis an die jüngeren Genossen. Er war in seinem lebensvollen Umgang mit der Jugend jugendfrisch, geistig lebensvoll geblieben und da er in den neuen Ankömmlingen entschiedene Anhänger der Richtung fand, zu der ihn sein Herz zog, so schloß er sich ihnen innig an, lernte von ihnen und ward ihnen in gar mancher Beziehung selber zur Lehre. Das kirchliche Leben entfaltete sich mehr und mehr in den evangelischen Kreisen, auch die evangelischen Geistlichen, die sich früher kaum dem Namen nach kannten, ob sie gleich in derselben Stadt an derselben Arbeit standen, traten sich nun näher zu wissenschaftlichem Austausch, zu seelsorgerischer Handreichung. Die jüngeren Geistlichen regten an und Muralt zumal wie ein Vater nahm herzlichen Antheil. So entstand wieder*), seit dem Anfang der vierziger Jahre, der sogenannte Pastoralabend, die wöchentlichen Zusammenkünfte der Geistlichen zu freundlicher, wissenschaftlicher und amtlicher Berathung, die seitdem ununterbrochen stattgefunden, so auch fast um die gleiche Zeit der „theologische Besekreis“, an dem sich fast

*) Bei den äußerst dürftigen Nachrichten aus der kirchlichen Vergangenheit Petersburgs ist es schwer zu sagen, wie viele Jahrzehnte hindurch diese pastoralen Zusammenkünfte unterbrochen gewesen; nur eine einzige flüchtige Notiz hat ver-rathen, daß sie schon einmal vor einem Jahrhundert bestanden. (Vergl. Dalton, Gesch. u. f. w. S. 56.)

alle Pastore theilnehmen, welche rege Theilnahme es ermöglicht, die bedeutendsten theologischen Zeitschriften den einzelnen Geistlichen zugänglich zu machen. Noch eine andere segensreiche Einrichtung dankt der an diesem „Pastoralabend“ geweckten Anregung ihre Entstehung, die „evangelische Bibliothek“ (1846)*. Einer der thätigsten Gründer und Förderer war der sechsundsechzigjährige Muralt, der die reichsten Ertragnisse dem jungen Institute zuführte, überall in seinem großen Bekanntenkreis denselben Freunde und Theilnehmer weckte und damit den Bestand einer Anstalt sicherte, die heute so groß dasteht, daß sie in der evangelischen Kirche nicht viele ihres Gleichen findet.

Frei hatte Pastor Muralt nie gepredigt, die zahlreichen Hefte bezeugen, wie sorgfältig er von Anfang seiner Thätigkeit bis in die letzten Jahre seine Vorträge niedergeschrieben. Genau ist dem einzelnen Hefte dann beigelegt, bei welcher Gelegenheit ein zweites und drittes oder gar viertes Mal dieselbe Predigt der Gemeinde gehalten wurde, in treuherziger, offener Weise ist weiter beigelegt, welchen Eindruck das Wort auf den Redner, welchen auf die Zuhörerschaft gemacht. Auch die größere oder geringere Anzahl der Zuhörer ist angemerkt mit Beifügung des Wetterstandes und nur allzu oft mag für die Kirche das Thermometer der Gradmesser des Besuches gewesen sein, der es dann nicht für den Besuch von Theater und Ball gewesen. Dieselbe gemüthliche Form tragen die Kirchenbücher an sich. Die wurden nicht als steife amtliche Berichte angesehen, mehr als eine Art Repertorium, in der der Gemeinde Wohl und Wehe für spätere Geschlechter niedergelegt ward. Das macht diese Bücher heute zu werthvollen Quellen, in denen frisch noch das Familienleben der Gemeindeglieder einer vergangenen Zeit sprudelt. Es ist eine freundliche, liebenswürdige Feder, die diese Chroniken geschrieben. Nur selten geschieht es, daß bei einem Confirmanden ungünstige Aussichten für das Leben angemerkt werden, die meisten sind herzensgute Kinder und der ausführliche Bericht über die jedesmalige Handlung selbst zeugt von der herzlichen Theilnahme und innigen Rührung, mit der der Geistliche sie bis in sein höchstes Alter treu vollzogen. Die Todtenbücher enthalten oft lange Nekrologe und auch da wieder hat eine gar milde, menschenfreundliche Hand die Feder geführt; die Berichte sind zu lesen

*) Vergl. XXV. Jahresbericht der evang. Bibliothek. Petersburg 1871. S. 13.

wie ein Nachhall dessen, was Angehörige unmittelbar nach dem Hingang von den Ihrigen zu rühmen wissen und was vor Jahren man gewohnt war, durch den Pastor von der Kanzel herab verkündigt zu hören. Andere Bemerkungen lassen auf die selbständige Stellung schließen, die der Pastor sich erworben, von der er wußte, daß nicht so leicht sie Jemand anzutasten wagen würde. Wo ein anderer Amtsbruder sich scheute, bei gemischter Ehe die Kinder evangelisch zu taufen, that er es unbesorgten Sinnes. Ein andermal lesen wir, daß er ein Kind seiner Gemeinde, das im Innern geboren und dort die Nothtaufe eines Popen erhalten, nach Jahresfrist noch einmal getauft, weil die Mutter erklärte, sie sei in jenem Augenblick zu schwach und elend gewesen, um klar zu überlegen, wozu sie gedrängt ihre Zustimmung gegeben. Er selbst machte kein Hehl aus solchem Thun und ließ sich nur von seinem Gewissen leiten; in der Stadt aber sagte man sich laut und offen: Muralt kann ungescheut alles in dieser Beziehung thun, er hat seine Freunde und Beschützer bis in die höchsten Kreise.

Das Armenwesen war in jenen Jahrzehnten nicht in der Weise geordnet, wie der Nachfolger von Muralt durch Einführung der Diaconie es gethan. Die Gemeindeverwaltung beschränkte sich darauf, die eingehenden Armengelder unter einer Anzahl Bedürftigen aus allen möglichen Gemeinden zu vertheilen und Muralt ließ dies Herkommen geschehen. Erst die Gründung der Kirchenschule gab nach einem Jahrzehnt weiteren Anlaß, eine Anzahl Waisenknaben in der Nähe der Schule unterzubringen und für ihre ganze Erziehung zu sorgen. Dagegen aber war Muralt nach der Seite hin ein eminenter Armenversorger, daß er in ausgiebigster Weise seine gesellschaftlich hochgeachtete Stellung benutzte, den Bedürftigen zu Brod und Stellung zu verhelfen. Mit welchen Gesuchen beutete man seine menschenfreundliche Diensthilflichkeit aus! Und mit welchem Undank hat man ihm vielfach gelohnt! Es wäre ein interessantes Blatt auszufüllen mit einem Verzeichniß der Wünsche, die der Pastor befriedigen sollte, von dem Begehren des einfachen Dienstmädchens um eine passende Stelle bis zu Gesuchen um die höchsten Staatsposten, für deren Erlangung man den deutschen Pastor anging, der bei dem Minister und in den ersten Gesellschaftskreisen aus- und einging.

XIII.

Muralt in seiner pädagogischen Wirksamkeit.

Der Eindruck drängt sich in Petersburg jedem Fremden alsbald auf, daß er nicht, wie er erwartet, eine fremdländische Stadt an der Nema gefunden, vielmehr nur eine glanzvolle, überraschende Fortsetzung dessen, was er in Berlin und Wien, in Paris und London zu sehen gewohnt. Die Bemerkung trifft nicht nur für das Äußere zu. Auch in geistiger Beziehung findet zumal in den gebildeten und höchsten Kreisen Petersburgs ein rasches und williges Echo, was draußen die Gemüther bewegt. Die große Gewandtheit, sich die fremde Sprache anzueignen, daß es gelingt, sich ihrer wie einer Muttersprache zu bedienen, wiederholt sich und findet ihr Gegenstück in der Fähigkeit, jeder hervorragenden Geistesströmung des Auslandes hier eine Herberge zu bieten und getreulich nachzuahmen, wofür von dort die Anregung kommt. Auch auf dem so wichtigen Gebiete der Pädagogik. Nach dem Muster von St. Chr wurden unter Katharina II. die großartigen kaiserlichen Institute eingerichtet, in so ängstlich genauer Nachahmung, daß in den Räumen dieser Mädcheninstitute kaum ein russischer Laut ertönte und die französische Sprache als Muttersprache galt, daß, was Racine von seiner Muse den Schülerinnen von St. Chr darreichte, dies Voltaire ersucht wurde, den Töchtern des Smolnaklosters zu bieten*). Dann kam Rousseau mit seiner umgestaltenden Anregung und auch in den hiesigen Häusern und Schulen tauchten alsbald die „enfants faits à la Emil et Sophie“ auf. Ein Absenker dieser Erziehung auf deutschem Boden und von ihm auch in seiner Ausgestaltung wesentlich beeinflusst war das Philanthropin von Basjedow. Mit großem Interesse und auch kaiserlichen Geldbeiträgen folgte Katharina dem literarischen Entwicklungsgang dieses unruhigen Mannes und seiner Methode und veranlaßte seinen edleren Mitarbeiter Wolke, in die Hauptstadt ihres Reiches überzusiedeln. Hier wurden dem eifrigen Schulmann zunächst zwölf Cadetten als Material zur Verfügung gestellt, an ihnen seine Methode zu erweisen. Die Probe fiel glänzend

*) Vergl. Dalton, e. Tag in Petersburg 1770. St. Ptersbrg. 1870. S. 40.

aus. Wolke erhielt die Mittel, eine Schule zu gründen und 17 Jahre hindurch (1784—1801) war seine Privatanstalt die angesehenste in Petersburg. Es sind uns leider keine Berichte zu Gesicht gekommen, wie er in dieser Anstalt seine Methode durchgeführt; da kein Grund vorliegt, sie als anders wie in Deutschland zu halten, so haben wir in der eingehenden, theilweise ergötzlichen Schilderung des Professor Schummel „Frikens Reise nach Dessau“ einen Anhalt, was damals in so manchen Schulstuben nun auch Petersburgs unterrichtet worden sein mag.

Das Interesse für den Fortgang der Pädagogik, der Eifer, die jeweiligen Richtungen auch nach Petersburg zu verpflanzen, ging von Katharina auf ihre Nachfolger über. Sobald draußen die sogenannten Nothschulen in's Dasein getreten waren, die sich der Unterweisung der leiblich oder geistig Verstümmelten zuwandten, ruhte menschenliebendes Streben in Petersburg nicht, auch diese Pflanzstätten der Humanität hier zu errichten. Als Valentin Haug, der Stifter der ersten Blindenanstalt, mißmuthig seine französische Heimath 1806 verließ, folgte er der Einladung der Kaiserin Mutter, Marie Feodorowna, der auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit für Rußland unvergeßlichen württembergischen Prinzessin, und richtete hier an der Newa eine Blindenanstalt ein.

Eine große Regsamkeit auf dem Gebiete des Unterrichts hatte sich seit der Thronbesteigung Alexander I. entfaltet. Hochsinnigen Geistes und von der edelsten Humanität beseelt, hatte der Sohn der Maria Feodorowna, der Schüler Laharpe's, von den ersten Tagen seiner Regierung an eine reformirende Hand an das Schulwesen gelegt, wohl sich bewußt, wie dringend nothwendig es für sein Volk war, das Bedürfniß nach Bildung zu wecken und weise dann zu befriedigen. Ein Comité ward aus den nächsten Jugendfreunden des Kaisers gebildet (Nicolai Nowosilzow, Fürst Adam Tschartorski, Graf Paul Stroganow und später dann noch Fürst Rotschubey), die tiefgreifendsten Reformpläne zu entwerfen und auszuarbeiten. Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir der Lockung folgen und eine eingehende Schilderung der Bestrebungen und Pläne dieser Männer geben*). Jahre

*) Jetzt eben, wo diese Blätter in den Druck gehen, kommt mir die eingehende und sachkundige Arbeit zu Gesicht, mit der Schmid's Encyclopädie des gesammten Erziehungswesens (Gotha 1875) abschließt, des werthvollen Werkes werthvoller Schluß, der das Unterrichtswesen Rußlands im 19. Jahrhundert schildert.

lang währte die mühsame Arbeit der Ober-Schulverwaltung; gar manche ihrer Bestimmungen erheischten alsbald eine Umarbeitung und unter dem anfänglichen Wechsel der leitenden Persönlichkeiten machte sich auch ein oft rascher Wechsel der leitenden Grundsätze geltend, dazu im Innern ein fühlbarer Mangel an geeigneten Männern, die edlen Absichten der Regierung zu begreifen und an ihrer Durchführung in begeisterter, hingebender Weise sich zu betheiligen. Der mächtige Anstoß aber war gegeben und mehr noch als dies und das ganze Interesse war auf den für Rußlands geistiger Entwicklung wichtigsten Punkt gerichtet. Pädagogische Fragen standen überall auf der Tagesordnung, mit ihrer Lösung beschäftigte man sich in diesem ersten Jahrzehnt auf's Lebendigste in den tonangebenden Kreisen. Es war ja auch dies ein Nachhall dessen, was in Westeuropa die Geister beschäftigte; in Rußland aber gerade in den höchsten Schichten viel vernehmlicher, weil kaum irgend wo anders auf diesem Gebiete so viel nachzuholen war.

Ein aufmerksamer Besucher der öffentlichen und privaten Lehranstalten Petersburgs konnte in jenem ersten Jahrzehnt eine eigenthümliche, fast vollständige Musterkarte der verschiedenen Richtungen auffinden, in welche die so eifrig betriebene Erziehungskunst auseinander gegangen war. Kein vertreten war kaum eine dieser Richtungen, jede zeigte die etwas abgeblassten Töne des Originals; keiner der verschiedenen Richtungen war es gelungen, dem gesammten Petersburger Schulwesen eine gemeinsame Marke aufzudrücken. Ein Gang durch die verschiedenen Lehranstalten glich einem Spaziergang durch die Straßen der Stadt, wo auch die mannigfaltigen Baustile kunterbunt neben einander bestehen, oft nur sehr abgeschwächt, daß es Mühe macht, in den leise nur angedeuteten Formen der Tochter die ursprünglichen Züge der Mutter noch zu erkennen. Nur eine Richtung hatte noch keine Vertretung hier gefunden und gerade die, die in jenen Jahren am Tiefsten und Mächtigsten in die ganze Volksentwicklung eingriff, am Klarsten aussprach, was als dunkles Bedürfniß im Schooß der Zeit ruhte. Als ihr begeisterter, thatkräftiger Sendbote kam Muralt und es war Zeit, daß er kam.

Die ersten Gänge des eifrigen und talentvollen Schülers von Pestalozzi in der Stadt, die fortan Schauplatz seiner Wirksamkeit sein sollte, waren in verschiedene Schulanstalten gerichtet; was er in den Schulen und dann in den Häusern von der Kindererziehung zu sehen

bekam, wirkte niederdrückend auf ihn. Die hochherzigen Bestrebungen des Kaisers waren ihm, dem eben erst Zugereisten, noch unbekannt und selbst in den Schulen der Hauptstadt zeigten sich noch keine günstigen Früchte dieser Bestrebungen.

In hohem Ansehen stand die Petrischule, die von dem geschickten und sehr erfahrenen Schulmann, Inspector Weiße*), geleitet wurde. Muralet sagt von ihm, daß er das Urtheil über das Unterrichtswesen in jenen Tagen fixirt habe. Man lerne in der Schule — und wir merken daran den Einfluß des Philanthropins — fast alle für's Leben nöthige Kenntnisse schnell und oberflächlich; 11 und 12 jährige Knaben hören schon Vorlesungen über Anthropologie, Moral, Theorie des Stils**). Er meint, es werde wohl schwer halten, diesem Strom entgegen zu schwimmen. — Nicht weit von der Petrischule im katholischen Kirchenhaus hielten die Jesuiten eine vielbesuchte Pensionanstalt für Knaben höherer Stände. Als die Jesuiten nach Aufhebung des Ordens überall vertrieben wurden, gaben bekanntlich nur Friedrich II. und Katharina II. denselben in ihren Reichen eine Freistätte. Sie hatten auch hier bald sich der Erziehung, zumal des Adels zugewandt; es war ihnen auch hier gelungen, sich auf diesem Gebiet Einfluß zu erwerben. Aber ihre Leistungen konnten selbstverständlich einen Schüler Pestalozzi's nicht zufrieden stellen und mehr noch widerte Muralet an zu sehen, wie sie auch hier in gewohnter Weise ihre Anstalt mißbrauchten, Proselyten zu machen. Nach einem Besuche des Commerzinstituts, das unter dem Director Rousseau stand, trägt er in sein Tagebuch ein: „Welche Planlosigkeit! Welche Aufmerksamkeit auf's Aeußere. Grammatik in Frag' und Antwort; keine Spielfstunden; schwächende Jugendsünden im Schwange. Die Kinder sind unwissend, dürfen aber doch, wenn sie herauskommen, den Degen tragen.“ Nachdem der junge Pädagoge noch ein paar öffentliche

*) Ueber ihn und den Zustand der Petrischule zu seiner Zeit vergl. auch Lemmerich, Gesch. d. deutschen Hauptschule St. Petri. Petersburg 1862. S. 308 flg.

**) Gar manchen Beleg würde man hier für das treffende Wort Herders gefunden haben, mit dem er diese Methode geißelt: „Man erzählte mir neulich von einer Methode, Eichwälder in zehn Jahren zu machen; wenn man den jungen Eichen unter der Erde die Herzwurzeln nähme, so schieße Alles über der Erde in Stamm und Aeste. Das ganze Arkanum Basedows liegt, glaub' ich, darin, und ihm möchte ich keine Kälber zu erziehen geben, geschweige Menschen.“

Unterrichts- und Erziehungsanstalten eingehend geprüft, ruft er mißmuthig aus: „Habe nun ein für alle Mal genug, denn eine sieht aus wie die andere. In der Oberleitung sind bestimmte, hergebrachte Meinungen herrschend, einsichtsvolle und uninteressirte Menschen werden auch hierfür selten zu Rathe gezogen und wenn es auch geschieht, alsobald durch den großen Troß, der da zu Helfern angestellt ist, überstimmt. Der Hauptcharakter des hiesigen Unterrichts scheint mir zu sein: von allem zu wissen Nothwendigem so viel als möglich in der möglichst kurzen Zeit und auf die möglichst mechanische Weise beizubringen, damit so viel als möglich äußern Schein zu verbinden und durch Anstellung von wohlfeilen Lehrern auch so viel als möglich zu sparen. Neulich dauerte ein Examen in einer großen Töchterchule drei Tage. Fürsten, Grafen, Generale, Staatsmänner waren gegenwärtig und nicht eine einzige Antwort wurde gegeben, die nicht wäre auswendig gelernt gewesen.“

In den Familien war es in dieser Beziehung nicht viel besser bestellt. Muralt bemühte sich in den verschiedenen Häusern, in denen er bei seinem Amtsantritt Besuche machte, die Unterhaltung alsbald auf das Gebiet zu bringen, auf dem er das Hauptfeld seiner bisherigen Thätigkeit gefunden, auf dem er noch fort und fort mit Herz und Gedanken am liebsten weilte. „Wenn ein Kind von seinen Eltern in Betreff seines Vernens gelobt wird — so faßt er am Anfang seine Eindrücke zusammen — so hört man immer: es spricht drei Sprachen, spielt auch recht schön auf dem Clavier und tanzt nicht übel. In vielen Pensionen, besonders wo demoiselles erzogen, d. h. zugerichtet werden, will es mit dem Deutschen am wenigsten glücken, es ist etwas zu hart, zu rauh, zu wortreich, die feinen Zähne und die zarten Zungen können es nicht fein genug herunterkriegen und ihre verdorbenen Mägen (*car il y a beaucoup de soirées, de diners, de bals*) vermögen es nicht zu verdauen. Man entschuldigt sich dann aber damit: *cette langue ne nous aime pas!* Auch die Schneiders, Schmieds, Schlossers und Comp. beurtheilen den Werth einer Schule, einer Pension nur nach dem mehr oder weniger französischen, was man dort lernt.“ Leitete dann der Pastor die Unterhaltung auf Pestalozzi, so stieß er auf die größte Unkenntniß, auch bei denen, die der Mode huldigend viel über Erziehung, das damals beliebte Tagesgespräch, redeten. „Hier wird Pestalozzi noch mehr mißhandelt als in Deutschland, denn seine Werke zu lesen, kommt Niemandem in Sinn,

sie sind nicht einmal in irgend einem Buchladen zu kaufen. Hier sprechen Männer von Verbesserung der Erziehungs- und Unterrichtsmethoden, allein in ihrem Thun und in dem Thun derer, die von ihnen geleitet werden, ist nichts als die verschrobenste Routine zu sehen."

Muralt war nicht gewillt, nur von seiner Erziehungsmethode zu reden, der thatkräftige Schweizer fühlte sich muthvoll genug, den Stier der Routine bei den Hörnern zu fassen und seinem Vater Pestalozzi auf so fernem Vorposten Achtung und Einfluß zu verschaffen. Die Gelegenheit dazu bot sich bald. Die Gemeinde war klein, ihre Ansprüche an die seelsorgerliche Thätigkeit des Geistlichen in jenen Tagen sehr bescheiden und ebenso bescheiden das Maaß der Arbeiten, die die damalige herrschende Richtung von einem Pastor zumal in einer Stadt forderte, dazu kam Wunsch und Bedürfniß, die reichliche Mußzeit zur Verbesserung der geringen Einkünfte zu vermehren, was Alles schon die Vorgänger veranlaßt hatte, sich in den Wochentagen dem Lehrfach zu widmen. Die Blüthe seines Privatinstituts war der hauptsächlichste Grund, der den unmittelbaren Vorgänger veranlaßt hatte, seine Stelle niederzulegen und seine Anstalt blieb Jahrzehnte die angesehenste neben der seines Nachfolgers im Amte. Anfänglich war es der Wunsch Muralt's, in ein paar Anstalten Privatstunden zu geben und seine Unterrichtsfächer nach der Pestalozzi-Methode zu ertheilen; dann wieder wollte er ein paar Knaben zu sich nehmen, um an ihnen die Leistungen seines Meisters zu erweisen. Immer mehr aber wurde er dazu gedrängt, ein eigenes Institut in selbständiger Weise zu gründen und freie Hand sich zu bewahren, dasselbe ganz nach den Anforderungen seiner Methode einzurichten und zu leiten. Von allen Seiten wurde er dazu aufgemuntert.

Man war bald gewahr geworden, welchen Erwerb man für das Schulwesen an ihm gemacht und zögerte nicht, ihn zu verwerthen. Muralt hatte aus der Schweiz Empfehlungsbriefe an den Fürsten Kotzchubey erhalten. Freundlich von ihm aufgenommen, wurde er durch ihn bei dem damaligen Minister der Volksaufklärung, dem Grafen Alexei Kasumowsky, eines reichen Kosakenhetmanns Sohn, eingeführt. Der Minister war im Auslande erzogen und hatte ungern nur den hohen Posten angenommen, er war mit dem bekannten ultramontanen Graf Josef de Maistre, der in jenen Jahren noch eine einflußreiche Stellung in der Petersburger Gesellschaft einnahm, innig

befreundet und viele seiner streng durchgeführten Grundsätze lassen sich auf Anregungen zurückführen, die er von dem römisch=gesinnten Grafen erhalten. Pestalozzi und seine Methode waren für den Minister der Volksaufklärung noch unbekanntes Gebiet. Er überschüttete den Besucher mit mehr Fragen, als er Antworten zu begehren schien. „Worin besteht das Charakteristische der Methode? Was ist Pestalozzi für ein Mann? Glauben Sie, die Methode lasse sich in diesem Lande anwenden? Ich werde davon profitiren. Giebt es nichts französisch Geschriebenes? Sind schon andere Anstalten der Art und mit welchem Erfolg errichtet? Mich wundert, daß nicht irgend ein Gelehrter darüber geschrieben hat, da Pestalozzi selbst nicht Zeit dazu haben wird in seinem praktischen Wirkungskreis.“ Der junge Mann, sein Verwundern verschweigend, daß ein Minister der Volksaufklärung noch nicht wußte, was von und über Pestalozzi geschrieben, erwiderte, die sämmtlichen Fragen zusammenfassend: „Pestalozzi hat das Unterrichtswesen ganz an das Erziehungswesen geknüpft. Alles was belebt unterrichtet und umgekehrt. Der Willkür hat er alle Macht genommen durch Aufstellung von nothwendigen, in der menschlichen Natur und in den Verhältnissen der Menschen gegründeten Grundsätzen. Die einzelnen Unterrichtsfächer erhalten dadurch Begründung und einen inneren Zusammenhang; die Methode vereinigt die extensive und intensive Bildung harmonisch. Es ist ein organisches System; darum kann es sich nur langsam und allmählig entwickeln.“ Mit größerem Verständniß ging der so hochbegabte Speranski auf die Gedanken des begeisterten Pestalozzischülers ein. Nur mit diesem genialsten Manne seiner Zeit hatte Alexander I. jenen tiefeingreifenden Ukas vom 6. August 1809 erlassen, nach welchem kein Beamter zur VIII. Rangklasse vorrücken könne, der seine Befähigung nicht durch eine von der Oberschulverwaltung festgestellten Prüfung erwiesen habe. In dem gleichen Ukas werden die Zeugnisse und Prüfungen angegeben, die allein zum Rang eines Staatsraths befähigen. Nachdem Muralt, den Speranski zu sehen gewünscht, in ausführlicher Weise ihm die Methode entwickelt, rief der vielvermögende Staatsmann aus: „Die Mütter werden die besten Lehrerinnen. Das Kind sucht und findet nach nothwendigen Gesetzen und bringt selbst hervor; das Kind muß Achtung für seine Lehrer bekommen und für seine Anlagen. Die Ausführung dieser Methode wird uns weit führen. Der Lehrer kann dieses ganze

Rechnungssystem (Muralt hatte besonders am Rechnen die Methode Speranski entwickelt) in fünf Sectionen auffassen, das ist eine philosophische Algebra und muß algebraische (?) Köpfe bilden. Keine Methode hat bisher nothwendige Grundsätze für alle Zeiten und Völker aufgestellt, darum ist eine nach der anderen gefallen. Machen Sie Vorschläge? Wie glauben Sie, daß dies könnte auf unseren Boden verpflanzt werden.“ Noch ehe Muralt diese Vorschläge machen konnte, war der hellblickende Staatsmann von seinen Feinden, die ihm jener verhängnißvolle Ufas geschaffen hatte, gestürzt: länger als ein Jahrzehnt hatte er das einsame Brod der Verbannung zu essen.

In solcher Weise auch von den einflußreichsten Persönlichkeiten aufgemuntert, legte Muralt Hand an. Die besten Vorschläge schienen ihm zu sein, auf eigene Gefahr hin eine Privatanstalt nach Pestalozzi'scher Methode auf russischem Boden zu pflanzen. Schüler wurden ihm angeboten, die ersten von seinen Freunden Gamburg, Schlüssler, Weber. Am 8. November 1811 erhielt er vom damaligen Curator des Petersburger Lehrbezirkes, Sergej Uwarow, dem Schwiegersohn des Grafen Rasumofski, in dessen Haus er auf's Freundlichste aufgenommen war und bei dem er herzliches Entgegenkommen auf seine Pläne gefunden, unterschrieben — die Erlaubniß, „bei der Kirche eine Privatschule zu halten zum Unterricht in Religion, russischer, deutscher und französischer Sprache, Zeichnen, Schönschreiben, Arithmetik und Anfänge der Geometrie, Musik und Gymnastik auf Grundlage des Gesetzes von 1804.“ —

Es ist schwer zu begreifen, wie der Pastor so bald die Erlaubniß hatte erhalten können, da schon seit Jahren, auch in Anregung vom Grafen de Maistre, ein heftiger Kampf gegen die Privatanstalten gekämpft wurde und gerade eben ein tödtlicher Streich, wie man glaubte, gegen sie geführt worden war. Am 25. Mai 1811 hatte der Minister dem Kaiser das Gefährliche der Privatschulen vorgestellt. Sie befänden sich fast ausschließlich in den Händen der Ausländer, die kein Herz für Rußland hätten und ohne Kenntniß der Landessprache den jungen Russen nur Verachtung gegen ihre Muttersprache beibrächten, ihr Herz kalt und gleichgültig gegen alles Einheimische machten, so daß der junge Russe im Lande selbst zum Ausländerwürde.“ Um den Uebelständen vorzubeugen, schlägt der Minister unter Anderem vor, daß sowohl der Inhaber eines Pensionats der russischen Sprache mächtig sein müsse, als auch nur diese

Sprache als Unterrichtssprache gelten dürfe. Auch sollten 5 % des erhaltenen Pensionsgeldes an den Minister eingehändigt werden, um damit Schulen ohne Staatsunterstützung zu gründen, in denen Kinder um das Vaterland verdienster Personen unentgeltlich erzogen werden sollten. — Und ein halbes Jahr später scheinen alle diese Verordnungen schon wieder vergessen und erhält Muralt die Erlaubniß, ohne an eine dieser Bestimmungen gebunden zu werden!

Die Anfänge des Pensionats waren sehr bescheidene. Von den fünf Zimmern seiner Privatwohnung räumte der unverheirathete Prediger zwei zu Schulzimmern ein. Mit sieben Knaben, die vor Jahresluß auf zwölf gestiegen waren, begann der Unterricht. Drei vortreffliche Gehülfen standen Muralt zur Seite, Liepmann, Mieville, Radloff, sie waren ihm treu befreundet, mit ihm in gleicher Begeisterung für die Methode entschlossen, sich ganz der schönen Aufgabe zu widmen und die öffentliche Erziehung eng an die häusliche anzuknüpfen. Neben ihnen waren noch an der Anstalt von Anfang an als Speziallehrer beschäftigt: Bourdillon, Subakowitsch, Kabel und Trendelenburg. Außerdem wandte sich Muralt an die Regierung, ihm Schulmeister zur Ausbildung für ihr Fach zu schicken. Die Knaben blieben Tags über in der Schule, wo sie auch ihr Frühstück erhielten; die Eltern hatten für jeden Schüler 500 Rubel zu zahlen.

Mit voller Lust und Liebe warf sich Muralt auf die alte, neue Arbeit. „Es ist mir, als fange ich mit der Schule ein neues Leben an und als wenn ich mehr werth wäre, seitdem ich meine Lieblingsbeschäftigung wieder treibe“, schreibt er hochbeglückt den Seinen nach Eröffnung der Schule. Die anfänglichen, bescheidenen Grenzlinien wurden bald durchbrochen. Es war ein anderer Geist, der in dieser Anstalt wehte; der frische, fröhliche Luftzug ging in die Häuser und Familien über; ehe der Winter vorüber, sprach man überall von der Muralt'schen Anstalt, drängte man sich heran, ihm Knaben zur Erziehung anzuvertrauen. Man wollte dieselben ihm nicht nur für die paar Tagesstunden überlassen; allgemein ward die Bitte ausgesprochen, Muralt möge die ganze Erziehung übernehmen. Alle durch eine so bedeutende Aenderung des ursprünglichen Planes entstehenden Schwierigkeiten ebneten sich fast in demselben Augenblick, wo sie sich erhoben. Die dem Pastor befreundete Frau Silberharnisch bot ihr an dem großen Prospect der ersten

Linie gelegenes Haus (heute No. 14) zur Miethe an und erklärte sich selbst bereit, die ökonomische Verwaltung des Institutes zu übernehmen; die auf zwanzig angewachsene Schülerzahl verdoppelte sich bald in den neuen geräumigen Gelassen, und die Eltern waren bereit, die für damalige Zeit hohe Summe von elfshundert Rubeln jährlich für Pensionäre, achthundert Rubel für Halbpensionäre und 500 Rubel für Tageschüler zu zahlen.

Am 8. Mai 1812 fand die Umgestaltung der Schule in eine Erziehungsanstalt und ihre Uebersiedelung auf die andere Newaseite nach Wassily-Dstrow statt. Neun der übersiedelnden Schüler waren Pensionäre (Peter und Alexander Gamburg, Remeau und Ludwig Mitton, Georg und Alexander Weikard, Alexander und Leonhard Weber und Graf Constantin Swelitsch), neun waren Halbpensionäre (Ludwig Harder, Karl Hamm, Iwan Jakowless, Alexander Tschoblokow, Paul und Max Grooten, Alexander Schlüsser, Georg Ovander, Eduard Fiers), zwei waren Tageschüler (Paul und Gregor von Helmerjen*).

Auch diese neue Wohnung erwies sich nach Jahresfrist als zu eng. Die Zahl von vierzig Schülern hatte sich trotz der hohen Schulpreise verdoppelt, es mußten nun achtzig Knaben untergebracht werden. Ein passendes Haus fand sich in unmittelbarer Nähe, am großen Prospect der 10. Linie. Das frühere Schumacher'sche Haus, das seit Kurzem in den Besitz des Herrn Beaupré gelangt war. (Heute No. 3.) Der Besitzer war geneigt, das ganze Haus mit seinem schönen Garten dem Pastor zur Miethe zu überlassen, der Mitte August 1813 dahin übersiedelte und im Laufe der nächsten paar Jahre mit einem Kostenaufwand von 15,000 Rubel alle Räumlichkeiten für seine Aufgabe auf's Zweckmäßigste umgestaltete. Auch Frau Staatsrath Silberharnisch blieb der Anstalt treu und zog mit ihr in das neue Haus über. Muralt konnte nicht genug die Frau rühmen. Ihr Mann, noch vor Kurzem Generalleutenant und Oberpolizeimeister, hatte den Abschied nehmen müssen, da er auf der einen Seite gelähmt war, und war auf seine geringe Pension angewiesen; die Tochter war an den Grafen Fersen verheirathet. Vortrefflich verstand es die Mutter, in die veränderten Verhältnisse sich so

*) Nur die beiden Letzteren leben gegenwärtig noch; Ersterer als Geheimrath, Letzterer als Generalleutenant.

zu schicken, daß sie unermüdblich von früh bis spät wie eine Haushälterin die Oekonomie betrieb, überall selbst angriff und dazu mit solch' sparsamen Sinne, daß sie mit 15,000 Rubel, die ihr der Pastor jährlich zahlte, die 2000 Rubel Wohnungsmiethe bestritt, zehn Diensthoten hielt und täglich 50 Personen Mittagessen und 30 außerdem Abendbrod lieferte. Muralt selbst vertauschte seine Amtswohnung in der Stallhoffstraße mit Zustimmung der Kirchenältesten mit ein paar Zimmern im Institut. Er konnte seine Kirchenwohnung mit 700 Rubel vermietthen und begab sich nun als Pensionär und auch gegen Pensionärbezahlung unter die ökonomische Obhut der Frau Silberharnisch. Bis dahin hatte er täglich den halbstündigen Weg von seiner Wohnung zum Institut oft zwei Mal zurückgelegt, beim Eis-Auf- oder Zugang konnte es geschehen, daß er von der einen oder anderen Seite abgeschlossen war. Jetzt gehörte er ganz dem Institute an; die damals so geringen Anforderungen seines eigentlichen Berufs glaubte er am Sonntag Früh und hier und da in der Woche mit dem Raube einer Stunde befriedigen zu können.

Diese Zeit von 1813 bis 17, während welcher das Institut sich in der zehnten Linie befand, kann in gewisser Beziehung als die Blüthezeit der Schule angesehen werden. Keine andere Anstalt besaß die zweckmäßigen Räume. Aber viel bedeutsamer noch als diese Neußerlichkeiten war, daß keine Anstalt in jenen Tagen von einem Geiste beseelt war, wie er in diesen Räumen herrschte. Muralt war äußerst glücklich in der Wahl seiner Lehrer gewesen, er verstand es in hohem Grade, das Collegium für seine Aufgabe zu begeistern, ihnen die freudige Schaffelust einzusößen, daß Alle mit ganzer Lust und Liebe für die Anstalt wirkten. Er bezahlte seine Lehrer glänzend. Die Meisten waren ganz an die Anstalt gefesselt und hatten außer dem Hause keine Nebenbeschäftigung. Sie suchten sie auch nicht. Sekundär schadlos gehalten, führten sie in der Anstalt und unter ihren Knaben ein fröhliches Familienleben; Muralt an der Spitze und von Allen als die Seele der Anstalt verehrt, daß sie sich willig seinen weisen Anordnungen fügten, und doch war er auch wieder in seiner herzlichen, biedern Weise so zuthunlich, ein so fröhlicher, offener Genosse, daß sie ihn wie einen Bruder liebten.

Aber auch die Knaben lebten sich rasch in die Anstalt ein und sie war ihnen bald der liebste Ort. Die Meisten der ersten Eintretenden

hatten schon andere Schulen besucht und waren im Stande, den Unterschied zu merken zwischen dem Geiste hier und dem anderen, unter dessen Einfluß sie bis dahin gestanden. Das Lernen ward ihnen zur Lust, die Anregung der neuen Methode bekamen sie bald und auf vortheilhafte und anregende Weise zu spüren. Statt des unfäglich vielen Auswendiglernens merkten sie, wie sie in den einzelnen Fächern zu größerer Selbstthätigkeit herangezogen wurden, wie der ihnen fremd gebliebene Gegenstand nun durch Anschauung nahe rückte, daß sie ihn sich innerlich aneignen konnten. Die Lehrer lebten in der Sache, den Schülern ward der Gegenstand dadurch lebendig und lieb. Sie erkannten, daß es sich nicht so sehr um Aufhäufung von Wissen handele, als darum durch das Wissen ihren Geist und ihre Seele zu bilden.

Die Unterweisung beschränkte sich nicht auf die Unterrichtsstunden. Das ganze Leben im Hause war Erziehung und Erziehung des ganzen Menschen. Es waren keine Lehrerbeamte, die steif und kühl den Schülern gegenüberstanden, es waren väterliche Freunde, die bereit waren, Lust und Leid mit ihnen zu theilen, ihr Leben an sie hinzugeben, um mit gesammter Kraft den Knaben emporzuheben zu einem im Leben tüchtigen Jüngling und Mann. Auch auf die körperliche Entwicklung wurde bedeutsames Gewicht gelegt. Gar manche Stunde des Tages tummelte sich die Knabenschaar auf dem geräumigen Turn- und Spielplatz der Anstalt, dem ersten, der in einer Petersburger Anstalt mit obligatorischem Turnunterricht sich befand. Im Sommer ging es zum Schwimmen und die Muraltsschüler waren bald in der noch wenig geübten Kunst die Helden der schönen Nawa, im Winter stürmten die Jungen auf's Eis, im Schlittschuhlauf die prächtigen Fahnen monatelang durcheilend. Fast täglich wurde ein Spaziergang gemacht, am Liebsten hinaus auf das einsam gelegene Smolenskerfeld, und da waren denn bald fröhliche Spiele im Gang, die Lehrer als Theilnehmer, Muralt selbst ein beliebter Genosse, der seinen kleinen Freunden an Eifer des Spieles nicht nachstand. Das Smolensker Feld hat seitdem keine so fröhliche Kinderschaar mehr gesehen. Kam der Sommer heran und wurden die Tage linder, die Abende länger, die Nächte zauberhaft helle, dann wurden weitere Ausflüge in die schöne Umgebung gemacht, bis nach Torowa hin, zu jener Zeit fast noch ein Entdeckungsmarsch. Im Herbst galt dann der Besuch nahegelegenen Fabriken. Muralt war überall bekannt und

gern zeigte der Fabrikherr der wißbegierigen Schaar den Gang der Maschinen, die kunstvolle Verarbeitung der Rohwaare in alle die mannichfaltigen Gegenstände der Industrie.

Für den, der in der Schweiz und Deutschland die neueren Anstalten nach Pestalozzi'scher Methode gesehen, dem bot der Charakter des Institutes nicht viel Neues; die etwaige freudige Ueberraschung konnte sich nur darauf beziehen, nun auch schon in Petersburg und da gleich in so vorzüglicher Weise, wie nicht an vielen Orten die Methode verwirklicht zu sehen. Für die Petersburger aber war das Wesen der Anstalt neu, ganz neu. Das Aufsehen war groß, in alle Kreise drang die Kunde und damit zugleich der gefeierte Name des Mannes, der die Anstalt in's Leben gerufen und ihr die feste, schöne Marke eingedrückt. Von allen Seiten wandte man sich an Muralt, Rathschläge in Betreff der Erziehung zu ertheilen. Das vollste Vertrauen der Eltern ward ihm zu Theil; man ließ ihm völlig freie Hand, er konnte in den Tagen fast für jede Unternehmung der Zustimmung gewiß sein; man wagte es nicht, anderer Meinung als der bewährte Schulmann, der ausgezeichnete Pestalozzi-schüler, sein zu wollen.

Durch die Anstalt und ihr Gedeihen war man aufmerksamer auf Pestalozzi selbst geworden, er war in Petersburg und weiterhin, so weit der hauptstädtische Einfluß reichte, in Mode gekommen. Ganz fremd bei Hofe war der Name und die Methode nun nicht. Bereits 1806 hatte Justizrath Türk seine Briefe aus Münchenbuchsee über Pestalozzi der Kaiserin Mutter zugeeignet und in einer warm geschriebenen Vorrede die Methode an's Herz gelegt, die wie keine andere die Mutter unterweise und befähige zur Erziehung ihrer Kinder. Ob sich die Kaiserin durch die langathmigen, ermüdenden Briefe durchgearbeitet, ist mehr wie fraglich, aber doch konnten sie immer dazu dienen, daß der Name des Mannes in den kaiserlichen Gemächern genannt und das Interesse für ihn rege gemacht wurde. Dazu kam, daß in jenen Jahren Kaiser Alexander selbst dem Meister persönlich nahe getreten und seine Umgebung verbreitete das günstige kaiserliche Urtheil über Pestalozzi. „Vater Pestalozzi — so hatte man Muralt von Tserten aus geschrieben — sah den Kaiser in Basel, wo er mit ausgezeichnete Huld empfangen wurde. Seine Reise ins Hauptquartier wurde dadurch veranlaßt, daß die Spitaldirection auch das Schloß zu Tserten zu einem Lazareth

in Anspruch nehmen wolle. N i e d e r e r begleitete ihn dahin, die Sache war sogleich in Richtigkeit; nicht nur das Schloß, sogar die Stadt wurde von aller Einquartirung der Kranken verschont. S c h w a r z e n b e r g sandte deshalb expreß einen Oberst hierher, um die Anstalt sicher zu stellen.“ Der günstige Eindruck, den P e s t a l o z z i auf den Kaiser machte, nach der Natur der beiden Persönlichkeiten auf ihn machen mußte und der an den ähnlichen erinnert, den zu jener Zeit und der damals den Kaiser bejeelenden Stimmung die K r ü d e n e r auf Alexander ausgeübt, verwischte sich nicht sogleich. Als der Kaiser in sein Reich zurückgekehrt war, ließ er die Bitte an P e s t a l o z z i richten, ihm einen Bericht über sein Institut und seine Methode zu übersenden.

Ein Abbild von Institut und Methode fand nun freilich der Kaiser bei seiner Rückkehr in der Hauptstadt zu seiner freudigen Ueberraschung vor. K l i n g e r, M u r a l t's Freund, hatte schon zu wiederholten Malen mit der Kaiserin Mutter über das neue Institut gesprochen und diese hatte den Wunsch geäußert, den Leiter desselben kennen zu lernen. Die huldvollste Aufnahme fand der Pastor bei der Kaiserin Mutter. Was ihm noch werther war, er fand eingehendes Verständniß und lebhaftes Theilnahme für sein Werk und die Aufforderung, in der größten unter der Leitung der Kaiserin stehenden Anstalt, im Findelhaus und dem dazu gehörigen weiblichen Institut einen Versuch mit der Einführung der Pestalozzi'schen Methode zu machen. Mit Lust ging M u r a l t an die vielversprechende Aufgabe; sein tüchtiger Lehrer K a d l o f f übernahm den Rechenunterricht, der dem Pastor befreundete S i n g l e r l e h r e r C r a y e n, der sich schon die Pestalozzi'sche Methode für Gesang angeeignet hatte, die Vocalmusik. Der Anfang schickte sich gut an, als Schülerinnen wurden ihm Mädchen von 15—17 Jahren übergeben, die im Findelhaus zu Lehrerinnen für das Innere Rußlands erzogen wurden. Schon nach vierzehn Tagen begehrte die Kaiserin sich von dem Fortgang selbst zu überzeugen. Entschieden lehnte der Schweizer der russischen Kaiserin die Erfüllung ihres Wunsches ab, und forderte vier Monate Geduld. Es ward ihm gewährt *). Aber noch ehe die Frist abgelaufen, war der

*) Man hatte der Kaiserin schon gesagt, daß der reformirte Pastor gewohnt sei, offen und furchtlos seine Meinung zu äußern. In der ersten Unterredung, die er mit ihr hatte, sagte sie ihm: „Je sais que vous êtes franc, vous me direz oui

freimüthige Pastor der Sache leidig geworden. Der Director sowohl als die übrigen Lehrer der Anstalt legten ihm so viele Schwierigkeiten in den Weg, hemmten in solcher Weise seine Versuche, zeigten so wenig guten Willen und menschlichen Sinn, daß Muralt nicht Lust hatte, an solch' sprödem Stoff die Vorzüge seiner Methode zu erweisen. Frei und offen schrieb er seine Gründe der Kaiserin und hat sich seitdem gehütet, eine Arbeit zu übernehmen, die ihn in Abhängigkeit von dem Beamtenstand gebracht und so seine selbständige Kraft gelähmt hätte. Eine Antwort auf diesen Brief hat sich nicht vorgefunden, aber hinlängliche Beweise, daß die Kaiserin dem Schreiber den kühnen Schritt nicht verargte.

Von ganz anderer Seite zog sich ein Unwetter über der Anstalt Muralt's zusammen und es fehlte nicht viel und er würde in derselben entschiedenen Weise Hand an seine Schule gelegt haben, wie er den kaiserlichen Wunsch unausgeführt ließ. Muralt hatte das Institutsgebäude mit vielen persönlichen Opfern ganz nach den Bedürfnissen der Schule umgebaut und eingerichtet. Man hatte ihm an die Hand gegeben, dies so praktisch für seine Zwecke hergerichtete Haus zu erwerben; der verlangte Kaufpreis war nicht hoch, die zahlreichen Freunde erboten sich, die ganze Summe gegen mäßigen Zins vorzuschießen und auf diese Weise zum gesicherten Bestand der segensreichen Anstalt beizutragen. Muralt zauderte und auch dann noch, als Gerüchte umliefen, daß von anderer Seite ein Auge auf das Haus geworfen wurde. Da mit einem Male wird er durch die Nachricht aufgeschreckt, daß die patriotische Damengesellschaft das Gebäude für eine weibliche Erziehungsanstalt, die sich jetzt noch nach fast 60 Jahren darin befindet, erworben. Der Besitzer hatte von Muralt 80,000 R. B. verlangt; dem Gebot von 120,000 R. B. von Seiten der Gesellschaft konnte er nicht widerstehen. Der neue Besitzer gewährte Muralt eine zweijährige Frist, um die ihm so passende Wohnung zu räumen.

ou non, sans que ma proposition vous gêne.“ -- Auf die entschieden ablehnende Rede des Pastors und seiner Mitarbeiter hatte sie ihm durch ihren Privatsecretär Willamow erwidern lassen: „Sa M. J. daigne accéder aux vœux de ses Messieurs et ne voulant leur causer aucune espèce d'embarras, elle leur accorde tout le temps qu'ils désirent pour montrer à Sa M. un échantillon de la methode de Pestalozzi. Sa M. aurait à la vérité bien désiré avoir une idée du chant, mais pour peu que cela gêne ces messieurs, Elle aime mieux y renoncer et attendre.“

Muthlosigkeit befiel zunächst den Pastor. Er fühlte sich empfindlich verletzt, ohne daß er sich Rechenschaft ablegte, wie dies Mißgeschick ihn verletzen könne. Es war eben zum ersten Male, daß ihn bei der blühenden Entwicklung seiner Anstalt ein solcher widriger Schlag traf und auch sein großes Ansehen nicht hinreichte, den empfindlichen Schlag rückgängig zu machen. Ein Schreiben an die Kaiserin, ein weiteres an seinen Gönner Uwaroff, dessen Gemahlin die Leiterin der wohlthätigen Damengesellschaft war, die das Haus erworben, blieben erfolglos. Er konnte nicht einmal erwirken, für die großen Opfer, die er persönlich zur Einrichtung des Hauses gebracht, schadlos gehalten zu werden und hatte im Grunde auch kein Recht, darüber zu klagen; nur eine Selbstanklage war am Plage, sorglos den günstigen Augenblick, das Haus zu erwerben, verpaßt zu haben.

Nachdem die erste Heftigkeit des Sturmes vorübergezogen und reiflicher Ueberlegung Platz gemacht, schwand auch die Lust, die Anstalt aufzuheben und rückkehrender Muth gab feste Pläne ein. Im Mai 1819 fand die auferlegte Verlassung der so zweckmäßig eingerichteten Räume statt und bald hatte der Pastor und die Anstalt in einem anderen Hause sich eingelebt. Die neue Wohnung war im Kirchenhause in der großen Stallhoffstraße. Das alte Pastorat unter der Kirche wurde mit seinen fünf Zimmern ganz für die Schule eingerichtet, im stillen Hof, wo der Kirche gegenüber ein zweistöckiges Häuschen stand, miethete sich der Pastor ein. Mit ihm und sich zur Hälfte an der Miethe theilnehmend, wohnte die Gräfin Fersen, die nach dem Tode ihrer Mutter, der Staatsrätthin Silberharnisch, in der Anstalt mit ihren beiden Söhnen geblieben war. Innig befreundet mit dem Pastor, besorgte sie für ihn und den Inspector Dupland den Tisch und behielt auch die Aufsicht über alles Wirthschaftliche der Anstalt. Anfänglich gab der Pastor seine Pensionäre ab und zwar je zwölf an die Lehrer Radloff und Liepmann und an Mad. Froebeliuß, die Nachfolgerin in der Wirthschaft der Frau Silberharnisch. Diese suchten in der Nähe Privatwohnungen, von wo aus die Böglinge Tags über die Schule besuchten. Später nahm dann der Pastor einzelne Böglinge wieder bei sich auf, die er im Erdgeschoß seines Häuschens unterbrachte. Außerdem hatte er noch das einstöckige Nebengebäude von dem Kirchenrath gemiethet, in dem neben einzelnen Classen namentlich der größere

Schulsaal sich befand*). So konnte er zum Vortheil seiner Knaben über den Hof frei verfügen. Hier tummelte sich denn auch die jugendliche Schaar in den Erholungsstunden das ganze Jahr über herum, während des Sommers im Spiel und an den Turngeräthen, im Winter aber, wo der Hof in eine Eisbahn verwandelt wurde, im Schlittschuhlauf und zwar so leicht geschürzt, daß die damaligen Muraltschüler in ihrer Abhärtung gar sehr von unseren gegenwärtigen verweichtlichen Knaben sich unterschieden.

Es dauerte nicht lange und dem Pastor sagte der nothwendig gewordene Tausch zu. Er hatte ihn von Arbeiten entbürdet, insofern er der unmittelbaren Sorge für die Pensionäre enthoben war und gewährte ihm bei größerer Ruhe reichliche Thätigkeit in seinem Lieblingsfach und auch, was dem Schweizer nicht unlieb war, die Aussicht, bei geregelter Fortgange der Anstalt sich einen Sparpfennig auf die Seite legen zu können. In einem ausführlichen Schreiben nach Hause, wo man noch immer die Hoffnung hegte, den Sohn und Landsmann nach einigen Jahren des Erwerbs zurückkehren und in der Heimath von der Frucht seiner Arbeit leben zu sehen, berichtet er, daß ihm wohl die Lehrer und der Inspector mehr als 25,000 R. B. zu stehen kommen, er aber doch der Zuvorsicht sei, jährlich etwa 5000 R. B. erübrigen zu können.

Auch die Eltern der Zöglinge waren mit dem Tausche zufrieden und bezeugten fortgesetzt dem Schulmanne Theilnahme und unbedingtes Vertrauen. In immer weitere Kreise war der Ruf der Anstalt gedrungen; schon konnte sich Muralt, wie er es anfänglich gethan, der Bitten nicht erwehren, auch Russen aufzunehmen und bald hatte er Söhne aus den ersten Familien des Reiches. Freunde machten ihm dies zum Vorwurfe. Einer seiner treuesten Schweizerfreunde fühlte sich einst gedrängt, ihm offen mitzutheilen, was man Ungünstiges über ihn und seine Anstalt da und dort höre. Es seien hauptsächlich drei Anklagen, die man gegen ihn vorbringe: 1) Die Zöglinge seien von

*) Von all' diesen Häusern besteht seit dem großen Umbau von 1858 außer dem Kirchengebäude selbst keines mehr und auch dieses ist durch die Verlegung des Hofthores nach der Mitte des Gebäudes in seinem unteren Gesasse derart verändert, daß in der gegenwärtig daselbst befindlichen Spielbude oder in der Conditorei keiner der früheren Muraltschüler heutzutage seine alten Classenzimmer wieder erkennen kann.

3—9 Uhr ohne Beschäftigung, also zu lange müßig, denn selten sollte es der Fall sein, daß die Lehrer ihnen Aufgaben machten, noch weniger, daß sie sich um die Zöglinge bekümmerten, die beinahe ganz ohne Aufsicht in dieser Zeit seien. 2) Der Pastor habe zu ausgedehnte Bekanntschaften und ununterbrochen Einladungen, wodurch ihm unendlich viel Zeit verloren gehe, die er sonst auf das Institut verwenden würde. 3) Er ziehe die Fürstensöhne und die Vornehmen vor, was Anfangs der Fall nicht gewesen sei; damals habe man an ihm den Republikaner geschätzt, der bloß wahren Verdienst den Vorzug gebe. Auch suche er sich von Theologen, Lehrern und Gelehrten fern zu halten, dagegen aber den Umgang mit Reichen, Großen und Comptoiristen, die ihm die Zeit zum Wirken raubten.

Durchschlagender und wohl auch begründeter als diese tadelnden Stimmen war das laute Lob, das man der Anstalt zollte und das auch in der sich mehrenden Zahl von Schülern seinen Ausdruck fand. Die Anstalt nahm noch immer unbestritten den ersten Platz unter den hiesigen Schulen ein und übte weitreichenden Einfluß auf die anderen Schulen der Residenz. Die alte Weise des Unterrichtens schwand, man erkannte die Nothwendigkeit einer innigen Verbindung von Unterricht und Erziehung. Muralt, der Schweizer, war der Erste hier, der die Bedeutung der Muttersprache für die Erziehung zur Geltung brachte. Keine andere Anstalt im ganzen Reiche konnte in Betreff der Leistungen in der russischen Sprache und Literatur mit dieser Anstalt wetteifern. Nicht weniger wie sechs Lehrer behandelten in den zwanziger Jahren diesen Gegenstand: es waren Grefsch, der bekannte Grammatiker und spätere langjährige Herausgeber der „Nordischen Biene“, Boutyrsky, damals als Elegiendichter bekannt, der seine Studienjahre in Göttingen verbracht, Obodofsky, später als Professor an der Universität bekannt. Während diese drei die russische Grammatik lehrten, waren an der Anstalt noch thätig für russische Rhetorik Plagin, für russische Geschichte und Geographie Pethunin und Maximowitsch, der einzige unter ihnen, der heute noch als würdiger Greis lebt. An Pethunin's Stelle trat später Krajeski für russische Geschichte, heute der bekannte Redakteur des Golos. Außer dem Gewinn der völligen Beherrschung der Landessprache weckte dieser Unterricht die Vaterlandsliebe der Zöglinge in hohem Grade, so daß einer der früheren Schüler, dessen

Laufbahn ihn zu den höchsten Staatsstellen geführt, bei einer Feier vor einigen Jahren in öffentlicher Rede bezeugen konnte, daß, ob ihm gleich sein Beruf Jahrzehnte hindurch einen genauen Einblick in alle Listen der Verbrecher, die um staatlicher Vergehen willen nach Sibirien verwiesen wurden, verschafft, er nie darunter einen Muraltschüler gefunden *).

Es würde uns zu weit führen, genauer den damaligen Schulplan der Anstalt in's Auge zu fassen und hervorzuheben, in welch' harmonischer Verbindung die classischen und realen Studien getrieben wurden, wie zunächst alle Schüler eine tüchtige und solide humane Erziehung erhielten und auf dieser Unterlage dann, je nach Wahl des Berufes, für den Einzelnen die besondere Hervorhebung und Betonung seiner nöthigen Fächer eintrat. Die Prüfungen waren schwer und genau eingehend, nicht ein Abfragen auswendig gelernter Antworten, sie konnten in der That als Gradmesser dessen dienen, was der Schüler im Unterricht zum bleibenden geistigen Besitze sich angeeignet. Diese Prüfungen

*) Wir glauben uns verpflichtet, grade bei diesem Punkte etwas ausführlicher verweilen zu müssen. Es lohnt sich zu betonen, daß der Erste, der die Nothwendigkeit größerer Berücksichtigung der russischen Sprache im Unterricht betonte, der deutsch-reformirte Pastor in der Residenz gewesen, er auch der Erste, nun bereits vor länger als einem halben Jahrhundert, der den Worten die That folgen ließ und zwar nicht von einem Parteistandpunkt aus, der sich nicht scheut, das geweihte Gebiet der Jugendberziehung anzutasten und es für irgend eine Tagesströmung zu verwenden, vielmehr von der eben so geweihten Höhe des Schulmannes, der nur eine Rücksicht kennt, die Erziehung seines Schülers und dem dafür das Beste nur eben gut genug ist. Geheimrath Zbekauer, ein alter Muraltschüler, hat im verflossenen Jahre eine kleine, interessante Flugschrift ausgehen lassen: *Réminiscences de la pension du Pasteur Jean de Muralt de 1825—31. St. Pétersbourg. 1874.* Es sei uns gestattet, derselben folgende beherzigenswerthe Stelle zu entlehnen. Nachdem der Erzähler davon geredet, wie sehr dieser russische Sprachunterricht denen zu statten kam, die später eine staatliche Laufbahn einschlugen, fährt er fort: *Mais excepté cela les études, si bien dirigées, réveillaient chez les élèves l'amour de la patrie et le véritable patriotisme, qui consiste non à prôner tout ce qui est russe et à détraquer tout ce qui ne l'est pas où bien à trouver tout ce qui se fait et se dit chez nous, bon où même irréprochable, mais bien à sonder courageusement les plaies de la société, à étudier les défauts et les qualités de sa nation, afin de contribuer de son mieux à combattre et à corriger les uns, à relever et développer les autres. Le vrai patriote sert son pays et son Souverain sans jamais abdiquer la dignité de l'homme, il a toujours le courage de son opinion et ne recule devant rien, lorsqu'il doit agir selon ses principes ou sa conviction, pour le bien de son pays, de ces concitoyens,*

erregten Aufsehen und wurden in den öffentlichen Blättern fast alljährlich in anerkennender Weise besprochen, in der nordischen Biene von Gretsch, in der deutschen Petersburger Zeitung mehrmals von dem bekannten Secretären der Akademie Geheimrath Storch, der mit dem Pastor innig befreundet war. Wenigstens für die Lehrer und Freunde schloß sich an die Prüfung ein Fest, in einem solennen Mahl bestehend, das der Pastor seinen Mitarbeitern und Bekannten gab. Oft waren es sechzig und siebenzig Personen, die sich bei dem Mahle zusammensanden, der Wirth selbst immer der heitere, anregende Mittelpunkt. Der Unterricht begann jeden Morgen mit einer Andacht, an der alle Schüler Theil nahmen und die Muralt selbst leitete, in der Weise, wie sie in Burgdorf und Ferten gehalten wurde. Unter den Papieren fand sich wenigstens ein Entwurf einer solchen Andachtsstunde, den wir als Probe in der Anmerkung folgen lassen *).

dans la sphère de son activité. Aussi la pension de Muralt a-t-elle produit beaucoup de bons patriotes et parmi eux quelques hommes d'État; mais peu de flatteurs et de courtisans et tant que je sache pas un traître envers sa patrie ou son Souverain. J'étais entré à la pension quelques mois avant le 14 Décembre. Je n'avais que dix ans alors, mais je me rapelle fort bien que les élèves des classes supérieures comprenaient déjà ce qu'il y avait alors d'illogique et de précoce dans cette révolte de prétoriens, qui, excepté une demie douzaine de leurs chefs, savaient si peu ce qu'ils faisaient, qu'ils prenaient le mot d'ordre ou de ralliement constitution pour le nom de la femme du Grand-Duc Constantin, qui venait d'abdiquer en faveur de son frère le Grand-Duc Nicolas. Je me rapelle, que de toute cette scène émouvante le courage calme et serein du jeune Empereur, maitrisant cette émeute, produisit une impression profonde et très favorable sur nos jeunes esprits. Il est positif, que tout ce qu'il y a maintenant d'éléments subversifs, de tendances nihilistes, de fausses et ridicules interprétations et parodies socialistes n'existait pas du tout de notre temps. On apprenait, on jouait, on prenait ses ébats, mais on était franchement et purement enfant ou si vous voulez gamin dans les petites, adolescent, soit grand garçon, dans les grandes classes.

*) Am 20. März 1819 sprach der Pastor nach folgender Skizze: „Außere und innere Unreinigkeit, Keuschheit. Keuscher Mund und treue Hand gehen durch das ganze Land. Die Unreinheit raubt Unschuld und gutes Gewissen, schändet vor der Welt. Wollustsünden sind zu schändlich, um nur genannt zu werden, haben auch entsetzliche Folgen. . . Sich hüten vor aller Leichtfertigkeit, Mangel an Zucht. Sittsamkeit und Schamhaftigkeit auch in Gedanken: Unzüchtige Bilder einer verdorbenen, befleckten Einbildungskraft, wohlgefällige Beschäftigung mit solchen Vergnügen die man auszusprechen erröthet. In Worten: Unstille Scherze, unkeusche

Zwanzig Jahre und länger schon hatte nun die Anstalt, fast immer auf der gleichen Höhe, bestanden. Das Ansehen des Pastors war durch die Schule in einem Grade gestiegen, wie das keines anderen evangelischen Geistlichen der Residenz in diesem Jahrhundert. Von allen Seiten Anerkennung und von den zahlreichen Schülern die höchste Achtung und Liebe, auch dann noch bewahret, als sie im Fortgang ihrer Laufbahn zu den höchsten und einflußreichsten Staatsanstellungen gelangten. Das Urtheil Muralt's in Betreff von Lehrer und Schülern war vollgültig bis hinauf in die kaiserlichen Gemächer. Zu verschiedenen Malen bereits hatte der Kaiser Nicolai offen seine wohlwollendste Anerkennung über die pädagogische Wirksamkeit des Pastors ausgesprochen, dieselbe auch thatsächlich dadurch an den Tag gelegt, daß er den Unterricht des Thronfolgers fast ausschließlich von Pastor Muralt empfohlenen Lehrern anvertraute: wie Liepmann, Gille, Grimm, Obodofsky, Postels, Warrand. Er konnte in dieser Beziehung 1827 nach Hause schreiben: „Mit dem Gouverneur des Thronfolgers, Oberst Mörder, und dem Studiendirektor, dem Dichter Schukowsky, lebe ich in vertrauten Verhältnissen und habe dadurch einigen Einfluß auf diese Erziehung; es sind jetzt diesem ausgezeichneten Knaben von zehn Jahren zwei Studien- und Spielfkameraden zugegeben, Graf Wilhorsky und der Sohn vom Gen.-Adjutanten Patkul, die vollkommen gleich mit dem Großfürsten erzogen werden. An jedem Feiertage werden 10 bis 20 andere Knaben zum Essen und Spiel eingeladen, von denen mehrere in meiner Pension erzogen werden, als: Mörder, Baranow, Nowosilzow, Trubezkoi u. A.“

Und doch gewann der Wunsch, seine Anstalt aufzulösen, immer festere Gestalt bei dem Pastor. Die Arbeit war keine geringe, der materielle Gewinn aber trotz des hohen Schulgeldes fast verschwindend. Der Grund dafür lag zunächst in der Saumseligkeit und Pflichtvergeffen-

Redensarten, garstige Zoten; besetzter und verdorbener Brunnen des Gemüthes, aus welchem solch' Unreines und Schändliches hervorquillt. In Werken: Besuche unehrbarer Dexter, ausgelassener Personen; schamlose Verührungen. In Geberden: Frecher Blick, unanständige Stellungen. Gott fordert Reinigkeit wie ein klares Gewässer, in welchem sich der Himmel über ihm spiegle und das bis in die Tiefe sauber ist. Andenken an Gott, den Reinen, Heiligen. Die Unkeuschheit ist edelhaft, entehrt den Leib und gefährdet die Seele.

heit der Zahlenden, so daß nach zehnjährigem Bestande bereits über zwanzig Tausend Rubel rückständiger Schulgelder zu Buche standen, der Pastor aber unlustig war, mit Gewaltmaßregeln die Schulden einzutreiben. Dann aber auch in der freigebigen Weise, mit der Muralt seine Mitarbeiter an der Einnahme Theil nehmen ließ. Kein anderer Direktor bezahlte die Lehrer so gut, wie er, ebenso wie keine ein verhältnißmäßig so großes Lehrpersonal besaß. Bei 70 Zöglingen 28 Lehrer und fast alle von anerkanntem Verdienst. Muralt begründete diese große Anzahl von Lehrkräften damit, daß sie ihm den Vortheil gewähre, jeden Unterrichtsgegenstand gleichzeitig in allen vier Classen vornehmen zu können und daher die Zöglinge nach Maßgabe ihrer speziellen Fortschritte in einem derselben in diesem Gegenstande in eine höhere Classe hinaufücken können, während sie für irgend einen anderen einer niedrigeren Classe angehören. Zu dem geringen materiellen Gewinn traten bedenkliche und auch günstige Umstände, den Pastor in seinem Entschlusse zu bestärken. Die bedenklichen waren schon frühe aufgetreten und ihre nachtheiligen Folgen für die Anstalt fast schon verwunden und beseitigt. Noch unter Alexander I. waren plötzlich mehrere neue Kronanstalten in der Residenz in's Leben getreten, die neben großen ökonomischen Vortheilen ihren Zöglingen den verderblichen Gewinn brachten, ihnen beim Austritt eine höhere Rangklasse zu gewähren, als selbst die Universität mit ihren viel größeren Ansprüchen an die Leistungskraft ihrer Candidaten. Viele Privatanstalten verloren alsbald in Folge der Gründung dieser Anstalten mit ihren so höchst bedenklichen Vorrechten die Hälfte ihrer Schüler und auch Muralt bemerkte anfänglich eine Einbuße. Die günstigen Umstände waren das Aufkommen besserer Lehranstalten in der Stadt, an denen der Pastor erkennen durfte, wie tiefgreifend die Spuren nun auch seiner pädagogischen Wirksamkeit gewesen. Herzlich freute er sich, wenn er in den späteren Jahren den Zustand der hiesigen Schulen mit dem verglich, den er bei seiner Ankunft angetroffen und wie je länger je mehr das Bedürfniß abnahm, in einer eigenen Anstalt erst zu zeigen, was die neuere Pädagogik zu leisten vermöge. Die Probe hatte sich bewährt, er hielt damit seine Aufgabe für erfüllt.

Alles dieses und zumal als ihn 1835 recht erhebliche pekuniäre Verluste in der Anstalt getroffen hatten, bestimmte ihn, bei Gelegenheit seines Jubiläums die Anstalt aufzulösen. Der letzte Entschluß war ihm

denn doch schwer geworden. Einem Freunde schrieb er in jenen Tagen: „ich habe mich nun durchgekämpft und bin ruhiger gefaßt. Es hat sich so vieles ereignet, das gegen meine Berechnung und meine Wünsche gegangen, daß ich mich in einem wahren Fegefeuer befunden habe und beinahe den Muth verloren hätte. Es wurde mir alles schwer, beunruhigend, drückend. Es war hohe Zeit, meine Anstalt aufzuheben, wenn ich mich nicht ganz ruiniren wollte“. Die Eltern aber waren nicht gewillt, sich leichtem Herzens in diesen Entschluß zu fügen. Ihren dringendsten Bitten gelang es, den Pastor wankend zu machen. In der deutschen Petersburger Zeitung vom 23. Mai 1836 machte er bekannt, daß die aufmunternden Aeußerungen und schmeichelhaften Aufforderungen ihn zur Aenderung seines Entschlusses gebracht hätten. Er werde deßhalb nach den Sommerferien seine Erziehungsanstalt fortführen, sie nach den Bedürfnissen der Zeit neu organisiren und den Forderungen der Kronsanstalten näher anschließen. —

Nicht für lange hielt der veränderte Entschluß vor. Man merkte leicht, daß Muralt nicht mehr mit ganzer Seele bei der Sache war. Die Neuorganisirung mochte der Zeitströmung und ihren Forderungen entsprechen, aber nicht in dem gleichen Grade dem zusagen, der seine Wurzeln in Pestalozzi'schem Boden bewahret hatte. Scherzend nennt er seine wiederaufgelebte Erziehungsanstalt lieber Zuchtungsanstalt und das bezeichnende Wort deutet an, was er von diesen Forderungen, denen er sich glaubte anpassen zu müssen, hielt. Auch die Schilderung, die er entwirft, ist in gedämpften Farben. „Meine Zuchtungsanstalt geht jetzt erträglich; ohne viel einzutragen, führt sie wenigstens keine großen Verluste herbei, gibt weniger Mühe und Verdruß. Das Lehrpersonal ist geringer, die Leitung vereinfacht und consequenter. Ich bin jetzt wieder selbst den ganzen Tag bis vier Uhr gegenwärtig und der fleißige Nefse verläßt seine Abtheilung fast gar nicht.“ Die Anstalt hob sich nicht mehr. Auf 60 Zöglinge eingerichtet, hatte sie nach Jahresfrist nur fünfzig und sank dann sogar auf neununddreißig. Muralt theilte dem ihm allzeit wohlwollenden Uwaroff, der Curator des Lehrbezirktes war, als vor 26 Jahren die Anstalt gegründet wurde, jetzt aber seit 1833 den Posten des Ministers der Volksaufklärung bekleidete *),

*) Auf Rasumowski war 1821 der Admiral Schischkoff gefolgt, 1828 dann Fürst Lieven, an dessen Stelle dann Uwaroff trat.

seinen endgültigen Entschluß mit, die Schule aufzuheben. Den Schülern selbst machte er die Anzeige davon in einem tragischen und auch drastischen Augenblick. Es war am 18. Dezember 1837, daß der Winterpalast in einem Flammenmeer unterging. Der Pastor führte seine Zöglinge an den nahen Moika-Canal, von wo aus sie das furchtbare Schauspiel betrachten konnten. Als neugierig die Knaben auf den brennenden Kaiserpalast hinschauten, sprach der Pastor zu ihnen: „So endet dieser Palast, auch ich will heute meine Anstalt schließen.“ Sprach's und nahm von den überraschten Knaben Abschied.

In dem Schreiben, welches der Pastor an den Minister gerichtet hatte, erwähnte er auch: „Der Schritt, meine Anstalt aufzuheben, hat mich Kampf gekostet und versetzt mich — ich gestehe es — in traurige Gefühle. E. Excellenz kennen mich und waren von jeher wohlwollend gegen mich gesinnt. Ich hatte während meiner langen pädagogischen Laufbahn das Glück, auf eine besondere Weise im Besitz des Vertrauens der Regierung wie des Publikums zu sein, auch genieße ich das Bewußtsein, in Petersburg manches Gute auf dem Felde der Erziehung und des Unterrichtes angeregt und befördert zu haben, und zwar ohne Hülfe der Regierung aus eigener Kraft. Ist es nun unbescheiden, wenn ich den Wunsch äußere, daß E. Excellenz als gegenwärtiger Minister mir irgend einen öffentlichen Beweis oder auch nur ein schriftliches Zeugniß geben möchten, daß ich mit Nutzen gearbeitet und mit Ehren meine pädagogische Laufbahn beschlossen habe?“ Der Minister erfüllte die Bitte in einer Weise, daß Grefsch in der Nordischen Biene (25. Jan. 1838) mit Recht sagen konnte, es sei schwer zu bestimmen, wem es mehr Ehre bringe, dem, der es geschrieben hat oder dem es geschrieben ist. Das eigenhändige, deutsche Schreiben lautete:

„Hochgeschätzter Herr Pastor! Sie schreiben mir von der Nothwendigkeit, Ihre Erziehungsanstalt aufzugeben. So lange gewohnt, diese Anstalt als eine der besten in der Residenz zu betrachten und Ihren gewesenen Zöglingen in den ausgezeichnetsten Tagen im Staatsdienst und bürgerlichen Leben zu begegnen, mußte diese Nachricht mich schmerzlich berühren. Ihnen, dem Chef des Institutes, bleibt das beruhigende Gefühl, in einer langen Reihe von Jahren eine bedeutende Zahl junger Leute zu tüchtigen und braven Männern gebildet und dadurch Ihr Ziel erreicht zu haben, mir aber, dem Chef des öffentlichen Unterrichts, bleibt

nur das Bewußtsein, eine nützliche Anstalt zu verlieren; die schwer, sehr schwer zu ersetzen sein wird. Um Ihnen eine öffentliche Anerkennung Ihrer nie bezweifelten Verdienste zu geben, hatte ich mir schon lange vorgenommen, unserem allergnädigsten Monarchen meine Meinung darüber zu unterlegen und warte nur auf einen günstigen Augenblick dazu. Ich werde gewiß nicht säumen, Ihnen zu seiner Zeit den Beschluß seiner Majestät mitzutheilen. Mit aufrichtiger Hochachtung bleibe Ihr ergebener Uwaroff.“

Der günstige Augenblick bot sich nach vier Wochen. Als der Minister dem Kaiser die Aufhebung der Anstalt mittheilte, sprach sich der Herrscher auf's Vortheilhafteste über den Pastor und seine pädagogische Wirksamkeit aus und verlieh ihm zu dem bereits bei seinem Jubiläum ertheilten Annenorden zweiter Classe die R. Krone. Schon zehn Jahre früher hatte er auf Vorstellung des Admirals Schischkoff, des damaligen Ministers der Volksaufklärung, wegen seiner pädagogischen Wirksamkeit den Wladimirorden 4. Classe erhalten.

Mit der Aufhebung der eigenen Anstalt endigt nicht die pädagogische Thätigkeit Muralt's. Wir haben schon erzählt, daß als bleibendes und würdiges Denkmal des Reformationsfestes der Pastor seine beiden reformirten Collegen an der französischen und holländischen Kirche sowie die betreffenden Kirchenräthe veranlaßt habe, eine Kirchenschule zu gründen. Lange war es schon der Wunsch der Gemeinden gewesen, eine eigene Schule zu besigen, aber die Mittel fehlten. Der Thatkraft des Pastors gelang es bei dieser günstigen Gelegenheit, den alten Wunsch frisch anzufachen und die nöthigen Mittel aufzutreiben. Der erste Gedanke war die Gründung einer Armenschule in bescheidenen Verhältnissen. Gerade für die Erziehung der Kinder der unteren Kreise war noch wenig oder gar nicht gesorgt und der kleinere deutsche Handwerker war übel berathen, wohin er seine Kinder schicken sollte. Die Kronsanstalten öffneten sich nicht für sie und wo sie es vielleicht doch gethan hätten, scheute man es, die Kinder ihnen anzuvertrauen, weil sie daselbst der Muttersprache und dem evangelischen Glauben entfremdet worden wären. Die Privatanstalten waren zu kostspielig und mußten es ja auch sein, und würden den Kindern eine Erziehung gewährt haben über den elterlichen Stand hinaus, daß sie herangewachsen sich kaum in demselben heimisch gefühlt haben würden. Der treue Schüler Pestalozzi's erkannte alsbald

den Mißstand. Er hatte von seinem Meister das warme Interesse für die Armuth, die feurige Liebe, auf dem Wege der Erziehung die Noth zu lindern, geerbt. So konnte er nicht lange gelassen dem Bedürfniß zusehen: nachdem er an dem Fortgang der eigenen Anstalt gesehen, daß der Herr seine pädagogische Wirksamkeit in der neuen Heimath segne, benutzte er die erste gebotene Gelegenheit, den Nothstand durch Gründung einer tüchtigen, nach Pestalozzi's Methode eingerichteten Armenschule zu heben.

Die Schule blieb nicht lange in den ursprünglichen Grenzen. Das Ansehen Muralt's als Schulmann war so bedeutend, daß auch diejenigen Kreise ihre Knaben der unter seiner Leitung stehenden Kirchenschule anvertrauten, die nicht als Arme gelten konnten noch wollten und zur Zahlung eines entsprechenden Schulgelbes willig und bereit waren. Es ist schwer, oft unmöglich, die Entwicklungskraft einer lebensfähigen Anstalt einzuengen und ihr die Ausdehnung nicht gewähren wollen, nach der ihre innere Tüchtigkeit „in dunklem Drange“ strebt. Dazu kommt, daß schon wenige Jahre nach Gründung der Schule, — vielleicht auch durch sie geweckt; es ist das schwer aus so weiter Entfernung noch entscheiden zu wollen — das Interesse für Gründung von Armenschulen in der Residenz ein sehr reges war. Durch Stiftung der Bibelgesellschaft in Rußland, in Folge der starken, religiösen Strömung in der zweiten Hälfte der Regierungszeit Alexander I. waren die verschiedenen Zweige christlicher Thätigkeit, wie sie um jene Zeit in England und Schottland aufgekomen waren, auch nach Rußland verpflanzt worden und hatten sich in kurzer Zeit prächtig entfaltet. Da und dort waren schottische Missionsniederlassungen bis tief nach Sibirien hinein gegründet, den heidnischen und muhamedanischen Völkerschaften des Reiches das Evangelium zu verkündigen. Von England kamen die Heldenboten, die das Licht christlicher Liebe in die Gefängnisse dringen ließen und auf eine Umgestaltung des Gefängnißwesens erfolgreich hinarbeiteten. Auch die mächtige Bewegung, die durch den Schotten Bell und mehr noch durch den feurigen Quäcker Lancaster in dem Schulwesen seit Anfang des Jahrhunderts entstanden war, hatte sich wie fast der ganzen Welt so auch Rußland mitgetheilt und mehrere Schulen, nach dieser Methode eingerichtet, waren in den zwanziger Jahren rasch in der russischen Residenz entstanden. Man verfolgt ja hier mit warmem Interesse alle derartigen neuen Schöpfungen; würde nur das Interesse

länger vorhalten. Diese Schulen öffneten sich den Armen und Bedürftigen und erleichterten dadurch der reformirten Kirchenschule ihre Entwicklung zu einer höheren Anstalt. Leider mußten bald schon wieder eine Anzahl dieser Schule wegen schwindender Theilnahme geschlossen werden. Es geschah aber zu einer Zeit, wo es der Kirchenschule nicht mehr möglich war, ihren Lauf einzuhalten, und in die ursprünglichen Grenzen zurückzutreten. Von den mancherlei Lancaster-Schulen hat nur eine den Wechsel der Zeit und Gunst überdauert, es ist die von deutschen und englischen Händen geleitete sogenannte „englische Schule“, die vor ein paar Jahren unbeachtet und in größter Stille das Fest fünfzigjährigen Bestandes begangen. Die Lancaster-Methode ist auch hier lange schon aufgegeben, die starkbesuchte Anstalt ist aber bis zur Stunde eine segensreich wirkende Armenschule geblieben.

Die reformirte Kirchenschule gedieh sichtlich und erfreute sich steigender Anerkennung. War die Durchschnittszahl der Schüler im ersten Jahrzehnt hundert, so hatte sie sich bei dem Tode des Stifters bereits verdoppelt. Wir haben nicht hier ihre kurze Geschichte zu schreiben *). Aus der ursprünglichen Armenschule war sie zu einer Bürgerschule herangewachsen und hatte auch darin noch nicht das Vollmaß ihrer Entwicklung und Lebenskraft erreicht. Ihren Gründer überlebend, stand sie bei ihrem fünfzigjährigen Jubiläum da ausgerüstet mit allen Vorrechten eines Gymnasiums, gleichgestellt ihren beiden älteren Schwestern, den Gymnasien an St. Peter und an St. Annen, und die Schülerzahl ist gegenwärtig die doppelte, als sie beim Tode Muralt's gewesen.

Auf pädagogischem Boden wurzelt die Pflanzung, die Pastor Muralt gepflanzt und die lebenskräftig ihn überdauert und in treuem Gedächtniß sein Andenken bewahret. Auch das Gedächtniß an seine Privatanstalt, der er seine beste Manneskraft, seine wärmste Arbeitslust gewidmet, ist nicht erloschen und wird wohl erst mit seinem letzten Schüler untergehen. Ihre Zahl lichtet sich nun freilich von Jahr zu Jahr **). Seit ein paar Jahren versammeln sich die in der Hauptstadt

*) Vrgl. Dalton, das 50jährige Jubiläum der ref. Kirchenschule. St Petersburg 1868.

**) Ein Verzeichniß sämtlicher Schüler der Privatanstalt habe ich den früher schon erwähnten „Erinnerungen“ anfügen lassen. Die Gesamtsumme ist 578.

weisenden Ueberlebenden am Todestage des Pastors zu einem gemeinsamen Mahle. Da werden über Tische die alten Schultage lebendig und durch alle Erinnerungen hindurch schreitet die ehrwürdige Gestalt des Schulmannes, dem über den Zwischenraum eines halben Jahrhunderts und bei Einzelnen länger noch dankbarstes Andenken die weihen, die jetzt selbst an ihrem Lebensabend und in den höchsten Staatsstellungen nimmer vergessen können, was sie für ihre Erziehung und das ganze Leben Muralt schulden. Wenn auch einst der Letzte dieser Schüler dahin sein wird, so soll doch die Erinnerung an diese Zeit nicht verschwinden. Bei jenem Mahle werden regelmäßig Beiträge gesammelt zu einem Capitale, von dessen Zinsen einst hilfsbedürftige Handwerker unterstützt werden sollen *). Man hat gerade diese Bestimmung dem Capitale gegeben, weil man bei dem Jünger Pestalozzi's als größte Lust bemerkt hatte, den unteren Ständen in ihrer Noth aufzuhelfen.

XIV.

Muralt unter den Schweizern in Petersburg.

Zu den frühesten Pionieren der Culturarbeit auf dem eben erst den unwirthlichen Niederungen der Nema entrissenen Boden der neu gegründeten Hauptstadt gehören die Schweizer. Auch als das wissenschaftliche Leben durch die Gründung der Akademie in Petersburg einen festen, heimischen Sitz erhalten, gab die Schweiz einige auf ihrem Gebiete hervorragende Söhne an die junge Stiftung ab. Basel allein war durch Akademiker, wie Stähelin, Euler und Bernouilly, vertreten. Auch in der Armee befanden sich seit Lefort zu ihrer Zeit hervorragende Schweizernamen, wie Coulon, Dubuiffon und Andere. Diese Alpen söhne waren der Grundstock der französisch-

*) Die Statuten über das im Kirchenarchiv der deutsch-reformirten Gemeinde aufbewahrte Capital sind abgedruckt in den Reminiscenzen.

deutsch-reformirten Gemeinde, die ihre Verbindung mit der heimatlichen Kirche anfänglich so eng bewahrte, daß sie sich in ihrer Verfassung nach der reformirten Kirche zu Hause einrichtete, sich auch ihren ersten Prediger, Robert D u n a n t, von der Vénérable Compagnie des Pasteurs in Aufforderung des Rathes der Stadt und Republik von Genf auswählen und zusenden ließ. Von Anfang an bildeten die Schweizer einen bedeutsamen Bruchtheil der reformirten Kirche, einen viel größeren in der französischen Gemeinde, während ihm in der deutschen durch starke Zuwanderung aus Deutschland ein kräftiges Gegengewicht geboten wurde. Die meisten Geistlichen der französischen Gemeinde waren seit der Gründung bis jetzt Schweizer oder hatten wenigstens in der Schweiz ihre theologische Bildung erhalten. Von 13 Geistlichen, die in den anderthalb Jahrhunderten ihres Bestandes die Gemeinde besaß, sind neun aus der französischen Schweiz gewesen; in dem Jahrhundert (1775—1875), seit welchem der deutsche Theil seine eigenen Geistlichen besitzt, war von den sechs Pastoren nur unser M u r a l t ein Schweizer gewesen.

Selbstverständlich war es, daß die Schweizer ihren Landsmann auf's Herzlichste in der nordischen Hauptstadt begrüßten. Und dieser ihr Landsmann und nun auch Seelsorger bot in seinem ganzen Wesen und auch in seiner äußeren Erscheinung das getreue Bild dar eines edlen, biedern, freien Schweizers, den nicht leicht vor Menschen Furcht anwandelt und der so herzlich und offen im Verkehr mit dem Nächsten zu sein versteht. Was den anderen deutschen Gemeindegliedern zunächst auffiel und für das leichte Auffassen einige Schwierigkeit bereitete, die scharf hervortretende schweizerische Mundart, das heimelte gar wohl die Landsleute an und versetzte sie während der Predigt in die ferne, holde Heimath.

Er war ein wackerer Schweizer, Pastor M u r a l t, und viel, unendlich viel hat die landsmännische Colonie in Petersburg und ganz Rußland diesem Züricher zu danken. Noch hatte damals die russische Regierung nicht die Forderung erhoben, daß die evangelischen Geistlichen bei ihrer Uebersiedelung das schwere Opfer bringen mußten, ihre alten Heimathrechte aufzugeben und russische Unterthanen zu werden: so konnte M u r a l t bis an sein Ende Schweizer Bürger bleiben und er blieb es mit Leib und Seele. Der Pastor war noch nicht lange in Petersburg, als sich ihm reichliche Gelegenheit bot, seine schon einflußreiche Stellung zum Nutzen seiner Landsleute zu verwenden.

Die Berührung Rußlands mit der Schweiz war in jenen Jahren eine nicht unbedeutende. Tief bis in die untersten Schichten des russischen Volkes war die Kunde von dem seltsamen Lande im Süden gedrungen, mit seinen fremdartigen gewaltigen Schluchten und Bergen, mit seinen Eismassen und Schneewettern, wie die wettergebräunten Söhne Rußlands sie kaum im fernsten Norden und im tiefsten Winter gesehen und wo sie bei ihren Alpenübergängen Mühseligkeiten unter der Führung ihres „Väterchen“ Suworoff bestanden, die grauiger und schwerer waren, als was sie je auf ihrem unwirthlichen heimischen Boden erlebt. Jetzt wieder ward der Schweizername viel genannt. Der Kaiser selbst hatte auf seinem siegreichen Zuge nach Frankreich eine kurze Zeit in der Schweiz geweilet. Pestalozzi selbst war mit ihm in jenen Tagen in persönliche Berührung getreten und gar manchen Vortheil dankt die Schweiz der Huld des russischen Kaisers. Die Nachwirkungen drangsalvoller Kriegsjahre hatten ihre Spuren tief dem schwer heimgesuchten Ländchen eingedrückt und die Noth stieg in einzelnen Cantonen zu Besorgniß erregender Höhe. Die keine Arbeit in der Heimath mehr finden konnten, folgten dem bei dem Schweizer stark hervortretenden Zug, in der Fremde das Glück zu versuchen und die allzeit vorhandene Auswanderung nahm jetzt größere Verhältnisse an. Zu den Ländern, nach denen die gewohnte Reiselust zog, kam nun lockend auch Rußland und seine Regierung bot dieser Lust freundliche Aufnahme. Von 1812 bis etwa 1820 läßt sich eine größere schweizerische Einwanderung in Rußland nachweisen, als wohl jemals vorher und nachher. Viele Schweizer waren mit den französischen Adlern in Rußland eingebrochen und das verhängnißvolle Geschick des Corsen hatte ihnen Gefangenschaft im feindlichen Lande zugezogen. Später frei geworden, hatte es gar Manchem unter ihnen das Land mit seinen für den Arbeitenden reichen Erwerbsquellen angethan, daß sie nun freiwillig blieben und mit ihren verlockenden Schilderungen noch den einen und anderen Landsmann herüberzogen.

Muralt folgte dieser Bewegung mit der gespanntesten Theilnahme. Als im Sommer 1814 zwei Berner Küher in ihren Bauernkleidern, die als Käsemacher von einem russischen Fürsten auf sein Landgut kommen gelassen worden waren, unseren Pastor besuchten, da bemerkte er, wie Rußland Tausende von solchen Leuten brauchen könnte. „Dann würde der Käse Volkspreise wie bei uns, die Milch benutzt, das Vieh

beforgt, der Wiesenbau verbessert und der Ackerbau vervollkommnet, der noch auf der niedrigsten Stufe steht. Es wäre auch für die Schweiz ehrenvoller, statt 18,000 Söldner zu liefern, diese überflüssigen Menschen als Colonisten nach den herrlichen südlichen Gegenden Rußland's wandern zu lassen. Von daher würden sie wenigstens nicht ihr Land mit fremden Sitten und Bedürfnissen verpesten.“ Den beiden Berner Rühern folgten in den nächsten Jahren gar viele Landsleute gleichen Gewerkes und auch ein paar Schweizer Colonieen wurden im Süden angelegt. (Zürichthal und Chabag*).

Unter den schweizerischen Cantonen, die in Folge der Verfassungskämpfe, der Kriege und der furchtbaren Maßregeln der Continentsperre Napoleons, England an seiner Achillesferse, dem Handel, zu verwunden, am schwersten gelitten, nahm die erste Stelle der Canton Glarus ein. Sein Haupterwerbszweig, die Industrie, lag fast ganz darnieder; zahllose Spindeln standen stille, der Spinnerlohn war so gering, daß keine Arbeiterfamilie mehr davon bestehen konnte, das größte Elend herrschte in Dorf und Stadt. Die Schweiz half, einzelne Männer in großartigster Weise. Wir denken zum Beispiel an das Riesenunternehmen des edlen Escher-Linth, durch welches er die Linth, deren Versumpfung so sehr zur Verarmung des Volkes beigetragen und ein zehrendes Fieber in der Gegend herrschend gemacht, in den Wallensee leitete, das Flußbett der Maag tiefer legte und den gradlinigen, 62,000' langen Linthcanal erbaute**). Die Landsleute in der Ferne mußten um

*) Die Colonie Zürichthal, im Taurischen Gouvernement, Kreis Feodosia, wurde schon 1805 auf dem tatarischen Gebiet Dschailau, das die Regierung erworben, von 40 eingewanderten schweizerischen Familien, größtentheils aus dem Canton Zürich, gegründet. (Vergl. über diese Colonie Busch, Materialien zur Gesch. d. Kirchenwesens d. ev.-luth. Gem. in Rußland. Petersburg 1862. S. 205 und einen im christl. Volksboten für Südrußland im Jahre 1875 erschienenen Aufsatz.) Die Colonie Chabag am Dniester, 60 Werst von Odessa, wurde 1821 unter Führung von Louis Vincent Tardent aus Beven, einst ein Schüler Muralt's in Münchenbuchsee, von 120 Weinbauern zumal aus der franzöf. Schweiz gegründet. (Vergl. Dalton, Gesch. d. reform. Kirche in Rußland. S. 204.) Anfänglich hieß die Colonie Helvetia; die Gründe des veränderten Namens wußte man mir während eines kurzen Aufenthaltes in der Colonie nicht mehr anzugeben.

**) Vergl. Berlepsch, Schweizerkunde Braunschw. 1864. S. 140; über Escher selbst das schöne Buch von Hottinger; Hans Conrad Escher von der Linth, Charakterbild eines Republikaners. Zürich 1852.

Hülfe angegangen werden. Die Bitte gelangte auch an den schweizerischen Pastor in Petersburg und fand bei ihm bereitwilligstes Gehör. Am 28. September 1814 versammelte der Pastor die wohlhabenderen Landsleute bei sich, mit ihnen Mittel und Wege zu berathschlagen, wie dem schwerbedrängten Canton auch von der Nawa aus Hülfe geboten werden könne. Es war zum ersten Male, daß Schweizer zu einem gemeinnützigen Werke für die Heimath in Petersburg zusammentraten. Reichliche Gaben wurden gezeichnet, zugleich aber auch zündete der Gedanke, einen Schweizerverein zu gründen, der sich fortan regelmäßig versammeln und den immer zahlreicher einwandernden Schweizern in Petersburg und Rußland im Fall der Noth eine hülfreiche Hand bieten sollte. Die unaustilgbare Liebe und Anhänglichkeit des Schweizers an seine Heimath hatte seit jenem Abend einen häuslichen Herd der Vereinigung an der Nawa gefunden, eine Stätte zugleich, wo diese Liebe ihre Opfer, ohne welche sie nichts taugt, zu gemeinnützigen Werken an den Landsleuten niederlegen konnte.

Großen Anklang fand dieser Verein in der Schweizercolonie. Die bis dahin zerstreut und unbekannt neben einander gelebt, traten sich in herzlichem Bunde näher; zumal in den ersten Jahren herrschte ein inniges Zusammenleben in dem immer größer werdenden Kreise. Murali galt als das verehrte Haupt; er war der belebende Herzpunkt der Gesellschaft, seine joviale, treuherzige, oft auch derbe Appenzeller Natur brach sich offene Bahn und hauchte Allen frisches, fröhliches Leben ein. Anfänglich allmonatlich, später in längeren Zwischenräumen, versammelte man sich, in der Regel in der Wohnung des Pastors. Zunächst wurden die Vorfälle und Nothstände in der Colonie selbst berathen und die nöthigen Mittel zu ihrer Vinderung aufgebracht, dann wandte sich die belebte Unterhaltung den Verhältnissen in der Heimath zu und hier entfaltete sich nun die ganze Kunst des Pastors, die Vaterlandsliebe und den Gemeinfinn anzufachen. Durch ausführlichen Briefwechsel mit der Schweiz war er fortwährend auf dem Laufenden und seine Berichte versetzten die Anwesenden in die ferne, schöne Heimath. An das Gespräch reihte sich Gesang; das Pastorat erklang bis tief in die Nacht von den Freiheitsliedern und Heimathsklängen aus der Schweiz und lauter Beifall wurde dem Sänger gezollt, der den wohlbekannten Ruhreigen gut nachgeahmt.

Die erste Arbeit hatte einem heimischen Nothstand gegolten. Es waren die Schweizer Michel Weber aus Glarus, Salomon Fiers, C. H. Heß aus Zürich, Pastor de la Sauzais aus Genf, J. J. Meyer, D. Wasser, Lieb aus Thurgau und D. Altenhofer, die an jenem 28. September bei dem Pastor sich versammelt, den Glarnern Handreichung zu bieten. Nach ein paar Monaten konnten sie 7725 R. nach der Schweiz senden. Die fernere und dann fortwährende Arbeit kam den nothleidenden Schweizern in Petersburg und Rußland zu Gute, deren Zahl in bedenklicher Weise stieg. Wir haben schon auf die Schweizer hingewiesen, die nach der Aufhebung ihrer Gefangenschaft den Rückweg nach der Heimath entweder nicht finden konnten oder wollten. Herzergreifende Briefe von Gefangenen und ihrer bitteren Noth in dem fremden, theilweise unwirthlichen Lande, oft von jenseits des Urals, trafen bei dem Pastor ein und heischten gebieterisch Vinderung. Viele aus der Schweiz hatten sich nach Rußland verlocken lassen im Wahne, daß man ohne Arbeit in dem Zauberlande reich werden könne. Bitter enttäuscht und arbeitsscheu fielen sie dann nur allzubald und auch zudringlich dem Verein zur Last, der auch größere Opfer nicht scheute, solcher Landsleute, die der Heimath in der Fremde keine Ehre machten, sich bald wieder zu entledigen. Aber auch der Arbeitssame sah sich nicht selten in seinen Erwartungen getäuscht; das rauhe Klima war seiner für die Heimath vielleicht gestählten Natur unhold, unhold auch die so ganz anderen Verhältnisse, daß das Heimweh in bedenklichem Grade stieg und zumal den armen Lehrerinnen gegenüber das Mitleid des Vereins weckte. Alle die Unglücklichen, Enttäuschten, Mißvergnügten wandten sich an den Verein und seinen Vorstehenden, Hülfe und Vinderung nicht immer erbittend, gar oft in derber Weise fordernd.

Schmerzliche Erfahrungen blieben dem Verein nicht erspart, unter denen zumal der Pastor litt. Schon nach ein paar Jahren vertraut er den Seinen an: „Ich bin nun recht abgeschreckt, mich meiner Landsleute gemeinnützig anzunehmen. Ein Drittel derer, die ich unterstütze, betrügt oder belügt mich, ein Drittel ist undankbar und höchstens ein Drittel verdient Hülfe.“ Dann wieder beunruhigen ihn die häufigen Fälle von Geistesstörungen, die bei Schweizern zumal im Innern sich zeigten und für die die Aerzte nur eine schleunige Uebersiedelung in die Heimath als mögliche Heilung ansahen. Eine solche Rücksendung war

aber für den Verein mit großen Opfern verknüpft und es traf sich nicht immer so günstig, wie bei jener unglücklichen Gouvernante aus Neuchâtel, die vom Heimweh irrsinnig geworden, durch Vermittelung der früheren Erzieherin der Kaiserin, Frä. Wildermeth, sowohl von dem Kaiser als auch seiner Gemahlin je Tausend Rubel erhielt, um rasch und sicher nach der Heimath befördert zu werden.

Solche schwere Erfahrungen und auch bittere Enttäuschungen hat jeder Verein durchzumachen, der sich die Vinderung leiblicher Noth zur schönen Aufgabe setzt. Denn die dunkeln Schatten dieser Noth fallen auch in das Seelenleben und weisen da ein Arbeitsgebiet auf, von dem sich die christliche Liebe nicht abschrecken lassen darf. Im Gegentheil. Und wo sie treu bleibt an dieser Arbeit, da ergibt sich dann doch eine andere Summe der Erfahrung, die tröstend zeigt, daß die Mühe nicht vergeblich ist. Die Summe hat auch unser wackerer Schweizer ziehen dürfen. Hören wir ihn selbst, welch' ein sonniges Bild er nach dreizehnjähriger Wirksamkeit von dem Vereine einem Freunde in der Schweiz entwirft.

„Ich darf jetzt behaupten, daß die schweizerische Landsmannschaft in Petersburg gegenwärtig unter ähnlichen in anderen Hauptstädten die freundlichst vereinte, am kräftigsten zusammenwirkende und die am besten vaterländisch gesinnte sein möchte. Wenn wir von Zeit zu Zeit in einem gewählten Kränzchen von 20—30 Männern zusammenkommen, so ist es wirklich erhebend und begeisternd wahrzunehmen, von welch' schönem Gemeingeist und von welch' gutem Sinn die Meisten beseelt sind und dazu hat vornehmlich unser landsmännischer Hilfsverein, der bereits 13 Jahre besteht, mächtig hingewirkt, dessen Thätigkeit sich vornehmlich auf folgende Punkte richtet: ankommende Landsleute werden mit Rath unterstützt, vorgestellt, empfohlen und untergebracht. Abreisenden wird das Wegkommen erleichtert durch Fürsprache und Empfehlung, durch Hülfe und Unterstützung. Kranke und Gebrechliche, Verarmte und Alte genießen Pflege und Unterhalt, werden auch in wohlthätigen Anstalten versorgt. Brod- und Verdienstlosen reicht man Hülfe, verschafft ihnen Arbeit, Erwerb und Anstellung. Unerfahrenen und Unbekannten, Verlassenen und Unglücklichen, Beeinträchtigten und Verfolgten hilft man auf durch Vorstellung und Vertheidigung, durch Schutz und Theilnahme. Wittwen und Weisen erhalten Pension und Erziehung. Viederliche, Schlechte und Böse werden ermahnt, gewarnt, entfernt und wo möglich unschädlich gemacht.

In den 13 Jahren des Bestandes der Gesellschaft haben wir bloß unter Schweizern 50,170 R. B. gesammelt. Gegenwärtig besitzen wir einen Fond von 15,000 R. und geben jährlich 3000 R. aus. 1816 wurden 95 Beiträge eingeschrieben, 1819: 78; 1822: 102; 1827: 106, von diesen 25—30 Damen, die als Gouvernanten hier leben. Die französischen Schweizer überwiegen die deutschen, nicht nur durch ihre Beiträge, sondern auch durch ihre Bildung und Redlichkeit. Von den beitragenden Männern waren 1827 vom Lehrstande 27, von der Handlung 23, vom Gewerbebestande 31. Früher hatten die Landsleute in Petersburg, in dieser zur Isolirung und Selbstsucht führenden Residenz keinen Vereinigungs- und Anschließungspunkt. Durch Nationalvorurtheile und Sprachverschiedenheit, durch Stand und Erziehung, durch Amt und Gewerbe, um der ungleichen Ansichten und Bestrebungen willen, aus Reid und Mißgunst wurden wir eher auseinander gehalten als einander genähert. Die gegenseitige Gleichgültigkeit, das Fremdsein und Fremdthun unter ihnen war sogar auffallend und anstößig. Gerade in dieser Hinsicht hat unser Verein eine höchst erwünschte Veränderung hervorgebracht, er hat sogar ähnliche Verbindungen veranlaßt unter den Schweden und Franzosen, ja selbst die Schweizervereine in Paris und Brüssel haben den unserigen zum Vorbild gehabt."

Die Kunde von der segensreichen Wirksamkeit drang tiefer und tiefer auch in's Innere von Rußland und knüpfte ein Band der Vereinigung unter den auf dem Lande zerstreut lebenden Schweizern. In ihrer oft beklemmenden Vereinsamung war es ihnen ein beruhigendes Gefühl, in der Hauptstadt wenigstens eine landsmännische Gemeinschaft zu wissen, die ihnen mit Rath und That in dem fremden, unermesslichen Reiche zur Seite stehen würde. Wo sich mehrere Schweizer an einem Orte zusammenfanden, da wirkte das in Petersburg gegebene Vorbild zündend. In Odessa, Riga und Moskau bildeten sich ähnliche Vereine, in denen sich der mächtige Einfluß Muralt's spürbar machte.

Den Bemühungen des Schweizervereins gelang die Anstellung eines Generalconsuls in Petersburg. Bis dahin entbehrten sie des Einflusses und Schutzes, den ein solcher seinen Landsleuten angedeihen lassen kann; der Einzelne war in Nothfällen auf seinen eigenen Einfluß angewiesen oder genöthigt, den Schutzwart einer anderen Nation um seine Hülfe anzufragen. Die eidgenössische Regierung dankte dem Schweizer-

verein für seine Bemühungen in dieser Angelegenheit; ein äußerst schmeichelhaftes Belobungsschreiben lief 1816 bei dem Pastor von Bern aus ein, zugleich mit der Meldung, daß der von der Schweizergesellschaft vorgeschlagene Herr Duval von der Schweizer Regierung zu ihrem Generalconsul für Rußland erwählt worden sei *).

Noch für ein anderes Werk in der Heimath haben die Schweizer ihrem Petersburger Landsmann nachdrücklichen Dank zu zollen. Die Noth in Glarus zumal gab 1814 die Anregung zur Stiftung des Schweizervereins. Was damals von allen Orten an wohlthätigen Gaben zusammenfloß, reichte aus, die augenblicklichen Bedürfnisse zu stillen. 1816 und 17 waren auch für die Schweiz Mißjahre, Hungerjahre; es waren hier aber keine fetten vorausgegangen, von ihrem Ueberfluß die mageren zu ernähren. Es ist ein arg Ding, wenn ein durch Arbeitslosigkeit heruntergekommenes Volk nun auch noch durch die Drangsale wiederholter Mißernten geführt wird. Mit der ganzen Kraft der Begeisterung wirkte Escher-Vinth an seinem Canal und bot Tausenden Arbeit. Aber was war das unter so Viele? Rastlos ging der menschenfreundliche Republikaner an die Ausarbeitung einer Denkschrift über den furchtbaren Nothstand, die er Lord Canning und anderen Personen einreichte, von denen er Hülfe hoffte und mit der er einen Aufruf um Unterstützung der heimgesuchten Cantone verband. Auch Muralt erhielt dieselbe und las sie mit innigster Theilnahme. Er hatte Zugang zu dem Minister Graf Capo d'Istria und es gelang ihm, den mächtigen Mann zur Theilnahme für die Bedrängten zu bewegen und das Versprechen zu erhalten, dem Kaiser den Inhalt der Denkschrift mitzutheilen. Der Minister hielt Wort und der Erfolg war eine wahrhaft kaiserliche Gabe. Alexander I. von Mitleid für eine Bevölkerung ergriffen, deren furchtbare Noth zunächst auf jene Kriegszüge zurückwiesen, an

*) Dies die Reihenfolge der schweizerischen Generalconsuln in Petersburg:

1. F. Duval von 1816—1838.
2. Johannes Bonenblust von Aarburg . . von 1838—1847.
3. L. F. Foubier von 1847—1862.
4. Franz Bonenblust von Aarburg . . . von 1862—1867.
5. Adolf Glinz von St. Gallen von 1867—1871.
6. J. Philippin Duval von 1872—1875.
7. Eugen Dupont von 1875—

denen seine Truppen Theil genommen, bestimmte eine Summe von 100,000 R., die in seinem Namen der russische Gesandte in Bern, Baron Krüdener, im April 1817 an Escher-Vinth aushändigte, mit einem Schreiben des Grafen Capo d'Istria vom 5. April (an jenem Tage speiste Pastor Muralt bei dem Grafen) des Inhaltes, der Kaiser, gerührt durch die gegenwärtigen Bedrängnisse einiger Gebietstheile der östlichen Schweiz und in der großmüthigen Entschließung, den Anstalten, die daselbst zur Linderung dieser Noth mit leider noch nicht zureichenden Mitteln getroffen worden, auch seinerseits emporzuhelfen, habe für diesen Zweck die Summe von 100,000 R. bestimmt *).

Muralt beruhigte sich nicht dabei, den Anstoß zu diesem Beitrag gegeben zu haben. Rüstig und unverdrossen warf er nach allen Seiten sein Netz aus, und mit nicht ungünstigem Erfolg. Nach ein paar Wochen schon konnte er an Escher-Vinth als Ertrag seiner Sammlung die Summe von über 20,000 R. senden. In dem Verzeichniß der Gaben findet sich die Kaiserin mit 3000 R. eingetragen, die sie dem Pastor durch ihre frühere Erzieherin, Frä. Wildermeth, zustellen ließ. Eine Glarnerin, Frau Weber, hatte einen Beitrag von 2000 R. gezeichnet. Deutsche, Russen, Engländer sind auf der Liste eingetragen, sprechende Beweise, wie diese heimgesuchten Cantone in den weitesten Kreisen Theilnahme fanden, zugleich aber auch, wie der eifrige Sammler diese weitesten Kreise heranzuziehen verstand und in seinem Eifer sich keine Mühe verdrießen ließ.

Auch diese Sammlung trug dazu bei, das Band der Zusammengehörigkeit mit dem Vaterland bei den hier weilenden Söhnen enger zu knüpfen; hatte aber auch noch die andere Folge, den Blick der Schweizer mehr und mehr nach Rußland zu lenken, das durch solche reiche Gaben wie ein unererschöpfliches Goldland vor den gierigen Augen auftauchte, das dem kühnen Schweizer gewiß keine leicht zu hebenden Schätze nicht versagen werde. Wiederholt hatte der Pastor in Privatschreiben an hervorragende Persönlichkeiten in Bern darauf gedrungen, die günstige Stimmung, die sich in Rußland für die Schweiz und ihre Bewohner kund thue, zum Abschluß von Verträgen zu benutzen, die die Uebersie-

*) Ueber die Vertheilung dieser großen kaiserlichen Gabe vergleiche die Bemerkungen bei Escher-Vinth, S. 259.

belung von Schweizer-Colonieen im Innern Rußlands regeln sollte. Man konnte oder wollte auf die gutgemeinten Vorschläge nicht eingehen. Statt dessen nahm die vereinzelte Einwanderung von Schweizern in jenen Jahren immer größere Verhältnisse an. Es waren nicht nur solche, die die Schweiz freudig als ihre ächten Söhne der Fremde vorführen konnte; unter ihnen auch gar mancher Abenteurer, der sein Theil dazu beitrug, dem Schweizernamen Schande zu machen. Ja 1827 glaubte sich die Regierung veranlaßt, ihrem Geschäftsträger in Bern das Recht zur Ertheilung von Pässen nach Rußland nur auf die Schweizer zu beschränken, die den Nachweis eines ehrlichen Berufes liefern konnten.

Neben diesen unrühmlichen Schweizern hatte sich ein tüchtiger Kreis von Alpensöhnen gebildet, die ihrem Vaterlande Ehre machten und in der fremden Stadt zu Ansehen und Wohlhabenheit gelangt waren. Es mag gestattet sein, das Bild wiederzugeben, das der Pastor aus der Blüthezeit der Schweizer Colonie 25 Jahre nach Gründung des Vereins 1839 einem Freunde in der Heimath von dem Leben seiner Landsleute in Petersburg entwirft:

„Unter den Schweizern in Petersburg herrscht gute Gemeinschaft und so viele Mittheilung, daß wir hier vielleicht uns lebhafter interessieren für das, was im Vaterlande vorgeht, ja daß wir oft richtigere Kenntniß davon erhalten, als Ihr in der Schweiz selbst. Den 4. Januar fand die alljährliche landsmännische Zusammenkunft statt: es war eine höchst interessante, erhebende Gesellschaft von 95 gebildeten, wohlhabenden Männern. Die Kosten wurden bestritten von einem Italiener Adami von Lugano, einem Franzosen Wolf von Genf und einem Deutschen Moser von Schaffhausen *). Die Conditoren Branger und Wolf hatten zum Abendessen 3 große Kuchen bereitet mit passenden Inschriften und künstlichen Relief-Figuren aus der Schweizergeschichte. Der erste zeigte die Wappen der 22 Cantone, der andere die Petersburger Hülfs-Gesellschaft, der dritte den Stifter derselben. Man sang Volksgefänge, unter anderen den Ruhreihen in drei Sprachen und die Collecte belief sich denselben Abend auf 2500 R. Unser Generalconsul Bonenlust ist der Landsmannschaft sehr nützlich; er ist Director der größten Zitz-

*) Moser's Biographie ist nun erschienen, von Dr. Pfaff verfaßt. Schaffhausen 1875.

fabrik in Rußland, auf Actien gegründet und Theilnehmer an einer von Gonzenbach aus St. Gallen angelegten Tüllfabrik. Seine Frau ist die interessanteste Schweizerin, die wir hier haben, eine Maillard von Bebey. Gonzenbach liefert die Maschinen wohlfeiler und besser als Coqueril in Brüssel. Zollikofer aus St. Gallen hat nun die größte und schönste lutherische Kirche in Rußland (so glaubte man in Petersburg damals) nebst großen Nebengebäuden zu vollkommener Zufriedenheit der Comittenten beendet. Die finnische Frau eines anderen St. Gallers, L. Mayer, hat in der Nähe von Petersburg ein Landgut, wo sie die beste Butter und Käse de Brie verfertigt und diese Fabrikate nebst Milch und Schmand ein Drittel theurer verkauft als alle Anderen. In der neu angelegten Flachsspinnerei regiert ein Hünervadel von Lenzburg. Der Zißfabrikant Schugart und der Uhrenhändler Moser aus Schaffhausen, sowie der Graveur Imthurn machen sehr vortheilhafte Geschäfte. Die Züricher haben weniger Glück, die Muralte, Architect Schaufelberger und die zwei Fiers ausgenommen. Der General-Lieutenant Fäsi zeichnet sich durch Tapferkeit, Klugheit und Edelsinn im Kaufasus aus. Aus Tessin sind geschickte und wohlhabende Bildhauer und Baumeister hier, wie Rusco, Fossati, Maderni, Adamini, Camuzzi, Carloni, Cremoni, Medici. Sie haben jetzt besonders viel Beschäftigung bei den zwei großen kaiserlichen Bauten, dem Winterpalast, in dessen 1200 Zimmern täglich (es war nach dem Brande) 15,000 Menschen arbeiten und bei der ganz mit Marmor bekleideten Jsaakskirche. Aus Neuchatel leben hier Uhrmacher, Lehrer und Lehrerinnen, wie Mayrat, Reiff, Dupaquier, Prades, Ribeaupierre, Borel, Courvoisier, Monnier. Von den Genfern sind die vorzüglichsten zwei Brüder Duval, zwei Seguin, Kaufleute und Banquiers, der Lehrer bei den Großfürstinnen Gille, der Musiklehrer Wolf, Pastor Unspach, Akademiker Heß, Maler Perregaux, Ingenieur-General Adam. Aus Waadt sind die bedeutendsten die Kaufleute Rappold und Lang, die Lehrer Bugnot, Berthex u. s. w.“

Bis an sein Ende bewahrte Muralte regste Theilnahme für alles, was in der Heimath vor sich ging. Der von ihm geleitete Schweizerverein fühlte sich so innig mit dem Vaterlande verknüpft, daß, was die Schweiz in ihrem kirchlichen und politischen Leben bewegte, unter den Landsleuten in Petersburg nachzitterte. So konnten auch die starken

Bewegungen der vierziger Jahre nicht spurlos an der Colonie vorübergehen; auch in ihr zeigten sich abgedämpft die Schattirungen, die im Heimathland die Eidgenossen spalteten. Muralt entwirft im Spätherbst 1847 ein fesselndes Bildchen dieser Nachklänge an der Newa von den sturmerregten Bewegungen zu Hause. „Wir Schweizer in Petersburg bilden ebenfalls verschiedene Partheien, die sich tapfer mit Worten bekämpfen. Alle Sonntage essen einige befreundete Schweizer beisammen zu Mittag, abwechselnd bei uns oder bei dem Buchhändler Glarner aus Glarus in Gesellschaft von Gille, Anspach, Weber und Müssard. Da wird lebhaft diskutirt und politisirt. Ich fragte jüngst: „Was wird in der Schweiz nun geschehen?“ Gille: „Die Radikalen sind zu uneins und getheilt, ihre Truppen werden sich weigern, gegen den Sonderbund zu ziehen; es kommt nicht zum Kriege; man wird unterhandeln und sich versöhnen.“ Anspach: „Die Radikalen werden geschlagen, dann sich theilen, ihre Regierung aufgelöst und durch gemäßigte ersetzt.“ Eduard Muralt: „Wegen Uneinigkeit der Radikalen wird der Krieg unmöglich, ihre Regierungen werden durch conservative ersetzt und die Sonderbündler entsagen alsdann dem Bunde und unterhandeln mit den gemäßigten Regierungen.“ Ich: „Die Radikalen werden siegen und durch Uebermacht erst Freiburg, dann Luzern nehmen, die kleinen Cantone bloquiren und aushungern, bis sie Vorschläge machen und nachgeben.“ M. Weber: „Die Privat-Conferenz der Tagatzungsmitglieder berechtigt zur Hoffnung friedlicher Ausgleichung, die Widerseßlichkeit gegen den Krieg hindert den Ausbruch desselben; man wird die Jesuiten und Klöster fallen lassen, die Radikalen werden Garantien geben und der Sonderbund sich auflösen.“ Glarner billigt Alles, was die Tagatzung beschlossen hat, wünscht ihr den Sieg und Unterwerfung der Sonderbündler. Er ist unbedingt für den Fortschritt. — Allen Schweizern wünsche ich Besonnenheit, Liebe und Patriotismus, gegründet auf das reine Christenthum und seine Moral.“ So die kleine Tafelrunde von Alpenjöhnen im Petersburger Pastorat am Vorabend des Sonderbundkrieges.

Rüstig behielt Muralt die Leitung des Schweizervereins bis zuletzt in seinen warmen Händen. Wie ein Vater waltete der ehrwürdige Greis in dem Verein, ein Schweizer geblieben vom Scheitel bis zur Zehe. Die vor langen Jahren sich um den Pastor zur Gründung des

Bereins geschaart, waren alle bereits dahin gegangen; nur der Gründer selbst wandelte noch in treuer Liebe unter dem neu heraufgestiegenen Geschlechte und hütete seine vaterländische Pflanzung auf dem nordischen Boden. Die ist allmählig erstarkt und hat auch ihren Stifter überdauert. Aber nicht das Andenken an ihn. Heute noch wird in dem Vereine der Name des Johannes von Muralt mit Ehren genannt; bei den Jahresversammlungen, die die Schweizercolonie zu fröhlichem Male im Januar vereint, wenn beim Becher die alten Zeiten wach werden, dann taucht auch immer wieder die Gestalt des Gründers in den Berichten auf und die Alten im Kreise erzählen den neuen Ankömmlingen von dem einen oder anderen Zuge aus dem Leben des Stifters, des treuen Schweizers *).

Der Schweizerverein ist der älteste derartige Wohlthätigkeitsverein in Petersburg. Nun schon seit über sechzig Jahren bestehend, hat er im Stillen viel Gutes unter seinen Landsleuten gewirkt. Der neuen Gesellschaftsordnung hat die Regierung ihre Zustimmung gegeben, ihr Bestand ist gesichert. Zwar ist man lange schon von der ursprünglichen Bestimmung abgekommen, vier Fünftel der Jahreseinnahme zu Unterstützungen zu verwenden und den Rest zu einem Capital anwachsen zu lassen, das der Gesellschaft auch in Nothzeiten ihren Bestand sichern würde. Doch aber ist im Laufe der Zeit das Vermögen bis zu einer Summe von 19,350 R. S. angewachsen; es würde noch beträchtlicher sein, wäre die Zuverlässigkeit und Dankbarkeit derer größer, die in der Drangsal ein Darlehen begehren, das zurückzahlen sie in besseren Zeiten vergessen **).

*) Dies die Reihenfolge der Vorsitzenden des Schweizervereines:

1. Pastor Johannes von Muralt von 1814—1850.
2. Pastor Anspach von 1850—1858.
3. Pastor Eduard von Muralt von 1858—1865.
4. Franz Bonenblust von 1865—

**) Soeben ist der Bericht für 1875 im Drucke erschienen, der das 61. Rechnungsjahr des Vereins abschließt. Die Jahreseinnahmen betrugen 3141 Rubel, darunter von 137 Schweizern Beiträge in der Gesamtsumme von 1107 R., für Unterstützungen wurden 2990 R. ausgegeben, den Löwenantheil davon (656 R.) erhielten Glarner, ihnen zunächst beanspruchten Waadtländer Unterstützungen (402 R.). Von 12 Cantonen fielen die kleinsten Beträge der Unterstützung auf Bedürftige aus Basel (72 R.) und Aargau (82 R.).

XV.

Muralt in seinem häuslichen Leben.

Die eingehende Erzählung der vierzigjährigen Wirksamkeit von Pastor Muralt in Petersburg gibt uns das Recht und legt uns die Pflicht auf, auch einen Blick auf sein häusliches Leben zu werfen, soweit dasselbe dienen kann, der geschilderten Thätigkeit einen erklärenden Hintergrund zu bieten. Die Bezeichnung „häusliches Leben“ will sich nicht darauf beschränken, zu erzählen, wie sich das Leben Muralt's an seinem häuslichen Herde gestaltet; es sei gestattet, in diesen Abschnitt Einzelnes auch von dem aufzunehmen, was von äußeren Ereignissen in den vier Jahrzehnten Muralt an dem Schauplatz seiner Wirksamkeit erlebt.

Als dreißigjähriger Mann kam der Pastor nach Petersburg. Offenen, freien Blickes mit der ganzen Wißbegierde einer kräftigen, strebsamen Jugend trat er in die so ganz neue Umgebung ein, nicht aber als ein solcher, der Willens wäre, völlig sich ihr hinzugeben und von ihr erst das feste Gepräge seines Wesens zu erhalten, vielmehr als ein Mann, der seinen festen Standpunkt schon erworben und in ernster, männlicher Begeisterung stark genug sich fühlt, nicht sich den neuen Verhältnissen zu unterwerfen, sondern fröhlichen Muthes Hand anzulegen, umgestaltend auf dieselben einzuwirken. Er war von Anfang aufmerksamer Beobachter der so anders gestalteten, fremdartigen Eindrücke, mit dem festen Vorsatze zugleich, das, was seinen Grundsätzen zumal auf pädagogischem Gebiete ewig ein fremdartiger Stoff bleiben muß, entschieden und bewußt auszuscheiden, das andere aber seinen in ernstem Kampfe erworbenen Grundsätzen dienstbar zu machen. Und doch wollte er auch von den neuen Verhältnissen lernen. Bis an sein Ende blieb er ein gelehriger Schüler, der nicht abschließen kann mit dem Sammeln von Kenntnissen, der vielmehr immer frisch, immer angeregt die Ereignisse des Tages an sich herankommen läßt, sie aufmerksam betrachtet, sie weise und vorsichtig prüft und bis in die letzten Lebenstage herzlich sich freut über jeden stichhaltig erfundenen neuen Erwerb. Er hat dabei sein

Auge nicht auf das eine oder andere Gebiet beschränkt und seine kernhafte Natur schützte ihn, durch die Mannigfaltigkeit der Interessen, in der Einheit seines Wesens nicht gefährdet zu werden. Es kümmerte ihn wenig, ob irgend Einer diese oder jene Liebhaberei mit der Stellung und Würde eines Geistlichen vereinbar hielt oder nicht; konnte er in ihr nichts unwürdiges und unrechtes erkennen, so pflegte er sie als Mensch und bewahrte sich das Recht, als Pastor Mensch bleiben zu dürfen. Der Anschauung kam von Seiten seiner Umgebung freudige Zustimmung entgegen und erleichterte es ihm, unbekümmert seinen Weg fortzusetzen.

Wir haben schon erzählt, daß in den ersten Wochen seines Hierseins der Pastor bei ein paar Landsleuten wohnte, bis seine von der Gemeinde behaglich eingerichtete Amtswohnung geordnet war. Dieselbe befand sich nach der großen Stallhofsstraße unmittelbar unter der Kirche und bot dem Unverheiratheten reichlichen Raum, so daß er, wie wir gesehen, noch die Anfänge seiner Erziehungsanstalt eine Weile darin aufnehmen konnte. Die ersten Briefe nach Hause schildern in behaglicher Breite die Gemüthlichkeit des Wohnens, wie in das warme Zimmer keine Spur bringe von der unwirthlichen Kälte auf der Straße, wie der Bewohner in seinen wohligen Räumen vor aller Unbill des Wetters so viel besser geschützt sei als in den milderen Gegenden des Südens.

Auch die großartige Gastfreundschaft in den Petersburger Kreisen überraschte den Schweizer. Nachdem er ein paar Wochen sich eingelebt, konnte er die Führung einer eigenen Wirthschaft aufgeben. Tag für Tag war er zu Tische geladen und in dem Maaße, als seine joviale, herzliche Geselligkeit in den hiesigen Kreisen bekannt wurde, sehnte man sich danach, den liebenswürdigen Geistlichen als ständigen Gast bei sich zu sehen. In jenen Jahren war die häusliche Geselligkeit zumal in den reichen deutschen Kaufmannskreisen eine viel ausgedehntere und großartigere, als ein halbes Jahrhundert später. Nicht wenige Häuser hatten tägliche offene Tafel und war die Hausfrau jeder Zeit auf zehn bis zwölf unerwartete Tischgäste vorbereitet; andere Familien hatten ihren bestimmten Tag in der Woche, wo sie sich freuten, ihre näheren Freunde auch unaufgefordert am reich besetzten Mahle Theil nehmen zu sehen. Das Zusammensein beschränkte sich nicht auf die Mahlzeit. Zwischen zwei und drei Uhr war Börsezeit. So konnte man in den Kauf-

mannskreisen schon bald nach vier Uhr zu Tische gehen, aber vor Mitternacht entließ der freundliche Wirth seine Gäste nicht aus dem Hause und er rechnete das Maaß, wie er es seinen Freunden bei sich behaglich und angenehm gemacht nach den Stunden, die nach Mitternacht verstrichen, ehe man auseinander gegangen.

Es dauerte nicht lange und unser neuer Ankömmling war mitten drinne im Strome dieser geselligen Zerstreuungen und Unterhaltungen und es bedurfte die ganz kräftige Schweizernatur, den riesenhaften Anforderungen, die an den Magen und das nächtliche Schlafbedürfniß gemacht wurden, Genüge zu leisten und ihnen gewachsen zu sein. Beim Durchblättern der ältesten Briefe überkommt Einem manchmal die Angst, als ob der kühne Schwimmer nun doch von dem Strudel in die Tiefe gezogen werde und besorgt fragt man sich, wo dem Seelsorger die Stille und Sammlung des Gemüthes bleibt, ohne welche er seinem ernstern, heiligen Berufe nimmer obliegen kann. Auch den Pastor beschlich in jener Zeit manchmal ein Gefühl des Ueberdrusses und der Erschlaffung. Das Mahl mit seinen nahrhaften Speisen, seinen starken Getränken hatte ihm gemundet, in der Unterhaltung hatte man seiner anregenden Rede gerne gelauscht, bei den Gesellschaftsspielen wußte er in angenehmer Weise die Theilnehmenden zu beleben, aber wenn er dann wieder und wieder nach Mitternacht heimkehrte, wenn ihn dann der Schlaf mied und er den Erwerb einer solchen Gesellschaft für sein Berufsleben überdachte, wenn er sah, daß auch der Körper auf die Dauer sich nicht für solche Strapazen gefügig zeigen wollte, dann war es ihm unbehaglich zu Muthe und nur ein geringer Trost, daß man in dem Petersburg seiner Tage den Werth eines Geistlichen nach dem Maaße seines geselligen Talentes berechnete und er in Folge davon in vielen Kreisen auserwählter Liebling war. Er dachte doch auch damals ernster und größer von seinem hehren Berufe, als daß er ihn an solchem Maaßstabe gemessen haben wollte.

Ein günstiges Gegengewicht gegen diese zerstreuende „Aushäufigkeit“ würde eine Pastorin gewesen sein, die dem Manne den häuslichen Herd angenehm zu machen verstanden. Und Muralt besaß so viele Züge, die zum Bilde eines glücklichen Ehemannes nöthig sind. Wir haben schon darauf hingedeutet, wie nahe er in Ferten einem weiblichen Herzen

getreten, so nahe, daß nach dem vorhandenen Briefwechsel der Uneingeweihte schließen muß, nun der häusliche Herd, wenn auch in weiter Ferne gegründet, es nur des letzten Schrittes noch bedurft hätte, um die Freundin zur Lebensgenossin zu erheben. Glaubte der Pastor vielleicht, daß die ernste, geistvolle Schweizerin nicht passe oder schwer sich einleben werde in die so ganz anderen Verhältnisse, in die er sie in seiner neuen Heimath einzuführen hätte? Erschien sie ihm in der nordischen Beleuchtung in einem anderen nicht so günstigen Lichte, wie es unserem Dichtersfürsten einst vorkam, als ob anders in Sessenheim und anders in Straßburg das holde Mädchen ihm dünkte? Wie auch immer, der letzte Schritt ward nicht gethan. Die ihm Freundin in Ifferten gewesen, sie blieb es ihm bis an sein Ende und dies herzliche schweizerliche Verhältniß mit dem trauten „Du“ der Rede wurde bewahrt, als die Freundin ihre Hand und auch ihr Herz dem anderen Manne, dem treuen Freund und Mitarbeiter Muralt's, gegeben. Sie überlebte den Ehemann und auch den Lebensfreund: bis in die letzten Tage liegen die brieflichen Zeugnisse einer rührenden Treue der Freundschaft vor, die ungetrübt ein Leben lang gewährt.

Muralt hatte in den vielen Kreisen, in denen er sich bewegte, reichlich Gelegenheit, auch den Frauen Petersburgs nahe zu treten und prüfend hinzusehen, ob er aus ihrer Schaar sich nicht die Lebensgefährtin wählen solle. Das Alleinstehen drückte ihn je länger, je mehr. Schon um Weihnachten 1811 vertraut er der Mutter: „Das gestehe ich aufrichtig, daß mir denn doch öfter einsam ist und mir oft das Bedürfniß, eine Seele um mich zu haben, die mir angehöre, lebhaft und sehr eindringend vorschwebt. Im Grunde fordert mich nicht blos dies Gefühl von Einsamkeit, von Alleinstehen zum Heirathen auf, sondern noch so vieles andere. Ich werde immer von allen Seiten daran erinnert, nicht länger unverheirathet zu bleiben, durch mein Amt komme ich öfters in Lagen und Verhältnisse, wo ich als Unverehelichter mich in Verlegenheit fühle, das Haushaltungsführen, Rechnungen nachsehen, mit den Dienstleuten viel verkehren u. dgl. ist meiner ganzen Natur zuwider und da ich wenig davon verstehe, so werde ich natürlich auch tüchtig betrogen. Dann finde ich mich doch im Alter so vorgerückt, daß, wenn ich je mich verhehelichen werde, es nun bald geschehen muß, insofern ich alle Vorzüge solch' einer Verbindung noch genießen will, worunter keiner der

geringsten ist, seine Kinder selbst auferziehen zu können. Das Garcon=leben, das Herumstreichen von einem Tisch und von einer Gesellschaft zur anderen ist mir ganz verleidet, ich möchte so gerne zu Hause leben, wenn mich nicht Geschäfte außer dasselbe rufen, und wissen, daß Jemand da ist, der mit Liebe meiner gedenkt und für mich sorgt, ich bedarf einer Zuflucht in Stunden der Ermüdung, der Mißstimmung und der Unruhe, sowie einer theilnehmenden Seele in der Nähe in Augenblicken der höchsten Zufriedenheit und der schönsten Hoffnungen. Ich sehe, es ist nicht möglich, 8—10 Jahre so vereinzelt und zerstreut hier in diesem kalten, weiten und fernen Lande zu wohnen.“

Aus den verschwommenen Nebelstreifen bloßer Wünsche trat in immer festeren und umrisseneren Zügen eine Mädchengestalt heraus, die sein Herz anzog und mächtig fesselte. Auch von ihr entwirft der treue Sohn den Eltern ein genaues Bild; er will nicht wählen, ohne der Zustimmung von Vater und Mutter gewiß zu sein. „Das Mädchen, auf welches ich ganz besonders meine Aufmerksamkeit und Neigung gerichtet habe, ist zwanzig Jahre alt. Es ist — so fährt er in der Schilderung begeistert fort — wie für mich geboren, sanft, lieblich, ernst, äußerst zurückhaltend, bis sie Jemanden näher kennt, von blühender Gesundheit, äußerst verständig und wohl unterrichtet, so zu sagen die Mutter ihrer Geschwister, ganz häuslich erzogen und gewöhnt, ohne allen Hang zum zerstreuten Leben. Die hiesigen jungen Herren sind ihr zu lustig, noch hat sie keinem Einzigen so viele Aufmerksamkeit vergönnt wie mir. Ich wüßte wirklich nicht, was für andere Eigenschaften sie mir mehr empfehlen könnten.“

Es war ein trübseiger Sylvester=Abend, als am 31. Dezember 1811 von Schloß Heidelberg entschieden ab Rathende Briefe eintrafen. Zu Hause hoffte man den Sohn bald schon wieder ganz in der Heimath zu sehen und fürchtete in der Wahl einer Petersburgerin einen bedenklichen Hemmschuh, in's Vaterland zurückzukehren oder wenn auch die Lebensgefährtin das Opfer bringen würde, daß sie sich nur schwer, wenn überhaupt in die so ganz anderen Verhältnisse der Schweiz einleben würde. Es waren ähnliche Bedenken, die den Pastor verhindert hatten, die Freundin aus der Schweiz in den so ganz anderen nordischen Boden zu verpflanzen. Der Sohn brachte das Opfer und fügte sich dem elterlichen Wunsche. „Der Gedanke, gegen den Wunsch und Willen der Meinigen eine eheliche

Verbindung geschlossen zu haben, hätte mir immer Unruhe gemacht.“ Nur die Tante des Mädchens wußte um seine Liebe; ihr theilte er die elterlichen Bedenken mit, die sie begriff und so konnte er eine Neigung unterdrücken, noch ohne befürchten zu müssen, ein gleiches oder ähnliches Opfer der Entsagung von Seiten des um seine Liebe ahnungslosen Mädchens zu fordern. Seine freundschaftlichen Verhältnisse zu dem hochgeachteten deutschen Kaufmannshause blieben ungetrübt dieselben: zwei Jahre später wohnte er der Trauung des geliebten, ersten Mädchens bei; es hatte einen Wittwer geheirathet, den Schwager der verstorbenen Mutter. Die den eignen Geschwistern seit Jahren Mutter gewesen, trat nun wieder unmittelbar in eine Kinderstube, wo sie den drei hinterbliebenen Kindern ihrer Tante wahre und liebevolle Mutter ward. Weitere acht eigene Kinder schenkte sie in zwanzigjähriger Ehe ihrem Manne. Die Familie gehörte bis 1839 der Petrigemeinde an, dann trat sie zur reformirten über; als am 27. April 1843 die Frau nach schwerem Leiden heimging und der Pastor in seiner ausführlichen Weise ihren Tod in das Kirchenbuch eintrug, da bezeugt die warme und innige Schilderung der Heimgegangenen, welch' ein bedeutungsvolles Leben da vollendet, kein Wort aber, wie nahe er einst vor einem Menschenalter der Seele gestanden. Seine Liebe war Geheimniß geblieben, das mit den Eltern zu Hause, mit der Tante des Mädchens zu Grabe gegangen. Auch die nächsten Angehörigen sind ohne Ahnung geblieben und es war dem Schreiber dieser Zeilen nicht leicht gemacht, die räthselhaften Andeutungen zu entziffern und das Geheimniß so weit zu lüften.

Wir können wohl aus mehr wie einem Grunde bedauern, daß dieser kurze Liebesfrühling so rasch vorübergezogen und seitdem kein anderes weibliches Wesen den Pastor derart gefesselt, den Bund der Ehe mit ihm einzugehen. In das stark fluthende Meer seiner bald darauf gegründeten Erziehungsanstalt warf er entschlossen all' seine Heirathsgedanken; sie gingen unter in der reichen, fröhlichen Arbeit, die ihm auf seinem Lieblingsgebiete ward. Einen kleinen Ersatz des eigenen häuslichen Herdes bot ihm die Häuslichkeit zunächst der Frau Staatsrath Silberharnisch, später dann der Gräfin Fersen, bei denen er, wie wir angedeutet, Wohnung und Tisch gefunden. Seine Freunde hatten ihm anderes Loos gewünscht. Er selbst fühlte, daß ihm auf diese Weise nie das eheliche Glück ersetzt werden könne. „Im Allgemeinen —

so schreibt er 1820 — bin ich ohnstreitig glücklich placirt, besonders da die Familie, in der ich lebe, mir den Mangel eigener Häuslichkeit zum Theil ersetzt. Freilich ist eine fremde Familie keine eigene und Frau und Kinder werden mir fehlen, wenn ich unverheirathet bleibe, was nun bald so den Anschein hat.“ Sieben Jahre später finden wir ihn in die Lebensweise des Unverheiratheten völlig eingepuppt und mit derselben ausgeföhnt. „Zum Heirathen kann ich mich nicht entschließen — schreibt er den 4. Januar 1827 dem Bruder nach Zürich — weil ich frei bleiben und mich in der Lage erhalten will, jeden Augenblick, wenn es sein muß, einpacken zu können. Den Genuß des häuslichen Lebens habe ich in vollem Maaße bei der Lebensart, die ich seit 12 Jahren eingerichtet habe. Ich finde mich froher und glücklicher als irgend ein Hausvater. Die Zukunft drückt mich nicht, und wird herbeiführen, was gut sein wird.“

Diese Lebensart, die er eben als so genußvoll schildert, würde es nicht Jedem in seiner Stellung sein; er selbst fühlte sich gar oft in ihr gedrückt, abgespannt und dann unmutig, daß es ihm dann, wie er wiederholt bekennt, an Lust und Liebe zu Allem fehlt, was er thun soll. Fast Tag für Tag speiste Muralet bis in die späteren Jahre auswärts in den sich immer mehrenden bekannten Familien, in denen er Jahre hindurch in ungetrübter Freundschaft lieber Hausgast war. Nur der kleinere Theil dieser ihm so nahe befreundeten Familien gehörten der Gemeinde an: es gab in der Hauptstadt kaum eine Gesellschaftsschichte bis in die höchsten Kreise hinauf, in der man Muralet nicht gekannt und gern gesehen hätte. Man suchte an ihm nicht den Seelsorger. Wäre nur ein größerer Bruchtheil dieser geselligen Freunde von ihm als dem Verkündiger des Evangeliums angezogen gewesen, dann hätte die Kirche allsonntäglich überfüllt sein müssen. Man liebte an ihm und schätzte hoch den treuen, offenen, biedereren Freund, der unermüdlich seine zahlreichen Verbindungen benutzte, den Nothleidenden, Hülfbedürftigen, Verfolgten beizuspringen, den herzlichen, graden, heiteren Gesellschafter, der offenes Auge und Herz für alle Vorkommnisse des Tages hatte und ohne je niedriger Medisance oder hämischer Klatscherei zu verfallen, fesselnd von Allem zu erzählen wußte und durch seine lebhafteste Theilnahme an Allem, was in der Welt vorfiel, äußerst belebend auf seine Umgebung einwirkte. Auch ein Jahrzehnte langes ununterbrochenes gesellschaftliches Leben hatte ihn nicht leerem oberflächlichem Formenwesen unterwerfen können; auch

in den höchsten Preisen, in denen er sich gern und heimisch bewegte, blieb er der freie Schweizer, der seine Selbstständigkeit keinem Schliß, keiner Routine zum Opfer bringt, der seine Meinung ungeschont, und wenn es ihm noth dünkte, auch derb äußerte, einerlei, ob ein Käsemacher oder eine Gräfin sie ihm entlockt. Man liebte den Mannesmuth, den furchtlosen Wahrheitsfinn und übersah gern, wenn da und dort das Herkommen wenig von dem wackeren Manne geschont wurde.

Diese Selbstständigkeit, diesen frohen Lebensfinn bewahrte sich der Pastor auch zu Hause. Oftmals kamen des Abends die Freunde bei ihm zusammen. Wort reihte sich an Wort, Lied an Lied, die nächtlichen Stunden flogen dahin und wenn dann beim Becherklang und unter den Klängen der alten Studentenlieder die mittlernächtlige Stunde herangekommen, dann lächelte wohl der dreißig- und vierzigjährige Schweizer über solch' fröhliche Tafelrunde im Pastorat und fragte in einem nächsten Briefe in die Heimath an, ob selbst in der freien Schweiz das Pfarrhaus solch' lustige Gesellschaft herbergen dürfe. Kartenspiel blieb ihm bis zuletzt fremd; dagegen aber war ihm angenehme Erholung der Besuch von Theater und Concert, und wie gar mancher andere Pastor der Stadt in jenen Tagen hatte auch Muralt seinen ständigen, festen Stuhl in den verschiedenen Theatern und freute sich auf die eine oder andere Saison, in der es gelungen war, irgend welche berühmte Sängerin mit goldenen Seilen nach der nordischen Hauptstadt zu ziehen.

Muralt gehört wohl zu den Petersburgern, die es am Frühesten in den flüchtigen und reizenden Sommerwochen nicht in der Stadt duldeten. Er hatte sich bald nach seiner Ankunft eigenes Gefährte angeschafft, mit dem er zumal in der heißen Zeit die reizende Umgebung nach allen Seiten hin durchforschte und auf den Landgütern seiner zahlreichen Freunde ganze Tage verbrachte. Sobald er aber die Peterhofer deutsche Colonie entdeckt hatte, deren Häuschen so malerisch auf dem kleinen Höhenzug an der Meeresküste fast gegenüber Kronstadt liegen, mietete er sich schon seit 1816 bei den Colonisten aus Hessen und dem Schwabenlande ein und verbrachte bei ihnen den Julimonat, während welchem die Kirche in der Stadt geschlossen war. Mehrere Jahre hinter einander finden wir ihn in dieser Sommerfrische und unter den Ansiedlern, mit denen er so gerne verkehrte. Später wurden abwech-

selbst andere Orte ausgewählt; häufiger freilich noch, weil es ihm bequemer dünkte, blieb er in der Stadt wohnen, fuhr nur täglich hinaus ins Freie und blieb dann bei dem einen oder andern Freunde ein paar Tage.

Weitere Reisen von Petersburg aus über die Landesgrenze zu machen, dem legten sich vor fünfzig und sechzig Jahren für den bescheidenen Privatmann fast unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg und hatte man auch Muth und Mittel sie zu bewältigen, so war die Lust gering, das Vergnügen des Aufenthaltes in der Heimath mit so vielen Mühseligkeiten der Reise zu erkaufen. So vergingen 12 Jahre, ehe sich der Pastor zum ersten Male entschloß, für 6 Monate die Heimath aufzusuchen und dann wieder zwölf Jahre, bis ein zweiter Besuch folgte. Die beiden Reisen waren ihm von hohem Genuß und für lange Zeit von reicher Anregung. Die Eltern hatten sich lange schon gesehnt, den geliebten Sohn einmal wieder in die Arme schließen zu können. Er selbst gestand sich, daß er mit dem Wunsche nicht mehr zögern dürfe, wenn er die hochbetagten Eltern noch am Leben treffen wollte. Deshalb riß er sich 1822 los, nach Hause zu reisen. Es war ein ergreifendes Wiedersehen. „Das Wonnegefühl und die Nührung zu beschreiben, welche der Eintritt ins Vaterhaus und die erste Umarmung auf mich und die Meinigen gemacht, fühle ich mich außer Stande. Wir standen und saßen eine lange Zeit stumm und schluchzend neben einander, ehe wir den ersten Eindruck über die Freude zu überwindlichen vermochten. Ach Gott! Welch' ein Segen und welche Gnade ist mir zu Theil geworden!“

Es war auch das letzte Mal, daß er Vater und Mutter sah. Kaum wieder nach Petersburg zurückgekehrt, erreichte ihn die Nachricht von dem nach schmerzlichen Leiden erfolgten Tode des Vaters und einige Wochen später die weitere Kunde, daß auch die Mutter so bald schon dem Manne im Tode gefolgt. Rührend ist die Klage des allein in der Ferne Weilenden. „Meine geliebten Geschwister! — so schreibt er am 24. Februar 1823 — So kann ich denn nicht mehr weder Vater noch Mutter anreden in meinen Briefen. Beide vortreffliche Eltern sind uns schon entrisen und wir finden uns unerwartet schnell verwaist. Gottes Güte und Barmherzigkeit sei gepriesen für die unaussprechliche Gnade,

die Er uns erwiesen hat in der anbetungswürdigen Art der Auflösung unserer Eltern, da ihre Zeit erfüllt war. Ach Gott! Welch' ein glückliches und seliges Ende ist besonders der so würdigen und heiß geliebten Mutter zu Theil geworden: bei guter Gesundheit, in der zufriedensten und heitersten Stimmung, an der Seite der vertrautesten Jugendfreundin, unter der herzlichsten Unterhaltung, völlig vorbereitet, ja mit vorher gefühlter Sehnsucht, ohne irgend eine schmerzliche Empfindung in die Ewigkeit hinüberzuschlummern, nach dem best vollbrachten Lebenslauf das ehrenvollste und dankbarste Andenken zurücklassend — das ist doch ein Segen und eine Gnade im göttlichen Verhängniß, wovor wir nur anbetend uns beugen und in demüthiger Dankbarkeit unsere Lobpreisung Gott dem himmlischen Vater darbringen können. Für die besondere Gnade, deren ich bei diesem Schicksal gewürdigt worden, finde ich keine Worte. Diese mir widerfahrne Wohlthat ist zu groß, als daß sie einen Ausdruck hätte. Hätte ich dem Rufe der Eltern nicht gefolgt und sie wären beide gestorben, ohne daß ich sie wieder gesehen und ihren persönlichen Segen noch empfangen, wahrlich, ich glaube, meine Ruhe wäre dahin gewesen, mein Seelenfrieden gestört und vielleicht mein ganzes künftiges Leben in seinem schönen Gange zerrissen. Es lobe denn den Herrn meine Seele, und was in mir ist, preise seinen heiligen Namen.“

Neben dem Hochgenuß, den der Aufenthalt auf Schloß Heidelberg und das traute, lang entbehrte Zusammenleben mit der Familie seinem treuen Sohnes- und Bruderherzen bereitete, gewährte ihm diese erste Reise in die Heimath das erhebende Gefühl, überall als ein wackerer Sohn des Vaterlandes begrüßt zu werden. Weiteren Reisen noch unbekannt, hatte er vor zwölf Jahren die Heimath verlassen und nun kehrte er zurück und wo immer er hinkam, weckte sein Name dankbare Erinnerung, was er in weiter Ferne für seine liebe Schweiz gethan. Da und dort kamen Lehrer und Lehrerinnen herbei, den Mann zu begrüßen, der ihnen im fremden Norden Vater und Wohlthäter gewesen; in Bern, Zürich und St. Gallen feierte man den Landsmann, der den Schweizern in Petersburg die Vaterlandsliebe immer von Neuem ansachte und sie zu festem Bunde und wohlthätigem Wirken zusammenhielt, der mächtig wie kein anderer die russische Regierung zur Theilnahme für die großen Nöthen bewogen und zugleich der Tüchtigkeit der Schweizer bis in die höchsten Kreise Geltung zu verschaffen wußte; in Tsernten wünschten beide

streitende Partheien den alten, ernstern, liebevollen Genossen zum Schiedsrichter und wenn ihm die Ausöhnung nicht gelang, lag die Schuld nicht daran, daß man seinen Rathschlägen nicht gehorchen wollte, die Kluft war schon zu tief, um durch einen solchen Spruch ausgeglichen zu werden. Aber beide Partheien bewahrten dem redlichen Manne Achtung und Liebe. So war die Reise durch die Schweiz eine Art kleinen Triumphzuges; es verdient aber hervorgehoben zu werden, daß, wie sehr ihn auch die Liebe und Achtung erfreute, kein Zug der Ueberhebung sich verspüren läßt, er um solcher Erfolge willen um keinen Fuß breit das gewohnte Geleise eines schlichten, bescheidenen, geraden Mannes überschritt.

Zwölf Jahre später, 1835, konnte Muralt zum zweiten Male die Reise in die Heimath unternehmen. Die alten Orte, die alten Freunde wurden wieder aufgesucht, holde und wehmüthige Erinnerungen wachgerufen. Der Höhepunkt der diesmaligen Reise war das Genfer Reformations-Jubiläum, das am Ende August gefeiert wurde und an dem er als Abgeordneter der Reformirten Rußlands galt. Er fühlte sich unter den Mitgliedern der Compagnie wohl; ihre Ansichten entsprachen den seinigen, mit den Chenevière, Munier, Basset, Choisy, Bouverier und Anderen wußte er sich einer Gesinnung und deßhalb getrennt von jenen Männern wie Gaussen, Merle d'Aubigny, Balland, die sich von der Landeskirche um des Evangeliums willen getrennt und so glaubenskräftig waren, daß sie nicht nur einen bedeutenden Bruchtheil der Bevölkerung mit sich forttrissen, sondern auch günstig zurückwirkten auf die Landeskirche selbst. Auch Muralt gibt diesen Männern das Zeugniß großen Talentes, mächtigen religiösen Eifers.

Ausführlich schildert Muralt die mehrtägige Feier. Sie liegt uns denn doch zu ferne, um genauer darauf einzugehen, auch bedürfen wir nicht mehr eine solche Darstellung, um an ihr zu zeigen, wie sich der theologische Standpunkt Muralt's darin geltend macht. Unter den Sendboten aus Deutschland, die der Feier bewohnten, waren es besonders Ammon, Röhr, Bretschneider, denen er nahe trat, weil er sich ihrer theologischen Richtung geistesverwandt wußte. Muralt selbst mußte am 23. August das Wort ergreifen. Die auswärtigen Vertreter waren an diesem Tage in einer Kirche zusammengekommen, über den Zustand der protestantischen Kirche in verschiedenen Ländern zu verhandeln, so wie Vorschläge über Verbesserung in Cultus, Lehre,

Disziplin und Unterricht zu machen. Muralt schilderte den Zustand der reformirten und lutherischen Gemeinden in Petersburg und Rußland und erklärte, die lutherische Kirche Rußlands habe bei dem Reformations-Jubiläum 1817 dieselben Grundsätze ausgesprochen, wie er sie bei dieser Jubelfeier vernommen.

Diesen beiden Reisen über die Grenze folgten in den späteren Jahren rasch ein paar weitere. Abgesehen von mehrwöchentlichen Ausflügen nach Moskau und wiederholt nach den Ostseeprovinzen, wo er fast von einem adeligen Gute zum anderen fahren konnte, seine Freunde und früheren Zöglinge, die nun als Hausväter im schönen Majorate saßen, zu besuchen, ging der Pastor 1839 für zwei Monate nach Finnland, Schweden und Dänemark. Er war durch ein offenes Schreiben des schwedischen Gesandten am russischen Hofe, seines Freundes Palmstjerna, warm empfohlen und dankte er dieser Empfehlung, dazu bei der bekannten schwedischen Gastfreundschaft, überall die ehrenvollste und freundlichste Aufnahme, daß er in den paar Wochen seines Aufenthaltes tiefere und genauere Blicke in das so fesselnde Leben des Landes thun konnte, als der gewöhnliche Reisende es vermag.

Die letzte Reise, die der nun schon betagte, aber noch immer reiselustige und lebensfrische Mann unternahm, ging 1845 über Hamburg nach London und Paris. Wie war nun das Fahren bequemer geworden! Bis Lübeck nun schon die prachtvollen Postdampfboote, in England und Frankreich und auf mancher deutschen Strecke nun schon die Eisenbahn! London mit seinem öffentlichen und freien Staatsleben machte einen gewaltigen Eindruck auf den Schweizer, auf den, der über ein Menschenalter in Rußland und dazu die größere Hälfte unter Kaiser Nicolai zugebracht. „In London kann man sich von den wohlthätigen Folgen der freien Presse und der Oeffentlichkeit aller Verhandlungen überzeugen. Die jetzige Polizei, ein Werk des großen Staatsmannes Peel, wird vom Publikum mit Achtung behandelt. Der Anblick dieser Leute ist wahrhaft wohlthuend und beruhigend, sie sind die rechten Wächter der Sicherheit und die Handhaber der gesetzmäßigen Freiheit. In London mahnt alles an Arbeit, Pflicht und Gesetz, alles deutet auf gute Regierung und Verwaltung, man athmet Freiheit und Sicherheit. Nach der Arbeit sucht Jeder das häusliche Stilleben und Glück. Auch die den Franzosen und Deutschen verhasste strenge Sonntagsfeier ist beach-

tenzwerth in ihren wohlthätigen Wirkungen. Die anglikanische Kirche ist nichts weniger als statarisch und verrostet. Gottesfurcht und kirchlicher Sinn sind allgemein unter den Gebildeten, das arme Volk ist freilich sehr roh. Die Predigt ist gebundener und unfreier als in der Methodistens- und in der deutsch-protestantischen Kirche, aber die Liturgie, verbunden mit dem schönen Chorgesang und den Responsorien der Gemeinde das zur Andacht Erhebendste und zur Demuth Stimmendste, was ich je in einer Kirche vernommen."

Von England ging die Reise nach Paris. Das war nun freilich nicht mehr das Paris von 1802. Muralt rühmt den Fortschritt und die Veränderung, ob ihm gleich London einen viel großartigeren, überwältigenderen Eindruck nach allen Richtungen hin gemacht. Auf der Rückreise wurde in der Schweiz noch ein kleiner Halt gemacht; das Abschiednehmen da und dort war ein wehmüthig-schmerzliches, da es unter dem Eindruck eines Abschieds für dieses Leben geschah. „Ich verlasse die Schweiz mit besseren Hoffnungen als ich in dieselbe getreten. Der Abschied aber fiel mir sehr schwer.“ Es war Mitte September 1845, als der treue Sohn der Schweiz vom Bodensee aus den Alpen das letzte Lebewohl zurief.

Wir haben schon wiederholt darauf hinweisen müssen, wie es anfänglich Wunsch und Absicht des Pastors gewesen, nur für ein paar Jahre das Zelt seines Wohnens an der Nawa aufzuschlagen, dann aber in der lieben Heimath und zum Wohl seiner Landsleute seine Kräfte und Gaben zu verwerthen. Er konnte sich oft in der Hoffnung, nach kurzer Frist sich ein kleines Capital erworben zu haben, dessen Zinsen ihm eine gewisse Freiheit und Selbständigkeit der Arbeit in der Heimath gewähren würden. Im Hinblick darauf riethen die Eltern von der Wahl einer Petersburgerin zur Lebensgefährtin ab und gab der Sohn ihren Vorstellungen willig Gehör. Wiederholt wird der Wunsch baldiger Rückkehr in den Briefen nach Hause erwähnt und erörtert: wir lesen die nüchternen Auseinandersetzungen des vorsichtigen Schweizers, der überschlägt und rechnet, wie und wann er wohl am Ziel seiner Wünsche sein werde.

Man sollte glauben, daß es dem Manne, der allein stehend zugleich die reiche Einnahme eines blühenden Institutes hatte, leicht hätte fallen

müssen, den Wunsch auszuführen. Abgesehen von der Täuschung, in der sich so Viele in Betreff der Einkünfte eines Petersburger Geistlichen bewegen, und gestützt auf welche Täuschung, bedeutende Ansprüche an seine Wohlthätigkeit erhoben werden, denen Muralt all' sein Leben lang in reichlichem Maaße entsprach, gewöhnte sich der Pastor je länger je mehr an die behagliche Breite der nordischen Lebensweise, die fast unbemerkt den überkommt, der nicht unausgesetzt auf seiner Hut ist. So hatte er sich schon von Anfang an die Bequemlichkeit eigenen Fuhrwerkes verschafft und auch das häusliche Leben trug gar manchen Anstrich, den man in der bescheidenen Heimath kaum in dem Hause des Reichen antrifft. Konnte auch der Pastor in der Theorie die schweizerische Liebhaberei des genauen Rechnens bewahren, daß seine Briefe und Tagebuchblätter eingehende Kunde von dem Steigen und Fallen der Werthpapiere, ihrer Ursachen und Folgen bieten, so mochte er doch wieder nicht in der Praxis den Anschauungen allzu großen Einfluß auf seine Lebensweise gewähren. Früh hat er in dieser Beziehung seinen schönen Grundsatz in einem Briefe an seine Eltern im Februar 1813 ausgesprochen, dem er bis an sein Ende treu geblieben. „Mein Stand als Geistlicher, meine Zwecke und Gesinnungen als Lehrer und überhaupt meine ganze Denkungsart widerstreben dem Grundsatz: du sollst nur denken und streben und arbeiten, um dich nur zu bereichern. Der Geistliche und Prediger, bei dem diese Richtung vorherrscht, wird gemein, unwürdig und hart vermöge der Lage, in der er sich befindet und der Verpflichtungen, die ihm sein Amt auferlegt. Und dies bleibt in einer Hauptstadt, wo viele Arme und Verlassene und Unglückliche zu Niemandem Zuflucht nehmen können, als zu ihrem Pfarrer, ebenso wahr wie in einer Dorfgemeinde. Der Erzieher, der sich zu sehr durch Geldrücksichten leiten läßt, verliert die edelsten, erhebensten und würdigsten Absichten und Bestrebungen, die seine Thätigkeit weihen, aus den Augen und wird ein niedriger Menschendiener. Meine Grundsätze, mit der Muttermilch eingesogen, durch das Christenthum bestärkt, durch das Beispiel edler Geister rege erhalten, treiben mich gewaltig zum Widerspruch und zum Kampfe gegen alle Lieblosigkeit, Heuchelei und alles knechtische Frohnwesen. Aus diesen Gründen fällt es mir entsetzlich schwer, mich zu bereichern und darauf hin zu dichten und zu trachten, besonders auch, da der Erwerb eines Vermögens bei meinem Stande so schwierig und langsam geht. Im

Handelsstande ist Geld verdienen und sich bereichern, ganz mit dem Stande verbunden, ja Pflicht, und wer andere Rücksichten dabei hat, tritt aus dem Geiste des Standes. Dem Kaufmann dient dies zur Ehre, unser Einem zur Schande. — Der Kaufmann kann fast nur durch sein Vermögen Gutes stiften, die Geistlichen und Erzieher durch sich selbst und nur auf diese Art bezahlen sie das Interesse ihrer besonderen Ausbildung.“

Nach dem Heimweh über den Pastor und tauchte der Wunsch einer Uebersiedelung nach der Schweiz lebhafter vor seiner Seele auf, so kam derselbe zugleich im Geleite festerer Pläne. So will er 1817, als ihn das Mißgeschick trifft, mit seiner Anstalt die zweckmäßige Wohnung verlassen zu müssen, unmutig nur noch die gestundete Frist von zwei Jahren in Petersburg aushalten und dann Amt und Anstalt an Pfarrer Schuler abtreten, der seine Stelle in St. Gallen durch mancherlei Ränke eingebüßt und sich aus einem Lande wegsehte, in dem man ihm so arg mitgespielt. Ein anderes Mal wieder trat Winterthur mit den holden Jugenderinnerungen lockend vor seine Seele und flüsterte ihm den Gedanken ein, sich um die Stelle des Pfarrer Waser zu bemühen. Auch in der Schweiz sehnte man sich nach dem wackeren Landsmann und wollte seine Kraft dem Vaterlande wieder gewinnen. Nachdem Murali 1822 mitten im Feuer der streitenden Partheien in Zferten gestanden, blickten die Freunde der Anstalt auf den in der Ferne weilenden Jünger Pestalozzi's, seiner starken Hand das Steuer anzuvertrauen, ehe das Schiff scheiterte. Murali ging nicht auf die Vorschläge ein. Auch nicht auf die ehrenvollen anderen, als man in Zürich das Ende des hochbetagten, ehrwürdigen Heß herankommen sah und sich nach einer tüchtigen Persönlichkeit für die dann frei werdende Antistesstelle umsah. Außer der zahlreichen Verwandtschaft in Zürich suchte hauptsächlich sein Freund, Professor Schultheß, die Zusage des Pastors zu erhalten. Alle Bitten wies er entschieden ab und schrieb seinem Bruder darüber im Herbst 1828: „Ich besitze weder die erforderliche Gelehrsamkeit, noch den Schriftstellerruf, der von dieser Stelle nicht wohl getrennt werden kann, nach solchen Männern, wie Ulrich und Heß waren, ohne der früheren und berühmteren Antistes der Züricher Kirche zu gedenken. Als Prediger mag mein Talent hinreichen bei einem Pfarramte, aber bei weitem nicht für die Antistesstelle. Nach einer

so langen Abwesenheit bin ich zu unbekannt mit den Vertlichkeiten und Personen, mit den besonderen Bedürfnissen und Verhältnissen geworden, auch gestehe ich geradezu, fehlt mir selbst die äußere Würde und das imponirende Ansehen, welches in diesem Amte fast unerläßlich ist. In Bezug auf den inneren Beruf und die Neigung zu dieser hohen Stelle erkläre ich unverhohlen, daß ich eine eigentliche Scheu hege für jede zu hohe Stellung im Staat und in der Kirche, die den Mann zu sehr auszeichnet und ihm zu viele Verantwortlichkeit auflegt. Ich liebe die Arbeit und finde mich bei einem großen Wirkungskreise in meinem Elemente, allein er muß nicht verwickelt, nicht aus heterogenen Theilen bestehen, darf auch nicht das Gepräge des Herrschens haben. Darum hielt ich mich auch bei Tellenberg und Pestalozzi jeder Zeit in einer untergeordneten, beschränkten, aber bestimmten Stellung, obgleich mir dort ein großer und weiter Spielraum offen stand; aus denselben Gründen entsagte ich auch in St. Petersburg jeder Ernennung und Stellung, die mir eine Art Regierungseinfluß gegeben oder mich mit mehreren Behörden in Verhältniß gebracht hätte, obschon Anlässe und Aufforderungen in Menge sich setzten.“

Noch einmal, ein Jahr später, machte man von der Schweiz aus einen Versuch, den Pastor für die Heimath zu gewinnen, und wiederum vergeblich. So innig auch Muralt an seinem Vaterlande hing, so lockend in gar mancher unmutigen Stunde die lichtverklärten Bilder der Heimath an seinem Blicke vorüberzogen, Rußland hatte ihn doch fast unbemerkt mit Zaubersfäden umspinnen und es gebrach ihm im entscheidenden Augenblick die Lust, die lieben Fäden zu zerreißen. Er hielt sich für frei und war doch an das Land gebunden, das es ihm angethan. Nachdem die Anstalt in Pferten eingegangen, nachdem auch Pestalozzi nicht mehr unter den Lebenden wandelte, um so mehr aber die Erinnerung an das lebendig ward, was man diesem genialen Sohne des Vaterlandes dankte, tauchte der Wunsch auf, eine allgemeine schweizerische Seminar-Musterschule zu gründen und die Leitung derselben dem Manne anzuvertrauen, dessen Ruf als bewährter Schulmann im Geiste Pestalozzi's aus weiter Ferne herüberdrang. Bezeichnend sind die Worte, mit denen Muralt die Anfrage ablehnte. „Es ist meine Ueberzeugung, daß Volksbildung und Unterricht im größeren Theil der Schweiz noch sehr darnieder liegen. Ich weiß ebenfalls, daß die Zahl

der geschickten, praktischen Schulmänner, die zugleich Geschäftsleute und Menschenfreunde sind, gering ist. Nun belebt mich allerdings die vorherrschende Neigung, unterstützt durch einiges Geschick, im Erziehungsfach für's Volk zu wirken und besonders im Vaterlande, dem ich stets mit treuer, inniger Liebe anhänge. Die Ansicht meiner Freunde, daß ich zum Lenker und Ordner dieser Reformation im Volksschulwesen, welcher Pestalozzi den Anstoß gegeben, berufen sei, ist demnach nicht unbegründet, sie wird auch genährt und unterstützt durch mein ungetrübtes Verhältniß zur Pestalozzi'schen Schule, wie durch meine bürgerliche Stellung zum Vaterlande. Dennoch wie einladend, ja begeisternd diese Aussicht einer ruhmvollen und beglückenden Berufsthätigkeit in meiner theuren Heimath für mich ist, werde ich dieselbe ablehnen müssen, theils wegen meines bereits so vorgerückten Alters, theils wegen meiner Stellung in Petersburg. Im 50. Jahre, dem ich mich nähere, beginnt man kein neues, weit führendes Unternehmen, tritt nicht aus dem gebahnten und bekannten Pfade, begibt sich nicht aus geordneten in neue, noch zu ordnende, schwierige Lebensverhältnisse. In diesen Jahren fängt die Kraft des Menschen an zu sinken, der Wunsch nach Behaglichkeit und Ruhe auf ein sehr bewegtes und unruhiges Leben wird von Jahr zu Jahr lebhafter und stärker, man fürchtet sich vor neuem Kampf und Sturm, fühlt sich nicht mehr stark genug, den entgegen kommenden Hindernissen und Schwierigkeiten mit festem Muth die Stirn zu bieten. Nach Petersburg kam ich bereits in reifen Jahren, nach vielseitigen Erfahrungen, hier fand ich die meinen Kräften und Wünschen angemessene Sphäre der Wirksamkeit. 18 Jahre habe ich nun in derselben mit gesegnetem Erfolge gearbeitet, sehe und genieße bereits reichliche und wohlthätige Früchte meiner Bemühungen, kann noch schönere und befriedigendere erwarten, bin in diesen Verhältnissen in Rücksicht auf Anerkennung, Zuneigung und Beachtung ganz einheimisch geworden. In dieser von mir selbst geordneten und gebahnten Sphäre wird mir das Fortwirken von Jahr zu Jahr leichter und beim Aushalten bis ins höhere Alter darf ich hoffen, von denen, für welche ich gearbeitet und gewirkt habe, bedacht und versorgt zu werden. Hier kann ich durch Fortsetzung das bereits Geleistete und Geförderte befestigen und selbst vollenden, dort müßte ich wahrscheinlich von dem kaum Begonnenen und Angeregten ohne Befriedigung nach großer Kraftanstrengung bald abtreten."

Es war der letzte Versuch, der von der Heimath aus gemacht wurde. Die eben dargelegten Gründe zeigen auch, wie bei dem herannahenden Herbst des Lebens die goldenen Jugendträume aus den ersten Jahren im Norden erblickt sind. Muralt war Petersburger geworden, heimisch in den besonderen und eigengearteten Verhältnissen der schönen, nordischen Hauptstadt. Er hatte sich eingelebt in ihre Eigenthümlichkeiten, hatte sich eine Stellung erworben, wie er sie seinem ganzen Wesen entsprechender nirgends anders gefunden haben würde. Frei und selbstständig bewegte er sich in Kreisen, die ihm bequemen und offenen Standorte boten, hinauszuschauen auf das, was vor seinen Blicken in reicher Fülle vorüberzog, von seinem bequemen Luginsland den Strom der städtischen Begebenheiten, der mächtigeren Weltereignisse an sich vorbeisülth zu sehen.

In seinen Briefen und Tagebuchnotizen spiegeln sich in bunter Fülle die Ereignisse des Augenblickes ab; die Seiten durchblättern wird Einem der Genuß, ein Riesenpanorama zu sehen, das sich durch vierzig Jahre hin erstreckt mit dem Gewinn, alle Ereignisse durch dasselbe Glas zu betrachten. Das würde weit den Rahmen dieser Blätter überschreiten, wollten wir das ganze gewonnene Bild hier wiedergeben, aber auf ein paar Ereignisse darf hingewiesen werden als bezeichnend für die Zeit und ihren Beobachter. Muralt bewegte sich fast täglich in den Gesellschaftskreisen, in deren Räumen die Ereignisse des Tages ein klares Echo finden, er hörte neugierig auf alles hin, was sich begab und war selbst ein guter Berichterstatter dessen, was er gehört. Die Freunde kannten seine Theilnahme für alles, was im weiten Reiche vor sich ging, und so liefen alsbald in seiner Studirstube aus den fernsten Gegenden die fesselndsten Berichte ein, die er wieder wohl zu verwerthen verstand. Sein Freund, der Generallieutenant Baron v. Seddeler, schreibt ihm einmal zutreffend: „Ich glaube, daß wenn man viele Freunde an einem Orte besitzt und nicht 100 Hände, um an selbe zu schreiben, das sicherste Mittel, um ihnen Kunde von uns zukommen zu lassen, in einem Briefe an denjenigen Freund bestehe, der der verbreitetste und am Liebsten von Allen gesehenen ist, und der Mann für Petersburg sind Sie.“ So richtete der General die eingehendsten und fesselndsten Berichte an den Pastor auf seinen Jahre langen Inspektionsreisen durch's ganze Land von

Astrachan nach Archangel von den Ostseeprovinzen bis nach dem Baikalsee und den Grenzorten des chinesischen Reiches*).

Daß man in der Umgebung von Muralt gut auf dem Laufenden der Tagesereignisse gehalten wurde, wußte man und Mancher verstand diese Nähe dann auszubenten. So brachte die Augsburger Allgemeine Zeitung in den Jahren, in welchen dem tapferen General Faesi die Leitung des Krieges zur Unterwerfung des Kaukasus anvertraut war, die eingehendsten und fachkundigsten Berichte über die Kriegsführung, wie sie nur von der obersten Leitung gegeben werden konnten. Die Berichte erregten Aufsehen; der Kriegsminister selbst warnte den General vor seiner Umgebung, es müsse sich bis in seinen Stab ein unbekannter Berichterstatter geschlichen haben. Den hätte man lange in den wilden Schluchten des Kaukasus, in den Zeltreihen der russischen Truppen suchen können. Wider seinen Willen und völlig arglos war der General selbst der Berichterstatter. Er hatte die Gewohnheit, wenn ein Streifzug geschehen und etwas Stille eingetreten war, dem fernen, lieben Freunde in Petersburg in ausführlichen Schreiben vorzuplaudern, was vorgefallen, was nun er in Kürze zu thun gedenke. Der Pastor war ja kein Schriftsteller! Das wohl nicht, aber hatte er wieder einen Brief erhalten, dann umringte man ihn des Abends in den Gesellschaftsräumen, und da war es dann, daß zumal in den Sälen des Baron Stieglitz ein livländischer Baron aufmerksamer Zuhörer war, der dann genauen Bericht der Zeitung übermittelte, ohne daß natürlich Jemand in der Gesellschaft eine Ahnung von dem Nebenberuf des Baron hatte.

Die ersten Jahre der Anwesenheit von Pastor Muralt in Petersburg waren die sturmbelegte Zeit des Einbruches der französischen Adler in Rußland, des furchtbaren Unterganges der Armee und Macht des Cossen. Das Ereigniß spiegelt sich nicht in dem Grade in den vorliegenden gleichzeitigen Schriftstücken ab, als man seiner Bedeutung nach es vermuthen sollte. Man scheint in den gesellschaftlichen Kreisen der

*) Ein Theil nur dieser Berichte fand Aufnahme im Erdgeschloß der deutschen Petersburger Zeitung vom Jahre 1845, die mir in einem kleinen Hefte gedruckt vorliegen unter dem Titel: Aus dem Reise-Journal des General-Lieutenants Baron von Sebbeler.

Hauptstadt die Tragweite sowohl des Einfalles als auch des Unterganges im ersten Augenblick unterschätzt zu haben, wie es ja leicht geschieht, daß erst die Folgezeit wellerschütternde Ereignisse zu ihrer vollen Geltung bringt. Man fühlte sich von einem Alpdruck allerdings erlöst, aber erst allmählig kam man zum ganzen Bewußtsein der That. Zunächst auf unliebsame Art. Es waren herzerschütternde Briefe, die im Pastorate einliefen und Kunde von dem Elende der zahllosen deutschen und schweizerischen Gefangenen brachten, weitere Bittgesuche aus der Heimath, die um Verwendung für verwundete und gefangene Verwandten den menschenfreundlichen Pastor angingen. Dann mehrten sich in den Jahren die Klagen über Mangel an Verdienst in der Hauptstadt. Die Glanzzeit raschen und behaglichen Erwerbs seien in Petersburg für den deutschen Handwerker vorüber. Auch der Handel lag anfänglich darnieder in Folge der furchtbaren Ereignisse. Am kaiserlichen Hof war es stille, der Kaiser abwesend, mit ihm die Blüthe des Adels und die Zurückgebliebenen weilten mit ihren Gedanken bei der fernen Armee und ihrem Geschick und hatten kein Interesse für das, was in der Nähe geschah. Die Theater waren leer, die Concerte wenig besucht.

Das änderte sich, als siegesgekrönt der Kaiser zurückkehrte und mit ihm seine Armeen, lorbeerbeschnitten wie noch niemals früher russische Soldaten aus Feldzügen im Westen in die Heimath gekommen waren. Mächtig hob sich Handel und Gewerbe; das deutsche Element durchlebte eine seiner Blüthezeiten an der Newa; man konnte sich nicht erinnern, jemals einen russischen Kaiser in so liebenswürdiger, leutseliger Weise mit deutschen Familien im Verkehr treten gesehen zu haben. Mehr wie einmal ist in den Briefen die Notiz eingetragen, wie Alexander I. huldvoll in der Sommerwohnung der einen oder anderen deutschen Kaufmannsfamilie der Gemeinde am Peterhofer Wege vorgelassen und die Suppe oder den Thee in zwangloser, freundlicher Weise genommen.

Um so auffallender war das Erscheinen der berüchtigten Schrift von Stourdza über Deutschland. „Das Buch von Stourdza — so schreibt unser Beobachter den Seinen 1817 — ist empörend und macht hier einen sehr nachtheiligen Eindruck für Deutschland unter den Anhängern der Parthei von Stourdza. Die Petersburger Ausländer aber verabscheuen die in diesem Pamphlet enthaltenen Grundsätze und

Neußerungen. Das wäre auch das größte der Wunder, wenn Griechenland und Rußland Deutschland civilisiren wollten.“

Aufmerksam werden alle Neußerungen und Veranstaltungen angemerkt, die auf die denkwürdige, religiöse Wandelung des Kaisers seit dem Brande von Moskau und der Berührung mit Frau v. Krüdener Bezug haben. Man wünschte Muralt zum Eintritt in das Comité der Bibelgesellschaft zu bewegen; er war in jenen Tagen gerade mit der Gründung seiner Anstalt beschäftigt, so daß er es ausschlug; aber dem Wirken der Gesellschaft blieb er freundlich gewogen. Seiner Fürsprache dankten die in der Krimm angesiedelten Schweizer-Colonisten die ungelteiche Zusendung von Bibeln. Die reichlichen Mittheilungen über die pietistische Strömung zumal von 1817 bis zum Tode des Kaisers zeigen den freundlichen, offenen Beobachter, der aber der ganzen Strömung kühl gegenüber steht, sie fast mehr nur aus dem Gesellschaftszimmer betrachtet, nicht aber in irgend welche nähere persönliche Berührung mit ihr treten will. Er hält sein Urtheil ein, oder wenn er über die Krüdener, Baader und andere damals viel genannte und vielbekannte Persönlichkeiten spricht, so klingt es wie ein Urtheil, das man ebenso gut etwa in den Paulucci'schen Salons in Riga hätte hören können oder es ist eine einfache Berichterstattung ohne persönliche Bemerkung. Gossner freilich machte Eindruck auf den Pastor, mehr die Persönlichkeit und hohe Begabung des Mannes, als die geistige Richtung, die diese Persönlichkeit in so begeisternder Weise bewegte.

Mit Galizin und Turgenieff blieb der Pastor in persönlicher, naher Berührung; die nachmals so berühmt gewordene Swetshine suchte ihn nur auf, um sich von ihm über Pestalozzi eingehende Kunde zu verschaffen. Mit dem berühmten Magniski, der wohl am Meisten mit dazu beigetragen hat, die tiefgehende religiöse Bewegung in das trübe Fahrwasser zu leiten, in welchem sie sich dann so unheilvoll verlor, kam er nur einmal zusammen, um von diesem Menschen das Dictum sich sagen zu lassen: „Pestalozzi sei eigentlich ein Türke“. Einmal hatte der Pastor um jene Zeit vor dem gefürchteten, eisernen Araktschejeff zu erscheinen, dieser wilden Natur mit dem dämonenhaften Zug und dem verhängnißvollen Einfluß, den er sich zu erwerben gewußt. Die Aufforderung erschien nicht beneidenswerth im Hinblick auf so manchen, der aus den Zimmern dieses Mannes in die

Festung und weiter nach Sibirien gewandert. Die kurze Unterhaltung verlief aber harmlos. „Herr Pastor, was halten Sie von den Jesuiten?“ (Dieselben waren vor ein paar Jahren, nachdem sie zu großem Ansehen gelangt und in gewohnter Weise dasselbe zu mißbrauchen begonnen, aus dem ganzen Reiche verbannt worden.) „Als protestantischer Geistlicher habe ich keinen Grund, sie zu rühmen.“ „Gut, das ist auch meine Meinung; es freut mich, ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.“ Und damit war die räthselhafte Vorladung zu Ende und der Pastor seiner Befürchtungen entledigt. Aber die brutale Gestalt des fast allmächtigen Mannes taucht wiederholt in den Berichten auf: man sieht, wie sehr ihr gewalthätiges unheimliches Schaffen, dessen Aeußerungen wie Schicksalsschläge trafen, die Gemüther in der Hauptstadt in fortwährender Spannung erhielt und den Blick der Gesellschaft in fast zauberhafter Weise an sich fesselte. Schnitzler hätte für seine Schilderung des Grafen*) gar manchen werthvollen, neuen Zug aus den Berichten des Pastors schöpfen können, zumal aus der furchtbaren Zeit, wo er nach der Ermordung seiner Geliebten wuthschnaubend keine Grenzen für seinen Born mehr kannte.

Ueber die letzten Tage des Kaisers Alexander und seinen Heimgang liefen aus der unmittelbaren Umgebung des Sterbenden ganz ausführliche Nachrichten im Pastorate ein, an deren Hand es möglich ist, den Fortgang der Krankheit fast von Stunde zu Stunde zu verfolgen. Sie bieten nach den seitdem veröffentlichten Darstellungen nun kaum mehr eine Nachlese. Der Aufstand in Petersburg am 14. Dezember 1825 berührte den Pastor persönlich nahe, insofern eins der Opfer, der Oberst von Stürler, zu seiner Gemeinde gehörte und der Seelsorger die letzten Stunden an seinem Sterbebette verbrachte, auch der Familie in der Schweiz einen ausführlichen Bericht über das Ende einsandte. „Stürler — so heißt es in dem Berichte — hatte eben dem Leibgarde-Grenadier-Regiment, dessen Commandeur er war, den Huldigungseid für Nicolai Pawlowitsch abgenommen, als sich einige Soldaten empörten, von einigen verrätherischen Offizieren aufgewiegelt. In wilder Unordnung und unter drohendem Geschrei zog ein Theil des

*) Vergl. Schnitzler, hist. int. de la Russie sous les empereurs Alexandre et Nicolas. La Haye 1847, zumal im I. Bd. S. 239 flg.

Regiments über die Nawa nach dem Winterpalast, wo bereits einzelne Bataillone von zwei anderen empörten Garde-Regimentern in drohender Stellung postirt waren. Oberst Stürler folgte furchtlos abmahnend und zur Ordnung rufend diesem rasenden Zuge. Als ein Theil dieses zügellosen Haufens sich gestellt hatte, wandte Stürler alle Mittel an, ihn zur Ordnung und zum Gehorsam zurückzulenken. Dies geschah im Angesicht des Kaisers, der unweit davon zu Pferde saß und umgeben von seinen treuen Garden dem Hergang dieser unerhörten Meuterei zusah, mit bewunderungswürdiger Langmuth das nachher nöthig gewordene Blutvergießen aufhaltend. Ein verrätherischer Aufrührer in Offiziers-Uniform nähert sich Stürlern und fragt ihn in französischer Sprache: „M. Stürler, de quel parti êtes-vous?“ — „Je suis du parti auquel je viens de prêter serment.“ Der Wütherrich gab dem Pflichttreuen mit dem Säbel einen Hieb ins Gesicht, der aber vom eisernen, um das Kinn gehenden Hutband aufgehalten nicht gefährlich wurde. In demselben Augenblick nähert sich Stürler ein anderer Verräther im schwarzen Frack, legt ihm, da er sich eben mit dem Säbel vertheidigen wollte, eine Pistole auf die Brust. Die Kugel fuhr durch die Lunge auf der rechten Seite wieder heraus. Der Verwundete lief noch 30—40 Schritte, verlor sehr viel Blut, wurde dann in ein benachbartes Haus getragen, wo er sogleich die beste Pflege fand, indem die ersten Chirurgen und Leibärzte zu seiner Hülfe herbeieilten. Mich, seinen Seelsorger, der nichts von Stürler's Verwundung gehört hatte, rief er in der Nacht gegen 2 Uhr zu sich. Ich fand ihn sterbend, die größten Krampfschmerzen leidend. Seine leisen, abgebrochenen Worte, die er nun zu mir sprach, sind: „Ich werde sterben, trösten Sie meine Frau und Kinder. Wenn ich nicht mehr bin, schreiben Sie an meinen Bruder in Fraubrunnen. Setzt beten Sie für mich, ich kann nicht mehr sprechen, ich werde Ihrem Gebete folgen.“ Die Trauerscene, die während des lauten Gebetes erfolgte, war herzzerreißend. Auch dem Leidenden flossen schmerzlindernde Thränen. Dieser Erguß der Gefühle stillte auf einige Stunden den Brustkrampf. Seine starke Natur und die Kunst der geschicktesten Aerzte kämpften zwei Tage und zwei Nächte mit dem sich nahenden Tode. Erst nach gänzlicher Entkräftung verschied der Märtyrer in seinem Dienste ruhig und sanft, in vollem Bewußtsein bis zum letzten Augenblick.“

Einen breiten Raum nimmt die Schilderung von dem ersten Wüthen der Cholera 1831 ein. Die thörichten und komischen Vorbeugungsmaßregeln*), dem unheimlichen Gast den Zugang zu wehren, wie sie Preußen in jenen Jahren ergriff und wie sie uns Streckfuß in seinem Berlin so drastisch schildert, ordnete man hier nicht an. „Die Petersburger Aerzte lassen sich nicht überführen, — wie es in einem Briefe heißt — daß die Krankheit epidemisch sei.“ Nur um den kaiserlichen Hof, der sich in den Sommertagen in Zarskoje Selo und Peterhof aufhielt, wurde ein enger und strenger Gordon gezogen und alle Briefe einer ängstlichen Durchstechung und Durchräucherung unterworfen. Muralt blieb in der Stadt, unter seiner Gemeinde. Ohne sich um die ärztliche Meinung zu kümmern, trat die Krankheit nun doch epidemisch in der Hauptstadt auf. Die Lebensweise des niederen Volkes, das sich von dem Genuß von Bohnen, Erbsen, Gurken, Früchten, kalten, ungegohrenen Getränken nicht abhalten ließ und im verstärkten Branntweingenuß Trost suchte, leistete der Seuche bequemen Voranschub und so ergriff sie schon nach einer Woche des Auftretens täglich 500 Personen, von denen die Hälfte rasch ihr zum Opfer fielen. In den deutschen Kreisen, in denen man größere Vorsichtsmaßregeln anwandte, waren die Opfer geringer. Aber in dem niederen Volke gährte es in bedenklicher Weise. Das Gerücht fand Wurzel, als ob die Krankheit nur Erfindung der Aerzte und Polizei sei, der massenhafte Tod aber Folge von Vergiftung. Mehrere Aerzte wurden mißhandelt und ermordet, Hospitäler erstürmt, die Kranken und Sterbenden heimgetragen. Ein paar Mal kam der Kaiser zur Stadt, das Volk zu beruhigen. In der ergreifenden und muthvollen Weise, wie Nicolai das erregte Volk auf dem Heumarkt zum Gebet aufgefördert und wie sie durch die Darstellung am Nikolai-Denkmal in Erz eingeschrieben ist, schildert Muralt den Vorgang nicht, doch ist die ergreifende, wahrhaft kaiserliche That so vielfach bestätigt,

*) Vergl. Streckfuß, Berlin im 19. Jahrh., II. Bd. S. 360 flg. Gar prächtig ist bei dieser Fülle von Anekdoten lähmender und thörichter Furcht der Behörden die Schilderung jenes schlauen Schneidergesellen, der von der guten Kost der in Contumaz befindlichen Reconvalescenten in den zahlreichen Cholerahospitalern Berlin's hört und nun die Krankheit wiederholt fingierend, sich fast durch sämtliche Cholerahospitaler und ihre köstlich mundenenden Küchenzettel durchißt und ein idyllisches Sybaritenleben führt wie nie in seinem Leben.

daß wir sie uns durch das Verschweigen unseres Chronisten wohl nicht rauben zu lassen brauchen. Muralt nimmt an, daß von 300,000 Einwohnern 10,000 der Krankheit erlegen seien; von den elf in seiner Gemeinde Gestorbenen, seien vier anerkannte Trunkenbolde gewesen.

Als 17 Jahre später die Seuche zum anderen Male ihren noch viel verheerenderen Einzug in der Hauptstadt hielt, fand sie Muralt wieder treu und unermüdet auf seinem Posten und verschonte den gewissenhaften Seelsorger wiederum, daß er nur mit einem ganz leichten Anfall davon kam. Muralt schildert sie als verschiedenartig von der früheren und auch als viel heftiger. „Das Leben löst sich schnell und unrettbar auf, gewöhnlich ohne große Kämpfe und Schmerzen. Im Durchschnitt sterben seit 14 Tagen täglich 800 Personen. Die Veranstaltungen zur Pflege und Hülfe waren vorzüglich getroffen; Zusammenrottungen des Volkes fanden keine statt; thörichte Fäseleien blieben nicht aus, verschwanden aber auch spurlos. Der Gedanke an Ansteckung ist aufgegeben, es scheut sich Niemand, die Cholerafranken zu pflegen und zu besuchen, ihre Leichen werden aus den Kirchen und auf den allgemeinen Gottesäckern beerdigt. (1831 war eine kirchliche Beerdigung untersagt, die Leichen wurden auf einem Cholerafriedhof, fern von der Stadt, beigesetzt und daselbst auch eingeseget.) Auch in meiner Gemeinde hatte ich in 14 Tagen 26 Sterbefälle; es gibt herzerreißende Scenen; ich habe 12 Personen sterben sehen und ihnen noch das Abendmahl gereicht. Letzten Sonntag hielt ich in der Kirche eine besondere Todtenfeier. Ich bin, wie begreiflich, ungemein beschäftigt und stehe Gott sei Dank noch fest am Steuerruder. Der barmherzige Gott wolle uns gnädig sein.“

Kege Theilnahme in der loyalen Bevölkerung der Hauptstadt weckte 1844 die Krankheit und das Hinscheiden der Großfürstin Alexandra Nikolajewna, seit Jahresfrist mit dem Erbprinzen Friedrich von Hessen vermählt. In gewohnter Weise gelangten nur kurze Andeutungen über den leidenden Zustand unmittelbar zu den Ohren der theilnehmenden Bevölkerung; so blieb den verzerrenden und übertreibenden Gerüchten weiter Spielraum ihr Wesen zu treiben. Diese Nebelgestalten waren nicht nach Muralt's Geschmack. Er fuhr selbst nach Barskoje Selo, wo die Kranke war und forschte an der Quelle nach dem Zustand. Genauen Bericht gab ihm zunächst der Beichtvater

Baschanoff, mit dem er wohlbekannt und der täglich die Leidende sah. Darauf suchte er seine Freunde, die behandelnden Leibärzte Scholz und Marcus auf, die ihm ausführlich die Krankheit als unheilbar schilderten, die Lunge sei schon ganz zerstört; auch das genügte dem wißbegierigen Manne noch nicht, dem sich, fast möchte man sagen, alle Thüren öffneten. Er besuchte die Ferme, in der der Schweizer Hoffmann ein Zimmer hergerichtet, in welches man die Leidende übersiedeln wollte, um sie die für heilsam gehaltene Luft des Ruhstalles einathmen zu lassen. So konnte der Pastor die zuverlässigsten Nachrichten in die gespannt wartenden Freundeskreise der Stadt bringen. Er wurde auch bis zum Tode der Großfürstin durch tägliche Berichte auf dem Laufenden erhalten. Baron Korff sowohl als auch Scholz, Marcus und Andere aus der nächsten Umgebung schrieben dem Pastor genau den täglichen Verlauf. Am 29. Juli meldete ein ausführliches Schreiben den Heimgang der Dulderin ein paar Stunden, nachdem sie einem Kindlein das Leben gegeben, das noch vor seiner Mutter wieder starb, nachdem es von seinem Großvater die Nothtaufe und von dem evangelischen Prediger des Städtchens dann noch die pastorale Bestätigung derselben erhalten. Ein Augenzeuge der ergreifenden Scene schreibt dem Pastor: „Der Vater zeigte der innig geliebten Tochter, als sie am 28. in großen Schmerzen und völlig entkräftet dalag, das Kreuz und sprach: mein Kind, unser Heiland hat mehr für uns gelitten. „Ja, Papa“, versetzt die Leidende und küßt das Kreuz. Marcus tritt vor das Bett mit einer neuen Medizin in Brod vermischt: „Was haben Sie da?“ fragt die Kranke. „Wir wollen dieses Mittel zur Vinderung der Schmerzen versuchen!“ sagt Marcus. „Ach wozu?“ erwidert sie. Nun hat Marcus den glücklichen Einfall zu sagen: „C'est vrai; V. A. ferait mieux de demander le pain de vie!“ „Ja, das will ich, das erbitte ich mir.“ Bald darauf empfing die Kranke von Baschanoff das h. Abendmahl und genoß es mit großer Andacht zu allgemeiner Beruhigung und Erhebung. . . . Vor dem letzten Athemzuge wendete sich die Kranke wiederholt im Bette, ließ sich dies und das zurecht machen. Dann fragte sie: „N'est ce pas, je bats la campagne?“ Sie stieß einige Seufzer aus und rief: „Papa, Mama!“ und verschied.“

Pastor Muralt erlebte noch den Bau der Eisenbahn in Petersburg. Die erste befahrene kleine Strecke war die nach den kaiserlichen

Luftschlössern in Jarstorje Selo und Pawlowsk (1840). Alle Welt strömte im ersten Sommer nach diesen Belustigungsorten, die auf eine so bequeme und billige Weise in den Bereich eines nachmittäglichen Ausfluges gelangt waren. Erst ein schweres Eisenbahnunglück am Ende des Sommers dämpfte für eine Weile die Lust dieser neuen Fahrt. Größeres Aufsehen erregte natürlicher Weise der Bau und die Vollen- dung der Bahn nach Moskau. Bedeutende und einflußreiche Stimmen hatten sich entschieden gegen den Bau ausgesprochen, darunter auch verwunderlicher Weise helle und aufgeklärte Köpfe wie der Finanzminister Graf Cancrin. „Ein Hauptgespräch des Tages (1841) — so berichtet der Pastor nach Hause — macht das Projekt der Eisenbahn nach Moskau. Die Leipziger Banquiers Dufour und Hartknoch, die Unternehmer der Bahn von Leipzig nach Dresden, bieten zu diesem Riesenwerk 140 Millionen fremdes Geld an und verlangen die Garantie der russischen Regierung für 4 pCt. Eine eigene vom Kaiser ernannte Comitât, bestehend aus großentheils dem Projekte günstig gestimmten Mitgliedern, beräth diese Sache seit 6 Wochen. Es gibt Eifrige, die jeden Opponenten oder Zweifelnden einen Feind Rußlands nennen. Allgemein vereinigt man sich in Anerkennung des Bedürfnisses nach schnelleren und besseren Communicationen, wie im bitteren Tadel der Werke des Ministeriums für die Wege- und Wassercommunication. Die Personen des Hofes betrachten die endliche Anlegung einer Eisenbahn nach Moskau als bereits entschieden. Einige Wochen schon später schreibt der Pastor seinem in Deutschland weilenden Freunde, Grafen Cancrin: am 1. August fand ich in Peterhof die beiden Eisenbahnbanquiers aus Leipzig, die dort waren, um von Benkendorf Abschied zu nehmen, indem sie zurückreisen, da die Etablirung der Bahn beschlossen sei, der Modus der Einrichtung und Ausführung müsse nur noch festgesetzt werden. Beim Nachhausefahren auf dem Dampfboot kam ich mit dem Grafen Alexis Bobrinski zusammen, der sich in ein lebhaftes und anhaltendes Gespräch mit mir einließ; er hält die Ausführung der Eisenbahn ebenfalls für entschieden, wenn nicht etwa unser Graf Cancrin Hindernisse in den Weg lege, denn ohne seine Zustimmung könne ein so großes und wichtiges Werk nicht unternommen werden.“ Am 20. Januar 1842 meldete dann Muralt den Seinen: „Vergangene Woche ist endlich der Bau einer Eisenbahn nach Moskau entschieden worden nach

dem ausdrücklichen Wunsche des Kaisers gegen die constante Opposition Cancrins, aber nach des Letzteren Forderung nicht auf Rechnung und unter der Leitung einer Actiengesellschaft, sondern alles soll von der Krone ausgeführt werden, dazu werden 200 Millionen Rubel erfordert werden.“ Beide, der opponirende Finanzminister und der Pastor, erlebten die Vollendung der Bahn nicht mehr. Wenn sie doch heute einen Blick auf das Eisenbahnnetz werfen könnten, das das europäische Rußland umspannt!

Großes und peinliches Aufsehen erregte auch in Petersburg die Kunde von dem Geschehe des Professors Ullmann in Dorpat 1842. Muralet hatte von seinen Dorpater Freunden alsbald die ausführlichsten Nachrichten erhalten und am 4. Januar 1843 den sog. „Pastoral-Abend“ bei sich versammelt, den anwesenden 16 Amtsbrüdern Kunde von dem Vorgefallenen zu geben. „Gestern Abend haben wir 16 Pastore bei uns gehabt, um uns über das Unglück zu besprechen, welches an der Universität Dorpat statt gehabt, wobei zwei unserer Freunde, Ullmann und Bunge, entsetzt worden und zwei ausländische Professoren, Volkmann und Madai, ihre Entlassung genommen, weil Ullmann der Theologe von den Studenten einen silbernen Becher angenommen hat ohne Anfrage bei dem Minister, da die Gesetze den Vorgesetzten verbieten, Geschenke von Untergebenen anzunehmen“ *).

*) Eine ruhig und objectiv gehaltene Darstellung, wie sie Muralet selbst auf Grund der ihm gewordenen Mittheilungen gegeben, dürfte vielleicht auch jetzt noch und nachdem über dreißig Jahre vorüber gezogen und fast alle Betheiligten aus dem Leben geschieden sind, nicht uninteressant sein: „Vor einem Jahre hatten die Studenten, als Ullmann sein Rectorat aufgab, untereinander beschlossen, ihm zum Zeichen ihrer Liebe einen Becher anbieten zu lassen und nur der unter ihnen ausgebrochene Streit, ob aus Gold oder Silber, der endlich dem Beschlusse, ihn in Silber arbeiten zu lassen, wich, verzögerte die Darbringung bis zum 1. November. Der Curator, der davon gehört, und mit großem Unrecht Ullmann nicht hold ist, hatte dem Rector geschrieben, er habe Grund, ihn auf ein Gesetz aufmerksam zu machen, daß Vorgesetzte von Untergebenen keine Geschenke annehmen dürfen. Der Curator hatte dem Rector nicht gesagt, daß das auf den für Ullmann bestimmten Becher zu beziehen und der Rector hatte keinen Grund gefunden, die Uebergabe des Bechers an Ullmann den darum anhaltenden Studenten zu verweigern, da 1) solche Zeichen der Liebe ihren Lehrern darzubringen in Dorpat stets Brauch gewesen und vom Curator, zu dessen Zeit das oft geschehen war, dagegen nie was eingewendet worden und da 2) Ullmann, der nicht mehr Rector noch Decan ist, keineswegs als Vorgesetzter ihm untergeordneter Studenten erschien, deren größter Theil nicht einmal im Collegium etwas mit ihm

Manche Veränderungen und auch Verschönerungen in der so schönen Hauptstadt des Nordens hatte Muralt in den vier Jahrzehnten sich vollziehen sehen. Dünkte ihm die Stadt schon bei seiner Ankunft feenhaft, so verlor sie durch die Länge der Zeit nicht ihren Reiz und wie er sich je länger je mehr warm und behaglich in ihr gesellschaftliches Treiben einlebte, so blieb ihm auch das Aeußere und die in den kurzen Sommermonaten so reizende, im Zauber der taghellen Nächte so einzigartige Umgebung lieb bis zuletzt. Schon in den letzten Jahren der Regierungszeit Alexanders wurden bedeutende Bauten ausgeführt; einen noch größeren Aufschwung gewann die monumentale Bauthätigkeit unter Nikolai. Große Herrscher pflegen eine grandiose Spur ihrer Thätigkeit in der Kunst auszudrücken, die in ihrer granitnen Sprache laute

zu thun hatte. Aus derselben Ansicht hatte der Professor des Provinzialrathes Bunge, Decan der juridischen Fakultät, auf private Anfrage des Rectors erklärt, dieses Gesetz gehe das Verhältniß des Professors und Studenten gar nichts an und auch Ulmann hatte keinen Grund gefunden, die ihm am Tage vor der Abgabe mitgetheilte Absicht den Studenten zu hindern, nur daß er den Rector bat, dafür zu sorgen, daß alles Gepränge dabei vermieden werde.

So empfing er den Becher am 1. November von acht dazu abgeordneten Studenten in aller Stille und benutzte die Gelegenheit, sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie nicht versäumen möchten, ihr Studentenleben als Vorbereitung zum Manneleben zu benutzen, nur ein gottgefälliges Burschenleben habe den rechten Burschensinn, der würde sie als Greise noch zieren, dem Kaiser und dem Vaterlande treu erhalten. Meinten sie in ihm einen Mann zu ehren, der einen anderen Burschensinn irgend billige, so dürfe er den Becher nicht annehmen, den er nur als Zeichen der Liebe zu dem, der sie redlich geliebt, anzunehmen wage; zu solcher Burschentreu allein credenze er ihnen den ersten Wein. Am Abend brachten ohne Ulmann's Ahnen — denn er hätte es gehindert — mit Erlaubniß des Rectors acht Studenten ihm ein Ständchen, was in Dorpat als stille und kleine Aussprache ihrer Liebe bisher immer vom Rector erlaubt worden, während das Gesetz, größere Aufzüge dürfe nur der Curator erlauben, auf die vollständigen Bivat-Aufzüge bezogen wird. Daß um die Ständchenbringer sich allmählig eine Menge Studenten und Nichtstudenten versammelte, ist etwas Gewöhnliches und würde überall geschehen. Ulmann, der Gesang vor seinem Fenster hört, geht, wie es in Dorpat der Brauch, vor die Thüre, den Sängern zu danken und sagt im Hinausgehen zur Familie: „Das ist mir unlieb, doppelt unlieb, weil ich meinen Dank ganz unvorbereitet ihnen sagen muß.“ Die Angehörigen meinen ihm damit nachzuhelfen, daß sie den Becher mit Wein ihm hinausbringen. Als er hinaustritt, singen die Sänger: „Was ist des Deutschen Vaterland?“, dasselbe, was sie in dem dem Minister Uwarow gebrachten Ständchen gesungen haben. Ulmann, weil er weiß, daß auch das Unschuldigste ihm und denen, die ihm wohlwollen, vom Curator gern mißdeutet wird, spricht: „Wohl ist die

und offene Kunde ihrer Zeit vielen folgenden Geschlechtern gibt. Es würde uns zu weit führen unseren redseligen Chronisten durch alle die Schilderungen zu geleiten, die er in seinen zahllosen Briefen von den Wandlungen und Veränderungen im Aussehen der Stadt gibt. Nur eine Bemerkung sei herausgehoben. Zum Bau der Eremitage 1840 hatte man den berühmten Baumeister des Königs Ludwig von Baiern, Klenze, kommen lassen, der sehr ausgezeichnet und wie ein Diplomat behandelt wurde. Sein classisch-schönes Project wurde angenommen, leider nicht sein inniger Wunsch, den großartigen Bau auf einem freien Platz ausführen zu dürfen. Der Kaiser gab dazu seine Zustimmung nicht, weil dann der Bau auf einem vom Winterpalast entfernteren Platz hätte aufgeführt werden müssen, „dies aber den Besuch des Kaisers

deutsche Sprache mit Recht euch theuer, aber ihr sollt nicht vergessen, daß mehr Werth in treuen deutschen Herzen liegt, welche ihr euch bewahren mögt und könnt, welche Sprache ihr auch redet. Darum kann ich mit dem mir als Liebeszeichen dargebrachten Becher keinen anderen Wunsch zutrinken als den von heute morgen: möget ihr den rechten Studentensinn euch bewahren, ein treues, deutsches Herz dem Vaterland und dem Kaiser.“ Ein Vivat folgte; der vom Rector erlaubte Vers *vivat academia* ward von den Sängern gesungen und darauf ging die ganze Masse still und ruhig nach Hause.

Ein böswilliger Bericht über diesen Vorfall muß nach Petersburg gelangt sein. Es kamen Fragen vom Minister, die Ullmann beantwortete, ob er gewußt, daß im Schwedischen verboten sei, daß Vorgesetzte von Untergebenen Geschenke annehmen? „Nein; wenn er aber auch das Gesetz gekannt, hätte es ihn nicht hindern können, den Becher anzunehmen, da das Verhältniß von Vorgesetzten und Untergebenen in diesem Falle gar nicht existirt.“ — Weil der Curator ihm sagte, daß die Antwort alsobald per Etsafette nach Petersburg ginge, so bat er ihn wiederholt, durch dieselbe Etsafette dem Minister die Bitte um die strengste Untersuchung zu unterlegen, was ihm verweigert ward. Ullmann schrieb darum mit der Post an den Minister, erhielt aber durch den Vicecurator die Anzeige, der Brief sei erst nach geschעהner Verurtheilung angekommen. Das Urtheil ward den 21. November vor versammeltem Conseil durch den Curator vorgelesen, er werde entsetzt, weil seine Unkenntniß mit dem Gesetz ihn nicht entschuldige und er, der die Jugend beruhigen sollte, sie durch Reden aufgeregzt habe, gar mit einem Becher Wein in der Hand, was als Geistlichem namentlich ihm übel anstehe. Der Becher ward dem Collegium der allgemeinen Fürsorge zugesprochen, Bunge, weil er das Gesetz als nicht auf Ullmann bezüglich erklärt, nach Kasan versetzt und der Rector als solcher entsetzt.“

Bekanntlich war es eine der ersten Regierungshandlungen des gegenwärtigen Kaisers, den in Riga in großer Zurückgezogenheit lebenden Ullmann zum Vicepräsidenten des Generalconsistoriums und damit an die Spitze der evangelisch-lutherischen Kirche Rußlands zu berufen.

und der kaiserlichen Familie erschwert und vermindert und dadurch das Interesse des Publikums für die Eremitage geschwächt und erkältet würde.“ (!) So ist der Monumentalbau mit seiner Hauptfacade in die Straßenflucht neben Miethkassernen gerückt, die eine Nebenseite geht nach einem engen Hof, die andere Seite nach einem schmalen Canal, die vierte Seite lehnt sich fest an ein anderes Gebäude an und nirgends ist ein Standort, von dem man aus einen Gesamteindruck gewinnen oder die Harmonie der Theile passend auf sich einwirken lassen könnte.

Ein aufmerksames Auge hält unser Beobachter all' die Zeit hindurch auf die Geschäftswelt gerichtet. Er verkehrte in den meisten und angesehensten Handelshäusern und hatte dadurch reichliche Gelegenheit, fortwährend von dem Treiben des Weltmarktes unterrichtet zu sein. Ein Schweizerauge liebt darin klar zu sehen. Und als mit den Jahren der eine, oder andere Spargroschen angelegt werden sollte, war die Sorge um die Tüchtigkeit der einzelnen Werthpapiere schon begreiflicher. Als dann sein Freund Finanzminister wurde und mit so gewaltigen, durchgreifenden Mitteln den Werth russischen Geldes zu heben suchte, ward die Theilnahme eine noch gesteigertere; vom Inlande und Auslande ging man den Pastor um seine Fürsprache an und weihte ihn damit in alle die verschiedenen Strömungen des geschäftlichen Lebens ein. In den ersten Jahren seines Hierseins war es hauptsächlich das ihm nahe befreundete Haus von Kall, das tonangebend an der Börse stand. Als der Stern dieses Hauses erblich, erhob sich in immer strahlenderer Weise das Glück des Hauses Stieglitz, dem es bald gelang, das Haus Kall in den Schatten zu drängen und für lange Jahrzehnte die Börse zu beherrschen. Muralt war einer der ältesten Hausfreunde des alten Baron, auf dessen Tüchtigkeit er große Stücke hielt, dessen persönlichen Charakter er schätzte. Selten verging eine Woche, in der er nicht wenigstens einmal in dem gastfreien Hause zu Tische gewesen. So lange Muralt in Petersburg war, blieb der auswärtige Handel fast ganz im Besitze von deutschen und englischen Firmen. Im Jahre 1840 schreibt er in dieser Beziehung seinem Bruder: so lange die ausländischen Kaufherrn sich durch Intelligenz, Rechtlichkeit, Umsicht, Ausdauer auszeichnen, wird man sie schon in Rußland behalten und nöthig haben. Es scheint mir merkwürdig, inwiefern Rußland in Rücksicht auf den

Handel noch orientalisir ist. In Constantinopel soll noch kein einziges türkisches Handlungshaus directe Geschäfte mit dem Auslande machen, nur Griechen, Armenier, Christen, Juden. In Petersburg und Moskau sind, glaube ich, nur drei russisch-europäische Handlungshäuser.“ Auch die andere Bemerkung drängte sich ihm auf, als er nun schon auf dreißig und vierzig Jahre zurückschauen konnte, einen wie kurzen Bestand, eine wie rasch vorübergehende Blüthezeit die meisten Handlungshäuser in Petersburg haben. Was der Vater erworben, weiß der Sohn nicht zu mehren oder auch nur zu erhalten und ist in der Regel in den Händen des Großsohnes verschwunden. Nur wenige Namen, die bereits bei seiner Ankunft ehrenhaft an der Börse genannt wurden, hatten sich bis zu seinem Tode erhalten: von wie vielen anderen wußte der Pastor, welch' klägliches Ende sie genommen, wie sie gänzlich aus dem Gedächtniß der Leute geschwunden und nur hie und da noch in einer kümmerlichen und verkommnen Gestalt der Träger eines Namens traurig schlich, der vor wenigen Jahrzehnten einen vollen Klang in der Kaufmannswelt hatte.

Doch genug und übergenug dieser Plaudereien! Der liebenswürdige, redselige Erzähler hat es uns angethan: er konnte nie müde werden, die Vorkommnisse des Tages auszuforschen und mitzutheilen und hat in breiten Massen in seinen Briefen und Tagebuchblättern um sich gelagert und aufgespeichert, was ihm von seinen Freunden und Bekannten reichlich zugetragen wurde. So reichlich der Vorrath, so erfreulich zugleich, daß auch bei genauer Durchsicht niedrige Platschsucht ihre gemeine Waare nicht ablagern durfte. Vergeblich würde man auf skandalöse Geschichten ausgehen, umsonst auf gehässige Urtheile, die eine feige Schmähsucht in Briefen und Blättern niederzulegen liebt. Was er niedergeschrieben, das fühlt man allen Worten ab, hat der offene Mann nicht sich gescheut, dem Betreffenden ins Gesicht zu sagen, ja, gar manche Andeutung läßt darauf schließen, daß ein derber Ausdruck beim Niederschreiben mildere Züge angenommen. Dadurch gewährt das Durchblättern der zahlreichen Notizen einen so ungetrübten und behaglichen Genuß dem, den das vergangene Leben und Treiben der Stadt und seiner Bewohner fesselt. Er empfängt ein anschauliches Spiegelbild jener Tage, von einer reinen, offenen, geraden Seele aufgenommen.

Wir haben noch kein volles Bild des äußeren Lebensganges von Muralt in Petersburg gegeben, wenn wir nicht aus der großen Schaar seiner Freunde und Bekannten auf ein paar Gestalten hinweisen, die um Kopfeslänge die Andern überragen und von denen es lohnt, auch die Züge festzuhalten, die sie im Zusammenleben mit dem Pastor haben zu Tage treten lassen.

Der großen Lust an geselligem Umgang gewährte reichlichen Vorschub, der Umstand, daß der Pastor unverheirathet blieb. Selten hielt er es einen Tag an seinem einsamen Speisetisch aus. Hatte er nicht selbst ein paar Freunde geladen, so eilte er in das eine oder andere befreundete Haus, überall ein gern gesehener, lieber Hausfreund, der sich rasch und behaglich einzuleben verstand und durch seine ausgebreiteten Bekanntschaften in fast allen Schichten der Gesellschaft die Unterhaltung bei Tisch und bis tief in die Nacht hinein am prasselnden Kaminfeuer in angenehmer Plauderei zu würzen verstand. So war er in vielen Häusern an bestimmten Tagen stehender Gast beim Mittagstisch, den man ungern nur vermiste; so durfte kein freudiges Familienfest gefeiert werden, ohne daß er in seiner herzigen Weise Theil genommen. Die häßlichen Neujahrs- und Osterbesuche, die damals auch noch die evangelischen Geistlichen der Stadt ihren russischen Amtsbrüdern ähnlich sich nicht scheuten bei den wohlhabenderen Gemeindegliedern zu machen und in klingender Münze sich lohnen zu lassen, schaffte Muralt als der erste unter den deutschen Predigern von Anfang an entschieden ab. Viele hielten das Verfahren für stolz; langsam nur und zögernd folgten die übrigen Berufsge nossen: er fragte nicht darnach; er hielt solche Besuche für Bettelgänge, tief unter der Würde des geistlichen Amtes. Das hinderte aber nicht, daß er an diesen Tagen seine nächsten Freunde „abfuhr“ und ist es oft ein fesselndes Verzeichniß, die in seinem Tagebuch eingetragenen Namen der Personen zu lesen, denen er im Laufe des Tages den Festgruß gebracht *).

*) Es würde zu weit führen, hier ein Namensverzeichniß der Familien zu geben, in deren Häusern Muralt am häufigsten verkehrte. Um aber eine Vorstellung des großen Bekanntenkreises und der Lust am Besuchemachen des geselligen Pastors zu geben, sei aus den Tagebuchnotizen willkürlich das Verzeichniß der Personen herausgegriffen, denen er 1842 binnen zwei Tagen den Neujahrsgruß bot, die Namen bezeichnen uns zugleich die Familien, bei denen er im Laufe des Jahres aus- und

Aus dem Bekanntenkreise der ersten Jahre treten uns zwei Deutsche entgegen, die der Heimath vor dem Born des Corsen entflohen an der Newa das Feuer schürten, in dessen Flammenmeer der Uebermuth Napoleons vernichtet werden sollte: Arndt und Stein. Stein's Persönlichkeit übte keinen großen Reiz auf Muralt aus. Er hatte ihn bei dem Fürsten Rotzschubey kennen gelernt. Ehe er ihm vorgestellt war, hatte er den Mann seinem Aussehen nach für einen Russen gehalten. Die erste persönliche Unterhaltung drehte sich um Pestalozzi. Stein hatte in der Umgebung des königlichen Hofes in Königsberg Zeller mehrmals gesehen und den Eindruck gewonnen, daß er ein Charlatan sei. Von dem Jünger schloß er auf den Meister und hatte dadurch ein gewisses Mißtrauen gegen die Methode gefaßt, das er Muralt gegenüber nicht verhehlte. Vielleicht daß dies den Pastor wieder zu strengerem Urtheil gegen Stein verlockt. Nachdem er ihn noch ein paar Mal in Gesellschaft getroffen, auch den Zustrom der Höchstgestellten beobachtet, die bei dem bedeutenden Staatsmann aus- und eingingen,

einging. Es sind ohne Bezeichnung von Stand und Würde genannt: Uwarow, Perowski, Cancrin, Chambeau, Pesarovius, Beck, Parrot, Salza, Stürler, Lobry, Jemson, Gambs, Seddeler, Heß, Küster, Rastorski, Panow, Awerin, Poncet, Seguin, Stieglitz, Blesig, Gräff, Fehgin, Klinger, Krusenstern, Balemann, Engelhard, Salomé, Adeling, Middelndorf, Scheer, Hencke, Higginbotham, Bosse, Schläpfer, Grommé, Lichtenstädt, Junker, König, Fiers, Storch, Kaiserow, Bulmerincq, Gervais. — Am 8. August 1848 läßt er seinen Neffen den Gottesdienst in der Stadt halten und benutzt den sonnigen Tag zu einem kleinen Ausflug nach dem 3 Meilen entfernten reizenden Pargala. Aber auch da hält es den geselligen Pastor nicht in einem Garten, er muß seine Freunde, die er ein paar Wochen nicht mehr gesehen, begrüßen und fährt nun während der paar Stunden von Landhaus zu Landhaus. Da wird vorgesprochen bei Taubenheim, Klipp, Fröbelius, Klingenberg, Frost, Higginbotham, Leischke, Schreiber, Karr, Steiner, Person, Müller, Lang, Amburger, Brandt, Schulz, Wulfert, Fehleisen. Und solch' eine Ueberfülle von Besuchen zählte der unermüdlche, 68jährige Greis zu den Freuden einer Landparthie. — In diesen zufällig herausgegriffenen zwei Verzeichnissen finden sich ein paar Familien nicht genannt, mit deren Häusern Muralt einen besonders innigen Verkehr pflegte, so Graf Ficquelmont, der langjährige österreichische Gesandte, ferner Palmstierna, der schwedische Gesandte, Dahler, Bacheracht, Severin, Meybohm, Dr. Trinius, Dr. Marcus, Bonenblust, Brieff, Dr. Harber, Schukowski, Weyler, Gille, Greigh, Bollkofer, Wiasemski, Wielhorski, Meschtscherski, Korsakoff &c. &c.

sagt er über ihn, daß die Ideen mit ihm durchgingen. Auch erschien er dem biedern Schweizer zu sehr als kluger Staatsmann; und dünkte es ihm unbegreiflich, daß Stein mit Rumanzoff bei Tische freundlich thue und doch zugleich ein Memoire wider ihn verfasse*). Muralt hatte mit Stein einige Zeit wegen eines Feldpredigers verhandelt, der bei dem ausbrechenden Kriege angestellt werden sollte.

Viel zusagender war ihm der Umgang mit Ernst Moritz Arndt, der sich bekanntlich 1812 auch in Petersburg aufhielt und neben dem Pastorat im Hôtel Demuth wohnte. Wechselseitig war die Zuneigung. Noch nach dreißig Jahren erinnerte sich der Deutsche des offenen Schweizers und ließ ihm durch einen Freund mittheilen, daß er mit die angenehmsten Stunden in Petersburg im Pastorat des reformirten Predigers verbracht. Arndt wurde von Vielen mit Mißtrauen angesehen. Man hielt ihn, wie Muralt anmerkt, für einen Revolutionären, der im Trüben fischen wolle. Dagegen war nun auch wieder Arndt nicht schonend in seinem Urtheile über die Russen. Als er die Sylvesternacht 1812 bei Muralt im Kreise fröhlicher Genossen verbracht und der Wein die Zunge gelöst, gab Arndt**), der sich in jenen Tagen viel mit

*) Vergl. Perz, d. Leben d. Ministers Freiherrn von Stein. Berlin 1851. III., 152. Rumanzoff stand bekanntlich an der Spitze der Napoleon wohlwollenden Partei; Stein erkannte in ihm bei seiner hohen staatlichen Stellung einen gefährlichen Gegner und stimmte der Ansicht und Befürchtung des engl. Ministeriums vollkommen bei, daß die fortdauernde Anwesenheit Rumanzoff's um den Kaiser, den man für schwach, ohne Ausdauer und Standhaftigkeit im Unglück hielt, bei großen Unglücksfällen äußerst bedenklich sei und den Kaiser zum vorzeitigen Friedensschluß geneigt machen könnte. Nach Stein's Meinung war Rumanzoff ein schwacher, phantastischer Kopf, dessen beschränkte Seele unfähig sei, die politische Ordnung auf festen und weisen Grundlagen herzustellen. Man müsse alle Mittel versuchen, ihn zu entfernen. Als Nachfolger bezeichne die öffentliche Meinung Markoff oder Rotzschubey oder Panin. Treffend hat Perz diesen damaligen Reichskanzler geschildert; III., 60, nur nennt er ihn beharrlich Rumanzoff.

**) Auch Stein, wenn er in den schönen Herbsttagen 1812 mit seinem Secretär kleine Rundläufe und Spaziergänge durch die Straßen Petersburgs machte, bekam von den Beobachtungen seines Begleiters manche treffende Bemerkungen mit Bezug auf die bunte Völkerkarte der Begegnenden zu hören. Petersburg bietet mit seiner reichhaltigen Musterkarte verschiedenartigster Nationalitäten eine ergiebige Quelle für solche Studien. Den Freiherrn v. Stein ergögten gar sehr die witzigen Bemerkungen, oft auch nur Einfälle seines Begleiters. Scherzend sagte er ihm einst: „Nun wahrhaftig, man sollte sich vor Ihnen in Acht nehmen, Sie müssen wirklich

der Individualität im Körperbau beschäftigte, die wenig schmeichelhafte Schilderung von dem Außern der Russen: sie hätten Ochsenhälse und Weiberbeine. Auch Frau v. Staël war in jenem bewegten Winter nach Petersburg gekommen. Zehn Jahre waren verstrichen, seitdem der jugendliche Candidat es verschmäht, eine Stelle in ihrem Hause anzutreten, die einem Wilhelm v. Schlegel begehrenswerth dünkte. Sie hatte den charakterfesten jungen Mann nicht vergessen und suchte den Pastor alsbald auf, ja bittet ihn, sie bei Klinger einzuführen. Sie kannte des Dichters Schriften; wenigstens gab sie es vor, obgleich sie nur soviel Kunde davon haben konnte, als ihr gelehrter Cicerone ihr davon mitgetheilt. Dem Pastor erklärt sie, den Klinger'schen Schriften viel zu danken. Auch über Pestalozzi sagte sie Muralt viel Lobendes. „Er rede zwar keine Sprache, sie habe aber Ideen bei ihm gefunden und glaube ihm Gerechtigkeit erwiesen zu haben.“

Ein nahe und inniges Verhältniß, so weit es bei der eigengearteten Persönlichkeit Klinger's möglich war, bestand länger wie zwei Jahrzehnte ununterbrochen zwischen dem Pastor und Göthe's Landsmann, dem berühmten Dichter von „Sturm und Drang“, dessen merkwürdiger Lebenslauf in einem kleinen Gäßchen in Frankfurt am Main und unter den kärglichsten Verhältnissen begonnen und in den Ranglisten der russischen Generalität zu Ende ging. Schon gleich nach seiner Ankunft in Petersburg besuchte Muralt Klinger; mit Empfehlungsbriefen an ihn von Nicolovius in Berlin, der in fortwährendem Briefwechsel mit Klinger stand, und von Zürich aus versehen, wo sich vor länger als dreißig Jahren während eines mehrjährigen unsteten Wanderlebens und in bedrängten Verhältnissen der Dichter eine kurze Zeit aufgehalten. Dem nun schon fast sechzigjährigen, in den höchsten Staatsstellen thätigen Mann gefiel der kernhafte, Vertrauen erweckende junge Schweizer: schon anderen Tages erwiederte er ihm seinen Besuch und ein engeres Band der Bekanntschaft wurde angeknüpft. Noch mit dem Feuer einer

in früherer Zeit, ehe Sie in die gegenwärtige Form gegossen, durch viele Leiber und Wiegen gewandelt und gewechselt sein.“ (Vergl. meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn v. Stein von E. M. Arndt. Berlin 1869. S. 44.) In dem eben angegebenen Schriftchen kennzeichnet Arndt den Körperbau der Russen: „Die Leiber ohne tüchtige Flanken und die Schlantheit über den Hüften gleich dem weiblichen Wuchse.“

Jugendliebe hing Klinger an Rousseau und zumal seinem Emil. Das Buch dünkte ihm für die Erziehung eine Offenbarung, wie sie die hl. Schrift dem religiösen Gemüthe biete. So bezog sich selbstverständlich mit dem Pestalozzischüler die erste Unterhaltung auf die Erziehung und den schweizerischen Reformator auf diesem Gebiete. Noch während er Curator der Universität Dorpat gewesen, erzählte Klinger, hätten die dortigen Herrn ihn fortwährend gedrängt, die Pestalozzi'sche Methode einzuführen, er aber habe immer davon abgerathen. Er kenne alle Schriften Pestalozzi's, die Kaiserin habe sie ihm zu lesen gegeben, ihr darüber zu berichten. Die „Gertrude“ sei eine schöne Idylle, aber doch nur eben ein Gedicht. Für Pestalozzi selbst hege er große Verehrung, er wolle aber keine Oberflächlichkeit, kein Spiel im Bernen, nichts Mechanisches bei der Erziehung. Muralt vertheidigte den Meister; die Auslegung, die er den Hauptgrundsätzen gab, gefiel Klinger. Die Unterhaltung bewegte sich weiter auf demselben Gebiete. Die Jesuiten spielten zwar, so sagte der General, in der Erziehung augenblicklich in Petersburg eine Rolle, ihre Zöglinge aber wüßten nichts. Dagegen herrsche in den kaiserlichen Fräuleinsstiften, bei denen man ihm die Oberleitung anvertraut, eine treffliche Erziehung. Man müsse wesentlich unterscheiden Cultus, Religion und Religiosität. Nur die Religiosität sei das Wahre, die beiden anderen Begriffe gleichgültige Form.

Noch näher trat der Seelsorger dem Schüler Rousseau's und seinem Hause, als im Jahre 1812 Klinger das Unglück hatte, seinen einzigen hoffnungsvollen Sohn zu verlieren. Klinger war seit 1790 mit einer Russin verheirathet, Elisabeth Alexejew *). Zwei Söhne waren noch in der Wiege gestorben; Alexander, der allein am Leben geblieben, war Garde-Capitän und Adjutant des Feldmarschalls Barclay-de-Tolly. In der Schlacht von Borodino traf den tapferen jungen Offizier eine unglückliche Kugel in den Schenkel; schwer verwundet mußte er sich einer Amputation unterziehen, in deren Folge er bald darauf starb. Trostlos war zumal die Mutter über den Verlust; sie hat sich in jenen Tagen fast blind geweint. Für die Sprache ihrer

*) Ueber die auch von Hettner (Literaturgesch. des 18. Jahrh. III., 3b. S. 376) gegebene Notiz über die Mutter dieser Elisabeth findet sich in den vorliegenden zahlreichen Papieren keine Andeutung.

Böpen war sie unzugänglich, aber der reformirte Prediger und Hausfreund fand den Zugang zu ihrem Herzen und flößte ihr Muth und Vertrauen ein, das schwere Kreuz zu tragen. Bis an ihr Ende blieb sie dem Seelsorger für diese Wohlthat in schwerer Zeit gewährt, in inniger Liebe zugethan. Auch Klinger schloß sich enger an den freien, aufrichtigen, biedern Mann an; bei Gelegenheit des Reformationsjubiläums bat er, der bis dahin der lutherischen Kirche angehört, um Aufnahme in die reformirte Gemeinde, deren Glied er bis zu seinem Ende blieb. Alljährlich mit nur seltenen Ausnahmen, wenn die zunehmenden körperlichen Beschwerden ihn am langen Sitzen oder Stehen hinderten, sah man ihn mit der Gemeinde um die Osterzeit das hl. Abendmahl nehmen: es ist schwer zu sagen, ob aus innerem Herzensbedürfniß oder um dem damals noch streng gehandhabten Befehl zu gehorchen, der von jedem Beamten alljährlich das Zeugniß seiner Theilnahme an dem hl. Abendmahl forderte. Zur engsten Tafelrunde ward Muralt zugezogen; einmal wöchentlich speiste er bei dem Eremiten nur in Gesellschaft mit Storch und Adelong, den beiden früheren Lehrern des Kaisers.

Es konnte nicht fehlen, daß die große Verschiedenheit in der Lebens- und Sinnesweise der beiden Männer oft befremdlich zu Tage trat, Muralt sich von dem kalt und herb urtheilenden Manne abgestoßen und verletzt fühlte; aber doch waren die Berührungspunkte stärker und sie lagen für Beide in der edleren Seite ihrer Naturen. Furchtloser Freiheitsfinn, tiefer, sittlicher Ernst, unerbittliches, warmes Pflichtgefühl, Born und Unwille gegen allen Eigennuß, gegen alles Kleine, Unbedeutende, Niedrige, warme Lust an der Erziehung des Menschengeschlechtes mitzuwirken, befeelte beide Männer in gleicher Weise und wies sie aneinander, den lebensfrohen, menschenfreundlichen Muralt mit dem Lustgefühl an einem Manne gleicher Gesinnung, den finsternen, kalt von seiner Umgebung und der Wirklichkeit sich abschließenden hochgestellten Staatsmann mit dem sehnsuchtsvollen Bedürfniß nach Menschen, die nicht allzu sehr hinter dem Hochflug seiner edlen Seele zurückblieben.

Muralt vertraute seinem Tagebuch gar manche Anekdote an, die ihn schmerzlich im Austausch der Gedanken mit dem Freunde berührt. Klinger hatte ihm das Pagen-corps und Katharinenstift gezeigt. Den Abend trägt er ein: „Wie viele Eigenliebe und Härte in dem Manne;

sein ganzes Wesen ist militärisch.“ Ein anderes Mal klagte er über des einsamen Mannes Poltronnerie und Glaubensschwäche. Dem feurigen Schweizer war es unbegreiflich und auch ärgerlich, daß die gewaltige That des brennenden Moskauer Klinger kalt ließ, als ob es ihn kaum berührte, dagegen freute es ihn wieder, den General nie an Deutschland verzweifeln und auch in der trübsten Stunde die Hoffnung nicht aufgeben zu sehen, daß es sich seines übermüthigen Bezwinners erwehren werde. Ein anderes Mal raisonnirt Klinger dem Pastor zu viel und zu oberflächlich über Kirchengeschichte und schmerzt es ihn tief, aus dem Munde eines solchen Mannes zu hören, daß ihm Luther und Calvin verhaßt seien.

Wo sich eine Gelegenheit bot, bewies Klinger dem Pastor seine warme Freundschaft. Wiederholt sprach er mit der Kaiserin über den eifrigen Jünger Pestalozzi's und weckte in ihr die Lust, ihn persönlich kennen zu lernen. Es macht den Eindruck, als ob Klinger ein größeres Bedürfniß gehabt habe, sich Muralt anzuschließen, als umgekehrt. Auch bittere Erfahrungen blieben dem hochgestellten Manne nicht erspart; die Strömung, die in den letzten Jahren Alexanders die Oberhand gewonnen, scheint auch an dem anders gesinnten General, der nicht Lust verspürte, auf ihrem Rücken sich dahin tragen zu lassen, nicht spurlos vorübergegangen zu sein. Aus dem Jahre 1820 findet sich die Notiz und Andeutung: „Klinger's menschenfeindliche Ansichten habe ich nicht zu den meinigen gemacht, obschon ich ihn wöchentlich spreche und er mich sehr liebt. Dieser Mann hat auch eine traurige Erfahrung gemacht. Nachdem er mehrere Jahrzehnte treu dem Kaiser gedient, zu den höchsten Ehren und Auszeichnungen gelangt ist, hat man ihn neulich als ein nicht mehr brauchbares Werkzeug auf die Seite gesetzt und ihm zu verstehen gegeben, er solle seinen Abschied nehmen. Ein General Konownizin, ehemaliger Kriegsminister, ist vom Kaiser zum Chef aller Cadettencorps ernannt worden, was bisher Klinger gewesen und zwar ohne Klinger davon eine Anzeige zu machen. Der neue Chef hat ihm auch schon bedeutet, er möchte sein Quartier abtreten. Da Klinger's Frau immer krank und halb blind ist, so fällt dem Mann dieser unerwartete Schlag um so viel schwerer; er ist indessen reich.“

Den 13./25. Februar 1831 starb an den Folgen einer Erkältung

vor Altersschwäche Klinger. „Die Kraft seines Lebens ist erst dann gebrochen, als ihn die Last des leidenden Körpers nicht mehr viel Freude und Genuß finden ließ. Sein Ende war sanft und ruhig, der letzte Kampf bald und leicht überwunden *). Auch nach dem Tode des Freundes blieb Muralt der Wittve ein liebevoller Berather, ein treuer Hausfreund. Einen schönen Zug von ihr erzählt der Pastor bei Gelegenheit der Auflösung seiner Anstalt. „Seit Klinger's Ableben habe ich seiner alten, beinahe blinden Wittve viele Aufmerksamkeit bewiesen und manchen Dienst geleistet, wodurch sie mir sehr zugethan wurde. Als ich dieser Freundin anzeigte, daß ich nicht mehr im Stande sei, die Pensions-Anstalt fortzuführen und mich bereits in beträchtlichem Rückstande befinde, erhob sie sich bei aller Schwäche von ihrem Sitze und schrie: „Comment, pauvre Muralt, vous avez fait des pertes et vous ne me l'avez pas dit, à votre meilleure amie! Je ne peux pas supporter cela.“ Nun schleppt sich diese schwache, kranke Frau zu ihrem Pult, öffnet es und nimmt ein Packet heraus: „Voilà, 10,000 R. que j'ai en caisse; payez vos dettes; je suis heureuse de pouvoir vous l'offrir.“ Ich war erstaunt, weigerte mich ein solches Geschenk anzunehmen, stellte ihr vor, daß sie vielleicht Personen habe, die dieses Geldes bedürftiger seien als ich u. s. w. Allein diese edle Freundin blieb bei ihrem Entschluß, sank vor Freuden angegriffen und erschöpft auf's Canapee, erklärte, daß es sie glücklich mache, mir haben etwas Angenehmes erweisen zu können, dann nöthigte sie mich, sie ruhig zu lassen und das Packet mitzunehmen.“

In den letzten Jahren war die Wittve fast menschenscheu geworden. Selten verließ sie das Haus, das für Alle fast eine unbetretbare

*) Im 6. Bd. des Archivs für Literaturgeschichte (herausgegeben von Franz Schnorr v. Carolsfeld. Leipzig. Teubner 1876) habe ich aus der Leichenrede des Pastor Muralt den biographischen Theil zum Abdruck gelangen lassen, dessen Inhalt zum Theil auf persönlichen Mittheilungen des Dichters beruht. — Klinger ist auf dem deutschen Friedhofe Smolensk in St. Petersburg beerdigt. Freunde haben bald nach seinem Tode Mittel gesammelt, ein würdiges Denkmal ihm zu setzen. Ein verkleinertes, bis in die Einzelheiten der verschiedenen Materialien genau angefertigtes Modell erhielt der Pastor — wie ich vermuthet, aus dem Nachlaß der Wittve — das mir 1868 überlassen wurde. Ich habe es damals der Vaterstadt des Dichters zur Erinnerung an den berühmten Sohn zugestellt und hat es seine Aufstellung im Geburtshause Göthe's gefunden.

Festung war. Man konnte auf einsamen Gängen, zumal des Sommergartens ab und zu die scheue Matrone sehen, auch in ihrer von keiner Mode mehr berührten Kleidung wie eine Erscheinung aus lange vergangener Zeit, mit dem großen, grünen Schirm über den fast blinden Augen, sie selber kaum mehr erkennbar und faßbar für die Begegnenden, die der seltsamen Gestalt scheu auswichen. Nur Muralt noch mit ein paar Auserwählten hatte sich den Zugang zu dem Herzen der alten, einsamen Dame bewahrt; die Zeit und das Leiden der gemüthsranken Frau hatten die Brücke des Verständnisses nicht abbrechen dürfen, auf der sich die Beiden immer wieder begegneten und wo sie in freundlicher Zwiesprache alte, holde Erinnerungen wachriefen, die drei Jahrzehnte zurückgingen bis zu der unglückseligen Schlacht von Borodino, dem Tode des einzigen Sohnes, der mit seinem Scheiden der Mutter die Wunde versetzte, die nach so langen Jahren nun schon doch noch nicht in ihrem Gemüthe vernarbt war.

Noch um 13 Jahre überlebte die Wittve ihren Gemahl. 85jährig starb sie den 3. August 1844. „Mir geht dieser Tod recht nahe; diese alte Freundin macht mir eine große Lücke.“ Das Vermögen (100,000 R. S. und 50,000 R. B., dazu noch das schön gelegene Haus an der Nema) erbten die vier Nichten des Generals aus Darmstadt. Muralt war die Ordnung der hinterlassenen Papiere Klinger's übertragen worden; die reichhaltige Bibliothek war von der Wittve auf Wunsch des Verstorbenen der Universitätsbibliothek in Dorpat vermacht worden.

Neben Klinger nimmt unter den nächsten Freunden die bedeutendste Stellung der Finanzminister Graf Cancrin. Oft konnte man die beiden Freunde auf dem Newski-Prospect Arm in Arm lustwandeln sehen; es war dann schwer zu entscheiden, wem die meisten Grüße der Begegnenden galten, dem hochangesehenen Staatsbeamten oder dem leutseligen Pastor, den alle Welt kannte und der sich laut und ungenirt mit seinem Freunde auf der belebten Straße unterhielt, als ob er allein mit ihm in seiner Studirstube wäre. Nicht erst durch Freundschaft für den Pastor fühlte sich Cancrin wie Klinger bewogen, zu seiner Gemeinde überzutreten, schon lange, ehe Muralt nach Rußland gekommen, gehörte die Familie der Gemeinde an. Bei der Bedeutung des Grafen sind die handschriftlichen Notizen Muralt's, die er von der Familie

erhalten, nicht ohne Interesse*). Die Familie stammt aus einer alt-hessischen Pastorenfamilie ab. Ein Samuel Krebs, Pfarrer in Jesberg während des dreißigjährigen Krieges, war der Erste, der der gelehrten Mode huldigend seinen Namen in Cancrinus latinisirte. Ein Großsohn dieses Pastors, Franz Ludwig Cancrin, der Vater des Finanzministers (geb. 1738, gest. 1816), war fürstlich-hessischer Kammerrath und Director der hessischen Salz- und Bergwerke. Er erbaute Wilhelmstadt und das Schauspielhaus in Hanau. Ein streng redlicher und gewissenhafter Beamter von tadellosen Sitten fiel er in Ungnade, saß sogar eine kurze Zeit im Gefängniß aus gleicher Ursache wie einst Josef. Er verließ dann die Heimath, in der ihm durch die Laune des Regenten und dessen Geliebte so arg mitgespielt war und trat in den Dienst des Markgrafen von Anspach als Regierungsdirector der Grafschaft Sayn. Ein ehrenvoller Ruf der Kaiserin Katharina II. veranlaßte ihn, in den achtziger Jahren mit seiner Frau (Louise geb. v. Kroeber aus Meisenheim im Herzogthum Zweibrücken 1748—1818) und seinen beiden Töchtern nach Rußland überzusiedeln. Der einzige Sohn Georg (geb. in Hanau 26. November 1774) war anfänglich zurückgeblieben, um seine Erziehung und Studien in Gießen und Marburg zu vollenden. Zweiundzwanzigjährig war der junge Rechtsgelehrte bereits anhaltbernburgischer Regierungsrath geworden, welche Stelle er jedoch bald aufgab, einem Rufe des Kaisers Paul folgend, der ihn mit dem Rang eines Collegienraths seinem Vater als Gehülfe zuwies, der damals die Salzwerke in Staraja Russa sozusagen gründete und als Director verwaltete. Die weitere glänzende Laufbahn des hochbegabten Mannes

*) Nachdem der Schwiegersohn des Ministers, Graf Keyserling, Mittheilungen über Cancrin veröffentlicht (vergl. „Aus den Reisetagebüchern des Grafen Georg Cancrin aus den Jahren 1840—45.“ Herausgeg. von Alexander Graf Keyserling. Braunschweig 1865. 2 Bde.), sind aus den vorhandenen Notizen nur die oben angegebenen noch theilweise Ergänzungen. Nicht ganz spurlos ging der 100jährige Geburtstag Cancrins vorüber. Den 26. November 1874 versammelten sich die in Petersburg weilenden Nachkommen des Grafen zu einem Trauergottesdienste am Grabe, den nächsten Tag brachte die deutsche Petersburger Zeitung einen kleinen Aufsatz, das Bild des hochverdienten Mannes dem Blicke der rasch lebenden Gegenwart wieder vorführend. Die von inniger Verehrung zeugenden Zeilen waren Gr. v. S. unterschrieben (Generallieutenant Gregor von Helmersen, der gegenwärtig älteste Muraltschüler).

ist bekannt. Bereits 1813 ward er General-Intendant der ganzen activen russischen Armee, 1820 Reichsrathsmitglied, 1823 Finanzminister, welche Stelle er bis kurz vor seinem Tode inne hatte *).

Auch bei dem Freundschaftsverhältniß mit C a n c r i n war P e s t a = l o z z i der gute Engel, der das erste Band knüpfte. Die Kaiserin hatte sich im Winter 1810 auf 11 eingehend mit der Methode beschäftigt, zumal seitdem sie erfahren, wie ernst die Theilnahme der preuß. Königsfamilie in Königsberg für dieselbe und wie große Hoffnungen man dort zur Wiedererweckung Deutschlands auf sie gründete; mehrmals schon hatte die Kaiserin dem Schwager C a n c r i n 's, dem Baron Schlüter, zu verstehen gegeben, daß sie die Einführung der Pestalozzi'schen Methode wünsche; dem Winke gehorsam, ging der Baron auch immer mit dem Plane um, aber unschlüssig und unbewandert mit dem Gegenstand kam er nicht zur Ausführung seiner Gedanken. Endlich wandte sich der Schwager zur eigenen Belehrung an seinen neuen Pastor, der zur Klarlegung der Methode damals entschieden der urtheilsfähigste Mann in Rußland war und ließ sich von ihm für die Sache gewinnen. Die Jahre trugen nur dazu bei, das einmal geknüpfte Band inniger und vertrauter zu machen. Beide Persönlichkeiten waren sich in ihrem ganzen Wesen verwandter als M u r a l t und K l i n g e r; auf den verschiedensten Gebieten herrschte ein reinerer und ungetrübterer Austausch der Gedanken und Ansichten. Auch seelsorgerlich stand der Pastor dem Grafen näher. Obgleich er eine Russin geheirathet (K a t h a r i n a M u r a w i e w, getr. 24. August 1816 in Mohilew), durften doch seine Söhne in dem Bekenntniß des Vaters nach dem damals noch für Polen geltenden Gesetze erzogen werden, und nur die Töchter mußten dem Bekenntniß der Mutter folgen. Die vier Söhne des Grafen hat der Pastor getauft und confirmirt.

M u r a l t schaute bewundernd an der Tüchtigkeit seines Freundes hinauf; er war überzeugt, daß Rußland nicht leicht jemals einen vorzüglicheren Minister so lange Jahre hindurch besessen. Er schreibt über ihn im Jahre 1830: „Durch des Finanzministers Kraft und einsichts-

) Interessant ist der in dem angegebenen Werke (Bd. I, S. 55) gegebene Auszug aus der Dienstliste des Grafen, seine Anstellung und Beförderung, sowie die ihm zu Theil gewordenen Belohnungen und Auszeichnungen betreffend.

volle Administration hat Rußlands Wohlstand sehr zugenommen. Gewerbe und Handel blühen, besonders werden die in Persien und der Türkei gemachten Eroberungen und Einrichtungen höchst vortheilhaft. Der Kaiser hat diesen so wirksamen und großen Staatsmann zum Grafen erhoben und ihm zwei Arenden verliehen von 12,000 und 24,000 R. Einkünften. Er ist reformirt und mir sehr freundlich; sein Haus ist für mich eine große und sehr angenehme Ressource; wöchentlich esse ich einmal dort zu Mittag, welchen Tag ich frei bin und nach Tisch erlaubt er mir, oft einige Stunden ganz allein mit ihm zu plaudern. Dieser Mann lebt ganz seinem Dienst, geht in keine Gesellschaft und empfängt auch keine außer die seiner Beamten. Er schreibt fast alle Projecte und Hauptanordnungen in russischer Sprache u. s. w. u. s. w.“

Nicht auf die Besuche in der Stadt beschränkte sich das Zusammenleben der beiden Freunde. Als 1840 und dann wieder 1841 der Finanzminister wegen seiner erschütterten Gesundheit auswärtige Bäder aufsuchen mußte, sandte der Pastor dem abwesenden Freunde die ausführlichsten Briefe, leichte, bequeme Plaudereien über alles, was vorfiel, werthvolle Schriftstücke, weil sie laut das vertraute und innige Verhältniß der Beiden bezeugen. Die Briefe sind die behagliche anmuthige Fortsetzung der Zwiegespräche, wie er sie nach Tisch mit dem Minister zu halten gewohnt war. Statt zum Nationalfest am 1. Juli nach Peterhof zu eilen, wie es seine Gewohnheit war, bleibt der Pastor daheim, sich das Vergnügen zu machen, an seinen verehrten Freund Cancrin zu schreiben: „Ich gestehe, daß mir seit Ihrer Abreise ein wesentlicher Theil meines Lebens fehlt, denn es ist mir Bedürfniß und Gewohnheit geworden, Sie und Ihre theure Familie wöchentlich ein paar Mal zu sehen und zu sprechen. Selten komme ich mit Jemand zusammen oder in eine Gesellschaft, da nicht von Ihnen die Rede wäre; mein Bekanntschafts- und Umgangskreis ist sehr ausgedehnt und vielseitig; ein Jeder kennt mein naheß Verhältniß zu allem, was Cancrin heißt, darum unterläßt Niemand, beim ersten Anblick zu fragen: was hat man für Nachrichten von den Reisenden? Nun freut es mich gleich von vorn Ihnen berichten zu können, daß dieses Jahr unter dem Publikum über den abwesenden Finanzminister allgemein die beste Stimmung herrscht, daß man durchaus nur anerkennend, wohlwollend, theilnehmend und lobend von seiner Person wie von seiner Verwaltung

spricht. Alle früher laut gewordene Opposition scheint verstummt und geschlagen, auch nach etwa hie und da vorkommender Diskussion endigt man doch jedes Mal mit dem Wunsche: Gott erhalte diesen verdienstvollen und unerseßlichen Mann noch lange dem Kaiser und dem Vaterlande.“ Darauf berichtet in wiederholten Briefen der Pastor, wie die Arbeit und Thätigkeit in dem Ministerium sei, wie sein Stellvertreter des schweren Postens warte, mit einer Genauigkeit, als ob er selbst in dem Ressort arbeite. Dann kommen die gemeinsamen Freunde an die Reihe, über die eingehend berichtet, die Tagesereignisse, bei denen der Abwesende auf dem Laufenden erhalten wird. In gleicher, herzlicher und ausführlicher Weise plaudert der Abwesende mit dem Freunde an der Nawa: durch diesen Canal will er am Liebsten Kunde von sich in die Bekanntenkreise gelangen lassen.

Es war dem Pastor nicht vergönnt, dem Freunde, mit dem er länger als ein Menschenalter in herzlicher, ungetrübter Weise zusammengewandelt, das Auge zuzudrücken. Während seiner letzten Reise erhielt der Pastor in München die Nachricht von dem am 9. September 1845 erfolgten Ableben des Grafen. „Er ist zur rechten Zeit — so schreibt er seinem Nessen nach Petersburg, der die Beerdigung besorgt — und im Schooße seiner ihn verehrenden Familie und unter der liebevollen Sorge seiner theuren und unschätzbaren Gattin in eine gewisse selige Ewigkeit übergegangen, hochgeachtet von Jedermann, der ihn gekannt, gesegnet von Allen, denen er Gutes gethan, deren Zahl sehr groß ist. Ich bin überzeugt, daß auch seine Gegner ihn anerkennen und ehren. Rußland hat schwerlich vor Canrin einen Staatsmann gehabt, der mit gleicher Einsicht, Kraft und Hingebung dem Kaiser und dem Vaterlande eine so lange Reihe von Jahren gedient hätte. Ich kann den Verlust dieses Wohlthäters und Freundes gerade in meiner Abwesenheit nicht verschmerzen. Nichts kann mir ihn ersetzen. Wie werde ich nach meiner Rückkehr diesen alten Freund auf allen Wegen und bei all' meinem Thun vermissen. Dennoch danke ich dem himmlischen Vater, daß er denselben mit schwereren und größeren Leiden verschont.“

XVI.

Muralt's letzte Lebensjahre und Heimgang.

Nachdem Muralt seine Anstalt endgültig aufgehoben, auch seit seinem Jubiläum den Neffen als ständigen Gehülfen in seinem Pfarramt angenommen, war die eigentliche Berufsarbeit eine recht geringe geworden und hinlängliche Muße geboten, die Lebensweise nach eigenem Belieben einzurichten. Gar manche Predigt übernahm der Neffe, eben so einen großen Theil der Amtshandlungen. Nur auf einem Gebiete duldete der Pastor erst in den letzten Jahren eine Arbeitstheilung: bei dem Confirmandenunterricht. Die Liebe zur Jugend, die Liebe zum Unterricht alterte nicht bei dem älter werdenden Seelsorger: jeden Herbst freute er sich, mit einer frischen, jugendlichen Schaar den heiligen Weg zu ziehen und die Osterzeit blieb ihm auch in der Beziehung eine sonnenverklärte Festzeit, daß er in den Tagen seinem Herrn die Kinderschaar zur Einsegnung bringen durfte. Er bot in dem Unterricht dem kindlichen Gemüthe, was er zu bieten hatte. Als unter seinem nächsten Nachfolger es sich ergab, was die evangelische Kirche ihrer heranreifenden Jugend aus dem Vorrath ihrer Bekenntnißbücher zu bieten hat, da dünkte den ernsteren und gereifteren Gemüther karg und gering, was sie selbst einst von den ewigen Heilsgütern erhalten. Aber sie bewahrten doch im Gedächtniß die Achtung dem ehrwürdigen Manne, der sein Bestes, was er selbst besaß, in herzlicher Liebe zur Jugend freigebig mitgetheilt, nur dieses freilich, dies aber auch ganz und aufrichtig und voll Ernstes für den hehren Gegenstand.

Muralt hatte sich sein Leben nach seiner Weise so behaglich und zusagend wie möglich eingerichtet und fühlte sich ungemein glücklich. Ein Brief an die Seinen aus dem Jahre 1842 schildert anschaulich sein Wohnen und Leben. „Wir befinden uns Gott Lob alle wohl — auch der russische Diener Iwan, der nun schon zwanzig Jahre bei mir ist. Mein Wohnhaus (es ist dasselbe, das er damals bezogen, als er 1819 seine Wohnung auf Wassilij-Ostrow verlassen mußte) steht in der Mitte eines Hofes, geräumig, makadamisirt und eingerichtet zum Spielplatz für

die Waisenzöglinge*). Meiner Wohnung gegenüber steht die Kirche; unter derselben im Erdgeschoß ist eine geräumige Wohnung (die der Pastor in den ersten paar Jahren bewohnte und dann seiner Anstalt einräumte). In ihr ist der Waisenbater Sokolowski mit seiner Familie und 20 Waisenknaben untergebracht. Rechts im Hofe ein Wirthschaftsgebäude und Holzplatz, links Stallung, Scheune und darüber ein Stockwerk zum Wohnen, das ein Lehrer Sarnow mit 12 Pensionären inne hat. Nach der hinteren Seite meiner Wohnung stehen viele Holzplätze, da es für den langen Winter eines großen Vorrathes bedarf. Dann kommt das Gebäude der Kirchenschule, die 200 Schüler aufnimmt, nebst der Familie des Inspektors Gordaß und des Lehrers Klipp. Von meinem Zimmer sehe ich in alle Schulstuben hinein. Diese Elementarbürgerschule, in welcher Katholiken, Russen, Protestanten von allen Farben und Namen unter dem einen göttlichen Haupt Christus friedlich sich zusammenfinden, besteht nun bald 25 Jahre im wachsenden und blühenden Zustand. An der vorderen Seite dieses Schulhauses liegt ein schöner Platz zum Spiel für die Kinder. Dieser ist von allen drei übrigen Seiten von Wohnungen umgeben in vier Stockwerken. Um 7 Uhr stehen wir auf, um 9 Uhr trinken wir Kaffee, um 1 Uhr wird ein Frühstück eingenommen, um 5 Uhr zu Mittag gegessen, um 9 Uhr Thee getrunken, um 11 oder 12 Uhr schlafen gegangen. Ich esse selten zu Hause, mehr in FamiliengirkeIn und bei häufig vorkommenden Festmahlzeiten; vor 3 Uhr gehe ich nur in Nothfällen aus und arbeite zu Hause. Den Abend bringe ich meist in Gesellschaft oder im Theater zu."

Sein häuslicher Heerd war nun auch gemüthlicher. Der Nefse war verheirathet und die ihm sehr liebe junge Nichte stand dem Hauswesen vor. Der Pastor hielt große Stücke auf seinen Nefsen; die Kinder umgaben ihn wie Enkel den Großvater und so kostete an seinem Le-

*) Schon seit 1831 waren die Schulkinder der Armen während des ganzen Tages in der Schule geblieben und hatten auch da auf Gemeindefkosten ihr Mittagbrod erhalten. Fünf Jahre später wurde die Einrichtung erweitert, daß man für anfänglich 12 Waisenzöglinge eine Wohnung in dem Kirchengebäude herrichtete, wo sie unter der Leitung des Lehrers Sokolowski ganz erzogen wurden. Die Zöglinge dieses Waisenhauses bildeten dann den Grundstock des 1851 gegründeten Asyls, das in diesem Jahre sein 25jähriges Jubiläum feiert.

bensabend der Unverheirathete das Glück still befriedigter Häuslichkeit im Schooße des Familienlebens. Die Briefe aus den letzten Jahren athmen voll und warm dieses Wohlbehagen. Er hatte sich nun ganz in die Petersburger Verhältnisse eingelebt. Die mögen sich vielleicht in den abgelaufenen Jahrzehnten zum Besseren gewandt haben, oder aber der Pastor selbst spürte den Zauber der Gewohnheit, daß ihm nun nicht mehr auffiel, was ihn anfänglich befremdete und abstieß: es ist ein großer Unterschied zwischen den Schilderungen der ersten Jahre mit ihrem Heimwehlaut nach den besseren und gesunderen Verhältnissen der Schweiz und den Schilderungen des Greisen, der Lobredner der Stadt, des Staates und aller gesellschaftlichen Verhältnisse geworden. „Zuweilen kommt mich ein Gelüste an — so schreibt er nach seiner letzten Reise nach Hause — mich für meine letzten Jahre auch noch an Euch Geschwister anzuschließen. Aber dann lasse ich den Gedanken bald wieder fallen; denn warum ein neues Leben dort beginnen und das schöne, reiche Leben allhier zerreißen? Alles ist mir hier Genuß und Lohn für das Erlebte und Geleistete; überall, wo ich hinkomme, bin ich wie zu Hause in vertrauten Verhältnissen, kann auch noch durch Umgang, Unterricht und Predigt viel Gutes fördern und Uebel verhüten. Also hier werde ich mein Haupt zur Ruhe legen, wo ich gelebt und gewirkt habe mit dem Pfund, das mir der Allgegenwärtige verliehen. Ich fühle es mit lebhafter Dankbarkeit, welch ein glückliches Leben ich gehabt.“ Der alten Freundin Rosalie Niederer geb. Rasthofer, die den Wunsch geäußert, den Jugendfreund doch noch für die Schweiz zu gewinnen, schreibt er: „Nachdem ich in Petersburg 38 Jahre in befriedigender und gesegneter Wirksamkeit verbracht, wäre es wahrlich eine Versündigung vor Gott, wenn nahe dem 70. Jahre ich nun aus dieser Stellung treten, alle Verhältnisse zerreißen wollte, um ein freiwillig verlassenes Paradies aufzusuchen, das dem, welches ich hier gefunden, nicht mehr zur Seite gestellt werden kann. Ich habe den Theil meines Lebens, welchen ich im Vaterlande verbracht, in so überschwänglichem Maaße genossen, daß die Segnungen davon nachhaltig fortdauern. Die Eindrücke davon sind so lebhaft, daß ich in den schönsten Erinnerungen mich jeden Augenblick in voller Anschauung nach jedem Orte der Schweiz versetzen kann, wo ich genossen und gewirkt habe und wahrlich die Familienverbindungen und die öffentlichen Angelegenheiten in der Schweiz

sind von der Art, daß man lieber aus der Ferne als in unmittelbarer Nähe daran Theil nimmt, während das, was hier vorgeht und geschieht, die häuslichen, geselligen und bürgerlichen Verhältnisse mich angenehm ansprechen und mir volle Befriedigung gewähren.“

Während des letzten Jahrzehntes taucht oft die Klage auf, daß er die Trägheit spüre, die unliebsame Begleiterin des Alters. Er nahm noch Antheil an allen Vorkommnissen des Tages, aber sie zogen ruhig an seinem Blicke vorüber, ohne ihn in der Tiefe zu bewegen. Wir sehen ihn noch da und dort seinen weisen Rath ertheilen, sein offenes Urtheil fällen, in altgewohnter menschenfreundlicher Weise sich für den Bedürftigen bekümmern: aber die Thätigkeit darf keine anhaltende sein, für seine Lebens- und Schaffenslust meldet sich nur allzubald die Müdigkeit, ihr eine Grenze zu setzen.

Auch die Krankheit naht in zudringlicher Weise und mahnt den Greis, sein Haus zu bestellen. In seiner Jugend erfreute sich der früh abgehärtete Schweizer einer strotzenden Gesundheit. Bis zur Uebersiedelung nach Rußland konnten wir keine Kunde eines ernstlichen Unwohlseins aufspüren. Aber die ersten Jahre des Aufenthaltes in Peterssburg waren durch mancherlei und bedenkliche Krankheiten getrübt. So schwebte er 1813 wochenlang in besorgnißerregender Gefahr, die Aerzte vermutheten den Sitz des Leidens in der Milz und in völliger Entkräftung der Eingeweide. Im nächsten Jahre treten rheumatische und gichtische Schmerzen in den Extremitäten ein, die Tag und Nacht den Armen quälen und aller angewandten Mittel zum Troß nicht weichen wollen. Dann ist es wieder die Milz, die ihn aufs Krankenbett wirft. Zehn Tage lang lag er unter den heftigsten Brustbeklemmungen und Beängstigungen, ohne Schlaf, ohne Appetit und den Arzt bangte wieder für das Leben. Dann aber ging das Leiden in ein hitziges Gallenfieber über; sein Freund, Dr. Harder, freute sich dieses Verlaufes und sprach die Hoffnung aus, daß mit dem Weichen dieser ernstlichen Krankheit wohl auch die Gliederschmerzen der letzten Jahre aus dem Körper verwiesen sein dürften, eine Hoffnung, die sich glänzend erfüllte. Dann überfiel ihn noch im ersten Jahrzehnt eine Brustentzündung, die sich, wie er der Mutter meldet, in den heftigsten und schmerzhaftesten Brustkrämpfen zu erkennen gab. Damit schien aber auch der Krankheitsstoff erschöpft und wieder konnte er sich einer fast dreißig-

jährigen festen Gesundheit erfreuen. Man hatte die einzelnen Krankheiten dem so arg und fälschlich verläumdeten Klima Petersburgs zugeschrieben; es ist eine alte Liebhaberei und Mode der Einwohner der Stadt, der Ungunst des Klimas zuzuschreiben, was auf Rechnung gesundheitswidriger Lebensweise zu buchen ist. Auch Muralt war offenerzig genug, ihr ein gut Theil Schuld zuzuweisen. Wie oft klagte er im Anfang über die copiosen Mahlzeiten mit ihren feinen und starken Weinen, über den Mangel an Bewegung in freier Luft, da es für Sitte gall, die kleinsten Entfernungen im Fuhrwerk zurückzulegen, über die Unnatur, bis zum grauenenden Morgen die Gesellschaften auszudehnen und dem erschlafften Körper bis tief in den Tag hinein den verkümmerten Schlaf zu gewähren, über die Verweichlichung, die sich in Pelz schon bei Kältegraden vergräbt, bei denen man in der Heimath noch ansteht, auch nur einen leichten Mantel umzuwerfen. Muralt hatte sich von all' den ängstlichen und zudringlichen Rathschlägen einschüchtern lassen, hatte sich in den Strom der Lebensweise gestürzt und zahlte denn nun den nöthigen Tribut, bis der Körper sich in die veränderten Verhältnisse allmählig willig oder unwillig gefunden.

Nachdem Jahrzehnte eines gesunden Lebens vorübergegangen, klopfte ernstlich wieder die Krankheit an die Lebenspforte. Kaum war er 1845 von seiner letzten Reise in die Heimath zurückgekehrt, als zuerst sich wieder rheumatische Schmerzen einstellten, denen eine langwierige Gelbsucht auf dem Fuße folgte. Der erfahrene und geschickte Hausarzt, Dr. Lichtenstädt, konnte lange der Galle nicht Herr werden, über zwei Monate lag der Patient schwer darnieder und konnte dann auch nur sehr langsam sich wieder erholen. Der Grund zu dieser Krankheit war nicht allein körperlich, er ruhte auch in einer gemüthlichen Erregung, die das innerste Sein und Leben erschüttert hatte. Muralt schilderte diese Aufregung den Seinen in folgenden Worten: „Meine Rückreise von Berlin in Diligencen bei schlechtem Wetter und schlechten Wegen zwischen Herbst und Winter war natürlich beschwerlich, auch schonte ich mich nicht genug, da ich mich gestärkt und von der Reise neu belebt fühlte. In jeder Stadt wurde ich vielfältig an- und aufgeregt durch alles, was vorging, besonders in den Ostsee-Provinzen, wo von Seiten der russischen Geistlichkeit die Hungerstoth der armen protestantischen Bauern und die ihnen beigebrachte Meinung, der Kaiser wolle die

Bauern von ihren deutschen Herrn frei machen und ihnen Land als Eigenthum schenken, unter Unterstützung des russischen General-Gouverneurs Golowin benutzt wurde, um die unwissenden, verblendeten Bauern zur griechischen Kirche überzuführen. Dieses die Regierung entwürdigende Treiben der russischen Geistlichkeit hat mich im höchsten Grade empört.“ Die sittliche Entrüstung des edlen Mannes war eine so starke, daß die Galle in Mitleidenschaft gezogen wurde und ihn nach Hause zurückgekehrt auf's Krankenlager warf.

Auch nach seiner Erholung bewegten die schmerzlichen, fast unglaublichen Vorgänge in den Ostseeprovinzen den Pastor auf's Tiefste. Die zahlreichen Freunde unter den Geistlichen und dem Adel versorgten ihn fortwährend mit den neuesten Berichten. Auch jetzt noch, nachdem länger als ein Vierteljahrhundert darüber hingezogen und Gott Lob ein so ganz anderes Verfahren Platz gegriffen, auch jetzt noch ist es kaum möglich, ohne tiefe sittliche Entrüstung, ohne ein bitteres Schamgefühl diese schlichten Mittheilungen zu durchlesen: man glaubt sich in ferne, ferne Zeiten entrückt und doch sind diese Blätter noch nicht vergilbt und die Augenzeugen noch unter uns, die die Drangsalzeit durchlebt und die Narben ihrer geschlagenen und erhaltenen Wunden im Gewissen tragen. Noch scheint die Zeit nicht gekommen, jene Vorgänge im Zusammenhange zu erzählen und doch auch dürfte nicht lang mehr gesäumt werden, unpartheiische Berichte zu sammeln und sie zu einem treuen und ernststen Gesamtbilde zu verarbeiten. Wer sich der Aufgabe unterziehen wollte, dem würde das mir vorliegende Material aus den Tagen der Erregung selbst manch' werthvollen Wink bieten.

Mit der alten Krankheit schien auch die alte Kränklichkeit aus den ersten Jahren des Petersburger Aufenthaltes über den Pastor gekommen zu sein. Beschwerlicher Husten wollte schon kaum mehr den Betagten verlassen. Die Körperkräfte schwanden sichtlich; immer größerer Vorsicht bedurfte es, mit den vorhandenen hauszuhalten. Und doch wurden sie immer rascher aufgezehrt. Ein unheilbares Blasenübel trat entschieden in den Vordergrund und quälte und ängstete den Greis in gar mancher schmerzlichen Periode. Das Uebel saß tief. Zum ersten Male hatte es den noch kräftigen Mann im Jahre 1822 in der Schweiz urplötzlich gepackt und ihn damals in einem Wirthshause zu Lausanne

unter den peinlichsten Schmerzen bis an den Rand des Grabes gebracht. Tag und Nacht wich damals der Arzt nicht von seinem Bett; erst nach dem dritten Aderlaß trat Linderung und dann auch sehr rasch Erholung ein. Ein Vierteljahrhundert hatte der unheimliche Gast sich nicht gemeldet, jetzt trat er in zudringlichster Weise auf, Ostern 1849 war der heftigste, hartnäckigste, peinlichste Krampfanfall. Drei Aerzte behandelten den Leidenden, gänzliche Ermattung und Erschlaffung blieben, nachdem der Krampf gehoben. Der Kranke war so dankbar und fühlte sich so wohl in der treuen Pflege der Nichte, die wie eine Tochter Tag und Nacht nicht von der Leidensstätte wich. Auch auf den Nissen blickte er mit Stolz. „Er hat sich, so schreibt er einer Freundin in Zürich, während meiner Krankheit als Held bewiesen und über die Festzeit alle wichtigen und schwierigen Geschäfte ganz allein besorgt und zwar zur allgemeinen Zufriedenheit der Gemeinde. Ich bin glücklich, an ihm einen so tüchtigen und guten Gehülfen zu haben. Seine Frau hat viel Sorgfalt bewiesen in meiner Verpflegung und die Kinder sind vortrefflich, so daß wir eine glückliche Haushaltung bilden. Die mir erzeugte Liebe und Theilnahme war groß und rührend, weit über Verdienst.“

Den Sommer verbrachte der noch immer Leidende im nahgelegenen Pawlowsk. Der Hausarzt und innig befreundete Dr. Lichtenstädt, der den Sommer sich in Reval aufhalten mußte, hatte die Pflege dem Dr. Sadler anvertraut, der sie aber nicht allein übernehmen wollte, sondern auch den Specialisten Dr. Mißschik zuzog. Er schilderte dem Collegen den Zustand als sehr bedenklich: „Bedeutende, schmerzhafteste Stricturen in dem kranken Theile ließen auf einen außerordentlich zähen Schleim schließen, als Product eines stets sich erneuernden Katarrhs. Diese Entwicklung könne nicht ohne bedeutende Schwächung im Rückenmark vor sich gegangen sein; dazu nervöses Asthma neben chronischem Husten. Bei solcher Nerven- und Blutbeschaffenheit sei ein zunehmendes Lungen-Emphysem oder Wasseransammlungen zu befürchten.“

Trübe, unter fortwährenden Besorgnissen und Schmerzen schleicht der Sommer vorüber. Aber jeder neu heraufkommende Tag findet den Leidenden ergebungsvoll in den Willen Gottes. Ein schwerer Leidensstich wurde ihm noch diesen Sommer gereicht. Seine liebe Nichte und

treueste Pflegerin befiel den 23. Juli an der Cholera krank und ist den andern Tag eine Leiche. Es war ein harter Schlag, der den Greis traf, aber mit tiefem, frommem Muthе beugte er sich unter die Hand seines himmlischen Vaters.

Der Herbst kam heran. Am 2. Oktober bestieg er nach Monaten wieder zum ersten Mal die Kanzel. Nur das Wörtlein „unmöglich“ ist dieser Notiz im Tagebuch beigelegt. Dann noch ein paar weitere Notizen, wie daß er Mitte November seinem Drange nicht widerstehen konnte, noch einmal Confirmandenunterricht zu geben. Nur mit unsicherer Hand sind diese Bemerkungen eingetragen, die letzten von einem seiner treuesten und ältesten Freunde, Buchhändler Brieff, dem er sie in die Feder gesagt. Dann ging es rasch bergab. Im Dezember traten Hallucinationen ein; das Schwinden des geistigen Bewußtseins nahm zu. Am 5. Januar bestätigte der zugezogene Dr. Arndt, daß der Brand zugeschlagen sei; dazu dann noch die Rose am Heerde der Krankheit. Wie fühlte der Leidende in den Tagen schmerzlich den Heimgang seiner lieben Richte! Es war üde im Hause geworden, ihm war so einsam ohne die treue Pflegerin. „Der Bediente — so schildert der Nefse den pflegenden Theil — und die als Krankenwärterin angestellte russische barmherzige Schwester einigten sich nur darin, den Kranken zu vernachlässigen oder zu bestehlen, sonst aber lagen sie sich einander beständig in den Haaren. Der Arzt hatte wohl den ersten Bedienten entfernt, aber sein Nachfolger machte es nicht besser.“

Den 1. Februar mußte sich der Kranke einer erneuten Operation unterziehen, die Brustbeklemmungen mehrten sich, der Brand griff weiter um sich, in den lichten Augenblicken fühlte der Pastor das Herannahen des Todes. Er beehrte das heilige Abendmahl mit seinen nächsten Amtsbrüdern und den deutschen und französischen Kirchenältesten zu genießen. Sein holländischer Amtsbruder, der ihm auf sein Verlangen das Abendmahl reichte, schildert den ergreifenden Augenblick in folgenden Worten:

„Vor allem war uns ein Segen der letzte Donnerstagabend vor dem Donnerstag, in dessen vorhergehender Nacht er verschied. Da hatte er nochmals die Kirchenältesten der zwei reformirten Gemeinden und seine Amtsbrüder zu sich versammelt zu einer stillen Abendandacht an seinem Bette und zum gemeinschaftlichen Genuß des heiligen Abend-

mahles mit denen, welche sich darauf vorbereitet hatten, wie er. Nach einer kurzen Unterredung über sein Leben, sein Amt und seinen Zustand mit dem, der auf sein Verlangen ein Wort des Trostes und der Ermahnung reden, das heilige Abendmahl reichen und mitgenießen sollte, trat die kleine Versammlung, zu welcher sich ein paar in der Nähe wohnende Gemeindeglieder gesellt hatten, zu ihm in's Zimmer. Da lag der theure, anspruchslose, einfältig fromme, siebenzigjährige Greis vor ihnen in sichtbar gehobener und geheiligter Stimmung. Zu unserer freudigen Ueberraschung wandte er das freundliche und würdige Angesicht zu uns hin und sprach: Brüder! Ihr seht's, mein Ende scheint nahe. Jeder Augenblick kann der letzte sein. Ich fühle es, ich stehe an der Schwelle der Ewigkeit. Ich habe das Bedürfniß, noch einmal mit Euch zu Gott mein Herz zu erheben. Ich danke Euch, daß Ihr auf meine Einladung erschienen seid. Ich bin dem Herrn, meinem Gott, viel, unaussprechlich viel Dank schuldig. Auch dafür, daß er mich solche Freunde, solch' gute Familien, so viele mir gute Menschen hat finden lassen, daß er mir einen solchen Wirkungskreis in Eurer Mitte geöffnet hat. Schon 9 Monate sind es, daß ich leide. Mein Körper widersteht der Krankheit noch immer, es ist ein recht zähes Leben darin. Aber auch in dieser Leidenszeit war Gott mir stets nahe und er hat mir in derselben manche Stunde der Erquickung bereitet. Vor vierzehn Tagen durchströmte mich das Wonnegefühl; ich war in den Himmel versetzt, natürlich im Geiste. Das waren Augenblicke!!! Ich habe früher davon erzählt. Jetzt aber ist mein Ende wirklich nahe. Steht mir bei, so viel an Euch ist, zu einem stillen und friedlichen Uebergang. Wer sich dazu bereit fühlt, dem reiche mein Amtsbruder mit mir das heilige Abendmahl zu unserer innigen Vereinigung mit unserem Herrn und wenn Du hier ein Wort des Trostes hast und der Ermahnung für mich und diese, so rede und erhebe mit uns das Herz zu Gott.“

Noch acht Tage währte in gesteigertem Grade das Leiden. Am 12. Februar ward während des Gottesdienstes Fürbitte für ihn in der Kirche gethan; am 16./28. Februar endete ein Schlagfluß sanft und barmherzig das Leben; ohne ihn hätte der starke Körper vielleicht dennoch stärkerem Leiden eine Weile widerstanden. Montag den 21. Februar fand die Beerdigung statt. Die Leiche war in der Kirche aufgebahrt,

der Raum selbst überfüllt von Leidtragenden. Pastor Welter*), der holländische Amtsbruder, hielt die Leichenrede, der französische Amtsbruder Pastor Anspach und der Generalsuperintendent der lutherischen Kirche, Pastor Flittner, sprachen vom Abendmahlstische aus ehrende Worte über den Heimgegangenen. Der Himmel hatte sich nach wochenlangem nassen Wetter aufgeklärt, bei trockener Kälte herrlicher Sonnenschein. Unermeßlich war der Zug derer, die zu Fuße dem Sarge das Geleite nach dem fernen Wolkowa-Friedhofe gaben: da sah man Glieder aus allen Gemeinden, neben den höchstgestellten Staatsbeamten, die dem Freunde die letzte Ehre erweisen wollten, die Armen und Unglücklichen, die hinter dem Sarge ihres Wohlthäters und Menschenfreundes hergingen. Draußen am Grabe sprach Pastor Klipp Worte des Dankes im Namen der Kirchenschule, Pastor Taubenheim drückte seinen Schmerz in einem Gedichte aus und auch der Neffe sprach einige Worte dankender Rückerinnerung an den Oheim.

Das Grab ist unsern vom Haupteingang links in einem stilleren Seitenwinkel. Freunde und Verehrer haben ihm ein Denkmal draußen gesetzt, ein hoch sich thürmender Obelisk von Granit, auf vier Kugeln ruhend, die auf einem Würfel stehen.

Es sei uns vergönnt, die Schilderung mit den Worten zu schließen, mit denen sein Freund und Amtsbruder von der Petrikirche, Pastor Dr. Frommann**), am Sonntag nach dem Tode der Gemeinde in der Predigt das Bild ihres heimgegangenen Seelsorgers zeichnete:

*) Vergl. „Die rechte Liebe“. Worte am Sarge des in dem Herrn entschlafenen Herrn Johann v. Muralt, gesprochen von W. F. Welter, Theol. Lic. Wörlingen. Bed. 1850. S. 12.

**) Die Predigt ist mit noch zwei anderen Predigten, die Pastor Frommann in jener Zeit in der deutsch-reform. Kirche hielt, unter dem Titel: „Das Heil in Christo. St. Petersburg 1850“ im Drucke erschienen. Im Vorworte zu diesen Predigten sagt Frommann: „Ich erfülle mit der Veröffentlichung den Wunsch meines nun in Gott ruhenden geliebten Amtsgenossen und Freundes, Joh. v. Muralt, welchen er mir auf seinem letzten Krankenlager zu wiederholten Malen ausgesprochen hat. Der geringen Gabe, welche ich damit der theuren reformirten Schwester-Gemeinde darbringe, vermag ich selbst keinen anderen Werth beizulegen als den, daß sie einerseits ein Denkmal der innigen und herzlichen Verehrung sei, welche ich dem unvergeßlichen Freunde, dem auch ich so vieles verdanke, gewidmet habe und welche ich seinem Andenken zu widmen nie aufhören werde; andererseits aber auch ein tatsächliches Zeugniß von der Gemeinschaft im Geiste, welche der Verewigte mit

„Ihm, dem Entschlafenen, war es nicht gegeben und seine Neigung führte ihn weniger dazu, die Geheimnisse der christlichen Glaubenslehren tiefer zu durchforschen und mit stillem Sinnen sich in dieselben zu versenken. Er hat vor Euch das Evangelium nach einer schlichten und einfachen, klaren und lebendigen Auffassung des göttlichen Wortes gepredigt. Und wie er lehrte, so war er gesinnt. Der Grund des Heils, der stand ihm fest. Wo Zweifelsucht und Unglauben den Herrn verleugnen wollten, da haben wir Worte heiligen Unwillens von seinen Lippen vernommen. Noch auf dem Sterbebett hat er es bekannt: Christus allein! Daß das Leiden und Sterben Christi ihm das einzige Mittel der Seligkeit auch in unserem Leiden und Sterben war, hat er durch die That so schön und rührend ausgesprochen, indem er noch wenige Tage vor seinem Tode in Gemeinschaft mit seinen näheren Amtsbrüdern und Euch, seinen Mithelfern in der Gemeinde, das Mahl der Veröhnung feierte. Er hat, ein treuer Nachfolger seines Herrn und Meisters, es als seine Sendung betrachtet, nicht sich dienen zu lassen, sondern zu dienen. Sein Wahlpruch war ja: In Christo Jesu gilt allein der Glaube, der in der Liebe thätig ist. Die dienende Liebe war so seines Wesens innerster Kern. Zu Anderer Dienst war er unablässig noch bis in sein spätestes Alter bemüht, die schönen Kräfte des Geistes und Herzens, welche Gott ihm verliehen, zu leihen; die reichen Schätze des Wissens, die er sich angeeignet, auszuheuten. Zu Anderer Dienst war er stets bereit, zu jeglichem Wohlthun, zu jeglicher Hülfeleistung, zu jeglicher Aufopferung an Mühe, an Zeit, an Kraft. Wie Viele danken ihm das ganze Glück ihres Lebens! Wo ist ein Herz, wo ein Haus in dieser Gemeinde, dem er, wenn es ihm einmal nahe getreten war, fremd geblieben wäre, dem er nicht mit Rath und Theilnahme zur Seite gestanden hätte. Bei solchem Sinne war er auch fern von der Schärfe, welche wohl sonst nicht selten durch die Unterschiede des Glaubens die Herzen entzweit. Und so sei es uns erlaubt, Zeugniß davon abzulegen, wie Johannes von Muralt den Geist wahrer Einigung zwischen unseren evangelischen Schwestergemeinden zu

allen seinen Amtsgenossen unterhielt und durch welche er das Band einer inneren und aufrichtigen Union zwischen den evangelischen Schwestergemeinden dieser Stadt zu knüpfen und zu erhalten stets beflissen gewesen ist.“

gründen und zu bewahren verstand und durch die Bande des Friedens und der Liebe die Seelsorger der verschiedenen Gemeinden mit einander zu verknüpfen wußte. Dieses Alles ist nun dahin! Um seiner dienenden Liebe willen fließen ihm viele aufrichtige Thränen des Schmerzes nach. Ja, wir wissen, bei Vielen, bei sehr Vielen wird seines Namens Gedächtniß nur mit dem letzten Schlage ihres Herzens verlöschen. Gott nehme seine Seele in Seine gnädige Hand, da sie nun erlöst ist durch Christi Blut.“

Inhalt*).

Seite.

I. Johannes von Muralt in der Schweiz 1780–1810.

1. Ursprung der Familie	3
Die reformatorische Bewegung in Locarno 3. Vertreibung der Protestanten daselbst 4. Die Familie der Muralto 5. Die italienische Gemeinde in Zürich 8.	
2. Geburt und Kindheit	9
Schloß Heidelberg im Canton Thurgau 9. Die Eltern 10. Das Leben im Elternhause 11. Auf der Schule in Bischofszell 13.	
3. Der Schüler in Winterthur	15
Die lateinische Schule in Winterthur 15. Der Albanustag 16.	
4. Auf der Akademie in Zürich	17
Die Akademie zu Zürich 17. Die politische Sturm- und Drangperiode 18. Die theologische Fakultät 20. Die Pfarrgeistlichkeit 21.	
5. Auf der Universität in Halle	24
Das studentische Treiben in Halle 25. Die Schweizer daselbst 26. Die theologische Fakultät (Nöffel, Niemeyer, Vater, Knapp) 27. Die philosophische Richtung 29. Fr. A. Wolf 29. Der Abschied von Halle 33.	
6. Reise über Göttingen nach Paris	35
Die Reisebegleitung von F. A. Wolf 35. Studenten und Professoren in Göttingen 36. Ueber Cassel, Frankfurt, Coblenz nach Frankreich hinein 37.	

*) Eine flüchtige Durchsicht der Aushängebogen entdeckt nur ein paar Druckfehler, die der Leser leicht selbst verbessern wird; sinnstörend fielen nur die beiden auf, daß S. 69, Z. 9 von unten der Schweizer Pädagoge Fellenberg sich in den kindlich-frommen „Stelzenmann“ Feneberg verwandelt, und S. 148, Z. 6 von oben das Wort „Anstalt“ fehlt.

7. Aufenthalt in Paris 39

Paris im Anfang des Jahrhunderts 39. Religiöse Einwirkungen 43. Gelehrte Anregungen (Millin, Billoison, Bast) 43. Die Taubstummen- und Blindenanstalt (Abbé Sicard und Massieu) 45. Friedrich v. Schlegel 47. Frau v. Staël 48. Bonaparte und die Schweizer 48. Pestalozzi in Paris 50. Reise über Lyon nach dem Schlosse Coppet und der Schweiz 52.

8. Muralt bei Pestalozzi 53

- a) In Burgdorf. Pestalozzi 53. Die Anstalt in Burgdorf 58. Bilder aus dem Anstaltsleben 59.
- b) In Münchenbuchsee. Emanuel v. Fellenberg 63. Foslösung von Fellenberg 64.
- c) In Yferten. Die Blüthezeit 66. Zeretzende Elemente 67. Die Lehrer Schmid und-Niederer 68. Berufung nach Petersburg 69.

9. Abschied von der Schweiz und Reise nach Petersburg. . . 71

Abschied von Pestalozzi und den Anstaltsgegnossen 71. Abschied von Daheim 74. Reise durch Württemberg 76. In Schnepfenthal bei Salzmänn und Gutschmuths 77. In Leipzig bei Gedike 78. In Halle 78. In Berlin (Süßern, Nicolovius) 78. In Königsberg (das Zeller'sche Waisenhaus) 83. Ueber Memel nach Rußland 85.

10. Fortleben mit Pestalozzi und seiner Anstalt 87

Pestalozzi's Briefe an Muralt 87. Der Fortgang des Zwiespaltes zwischen Niederer und Schmid 88. Niederer und Rosette Kasthofer 92. Unheilvoller Einfluß Schmid's auf Pestalozzi 93. Muralt's Einigungsversuche in Yferten 1822, 95. Tod Pestalozzi's 96. Pestalozzi-Jubiläum 97.

II. Johannes von Muralt in Petersburg 1810—1850.

11. Die ersten Eindrücke von Petersburg. 101

Der überwältigende Eindruck der Großstadt 101. Die ersten Wochen 102. Eintheilung der Schilderung 103.

12. Muralt in seiner pastoralen Wirksamkeit 104

Die deutsch-reformirte Gemeinde in St. Petersburg 104. Das kirchliche Leben in den deutschen Gemeinden 106. Gedrückte Stimmung 108. Das Reformationsfest 1817, 110. Der Wandel der religiösen Anschauung in der Hauptstadt (Gosner) 115. Das evangel.-luth. Kirchengesetz 116. Das 25jährige Jubiläum Muralt's 119. Seine

Stellung zur Strauß'schen Richtung 121. Der „Pastoralabend“ 124. Die „evangelische Bibliothek“ 125. Die Kirchenbücher 125. Das Armenwesen 126.

13. Muralt in seiner pädagogischen Wirksamkeit 127

Pädagogische Musterkarte in Petersburg 127. Muralt's Schulwanderungen 130. Sein Werben für Pestalozzi 132. Gründung der eignen Schule 134. Deren Blüthezeit 137. Muralt's Ansehen und Bedeutung als Schulmann 139. Auflösung der Schule 148. Gründung der Kirchenschule 151. Die „Muralt'schüler“ und ihre Muraltstiftung 153.

14. Muralt unter den Schweizern in Petersburg 154

Die Schweizercolonie in Petersburg 154. Rußland's Berührung mit der Schweiz 156. Die nothleidenden schweizerischen Cantone 157. Stiftung des Schweizervereins 158. Gründung des schweizerischen Generalconsulats 161. Muralt's Schilderung der Schweizer in Petersburg 164.

15. Muralt in seinem häuslichen Leben 168

Muralt's Lebensweise und hohe gesellige Begabung 168. Das Scheitern seiner Heirathspläne 171. Sommeraufenthalt 175. Vier Reisen in's Ausland 176. Wunsch der Heimkehr in die Schweiz 181. Die Deutschen in Petersburg unter Alexander I. 187. Die religiöse Bewegung (Arldener, Baader, Gofner, Magnitzki, Kratschejeff) 188. Der 14. Dezember 1825, 189. Die Cholera 191. Der Tod der Großfürstin Alexandra 192. Bau der Eisenbahn nach Moskau 193. Entlassung Wismann's 195. Die Stadtverschönerung und der Bau der Eremitage 196. Die deutsche Kaufmannswelt 198. Muralt's Freundeskreis 200. Freiherr von Stein und E. M. Arndt 201. Klinger 203. Graf Cancrin 208.

16. Muralt's letzte Lebensjahre und Heimgang 213

Muralt's häusliches Leben 213. Seine Anhänglichkeit an Petersburg 215. Körperliches Leiden 216. Heimgang 220.



	Seite.		Seite.
Camuzzi	165	Fäsi	165, 185
Cancrin	118, 119, 194, 208 fig.	Fehleisen	201
Canning	162	Fellenberg	68, 68, 95, 97, 183
Capo d'Istria	162	Fersen	136, 142, 173
Carloni	165	Feuerbach	123
Chambeau	201	Feggin	201
Chenevière	178	Fichte	29, 80
Choisy	178	Ficquemont	201
Clermont, Graf A.	5	Fiers	136, 159, 165, 201
Clermont, Graf E.	5	Flittner	222
Clermont, Graf B.	5	Fossati	165
Collins	101	Friedrich von Hessen	192
Conrad v. Mainz	5	Fröbelius	142, 201
Coulon	154	Frommann	222
Courvoisier	165	Frost	201
Crahen	140		
Cremoni	165	Gail	47
Cruse	117	Galizin	188
		Galland	178
Däniker	17	Gambis	134, 201
Dahler	201	Gams	43
Demme	13	Gaussen	178
Diderot	105	Gedicke	78
Diesternweg	97	Gellert	13
Dubuisson	154	Germann	17
Dufour	194	Gervais	201
Dunant	155	Gessner	22
Dupaquier	165	Gessner, Decan	53
Dupland	142	Gille	147, 165, 166, 201
Dupont	162	Glinz	162
Dupuis	47	Glarner	166
Duval	162	Göricke	43
		Golowin	218
Eberhard	29	Gonzenbach	165
Eichhorn	37	Gordach	214
Eisenlohr	25	Gosner	114, 115, 121, 185
Engelhard	201	Göthe	30, 35, 81, 83
Epée, Abbé de l'	46	Gräff	201
Ernesti	31	Grass	84
Eichenbach	54	Greigh	201
Escher	26, 33	Gretsch	144, 146, 150
Escher, F. L.	69, 102	Grimm	147
Escher-Rinth	157, 162	Gronmé	201
Euler	154	Grooten	136
Ewald	63, 89	Grüner	87
Ewers	25	Gutmuths	77

	Seite.		Seite.
Sämmerlin	17	Klopstock	18
Samm	136	Knapp	13
Hanhart	15	König	15
Harber	136, 201, 216	Konowinjin	206
Harfnock	194	Korff	193
Hauh	45, 128	Korsakoff	20, 201
Hebel	86	Kotschubeu	128, 202
Hegel	29	Krajewski	144
Hegner	15	Krebs	209
Heindorf	31	Krüber	209
Helmersen	136, 209	Kriidener	140, 163, 188
Hende	201	Kruß	58, 60, 97
Herbart	84	Krusenstern	201
Herz, Henriette	82	Kubli	102
Heß, Ad.	159, 165, 201	Künstler	201
Heß, Antistes	22, 182		
Heß, Caspar	21	Lancaster	152
Hettner	204	Lanz	165, 201
Heyne	31, 37	Laub	13
Higginbotham	201	Lavater	22
Hirzel	23	Lefebvre	47
Hoffmann	193	Lefort	154
Hold	26	Leischke	201
Hottinger	23, 29	Lenzinger	94
Humboldt, W.	30, 35, 82	Lichtenstädt	201, 217, 219
Hlinernadel	165	Lieb	159
Jakob	29	Liepmann	135, 142, 147
Jakowleff	136	Lieben	149
Jemson	201	Lindl	114
Jmthurm	165	Lodry	201
Jochim	71	Loubier	162
Jth	52	Louise, Königin	79, 84
Junker	201	Ludwig v. Frankreich	5
Jwelitsch	136	Ludwig XVI.	45
Kabel	35		
Kaisarow	201	Maaß	29
Karr	201	Mabai	195
Kastorski	201	Maderni	165
Kasthofer	78, 92, 215	Magnitski	188
Katharina II.	101, 127, 209	Magoria	5
Keserling	209	Maillard	165
Klenke	197	Maisire, de	132, 134
Klingenberg	201	Marcus	193
Klinger	140, 201, 203 flg	Marhoff	202
Klipp	201, 214, 222	Mary	34
		Massena	19

	Seite.		Seite.
Masfieur	45	Nowosilzow	128, 147
Maximowitsch	144	Nittscheler	21
Mayer	165	Nißlin	26
Mayrat	165		
Medici	165	Obodowsky	97, 144, 147
Merle d'Aubigny	178	Ohino	8
Meschtscherski	201	Orello	5
Meybohm	201	Otto, Kaiser	5
Meyer	159	Ovander	136
Middendorf	201		
Mieg	97	Palmstjerna	179, 201
Mieville	135	Panin	202
Mischkist	219	Panow	201
Millies	26	Parrot	201
Millin	44, 47	Patzul	147
Mitton	136	Paslucci	188
Mörder	147	Peel	179
Monnier	165	Perowski	201
Mortimer	112	Perregaux	165
Moser	164, 165	Person	201
Müllinen	49	Pertz	202
Müller	201	Pessiarovius	201
Münchhausen	36	Pestalozzi . 34, 50, 53, 81, 83, 87, 131, 139, 183, 188, 204, 210	
Munier	178	Pethunin	144
Muralt, Barbara	6	Pfaff	164
— — Beat Ludwig	14	Plamann	81
— — Caspar	9	Plant	37
— — Eduard	120, 166, 167	Playin	144
— — Johann	6, 8	Poncet	201
— — Johannes	9	Postels	147
— — Johann Franz	9	Prades	165
— — Leonhard	9	St. Priest	42
— — Martin	6, 8	Pütter	36
Muralto, de	5		
Murawiew	210	Macine	127
Muffard	166	Nadloff	135, 140, 142
		Nall	198
Napoleon	50, 75	Namsauer	20, 67
Neder	52	Nancourt	42
Nenkomm	110	Nappold	165
Ney	49	Nasumofsky	132, 134, 149
Nikolai, Kaiser	117, 147, 191, 196	Naurner	79
Nicolovius	81	Neiff	165
Niederer . 65, 68, 73, 88, 92, 140, 214		Reinhard	50
Niemeyer	28, 31, 78	Nengger	89
Nißfelt	27, 34	Ribeaupierre	165

	Seite.		Seite.
Richter	120	Severin	201
Ritter	77	Shulowski	147, 201
Riviera	6	Sicard	145
Röhr	178	Silberharnisch	135, 137, 142, 173
Rosalina	6	Sokolowski	214
Rousseau	13, 55, 127, 204	Sonntag	86
Rousseau, Direct.	130	Sozzini	8
Ruge	123	Speranski	133
Rumanzoff	202	Stähelin	154
Rusco	165	Stael	48, 49, 52, 203
		Stein	202
Sacken	111, 114, 115	Steiner	17, 201
Sadler	219	Stern	94
Salome	201	Stenervald	26
Salza	201	Stieglitz	185, 198, 201
Salzmann	33, 77	Stolberg	82
Sarnow	214	Storch	146, 201, 205
Sauzais, de la	159	Stourdza	185
Schaußelberger	165	Strauß	121, 123
Scheer	201	Streckfuß	191
Scheffner	84	Stroganow	125
Schelling	29	Stürler	189, 201
Scherl	10	Subakowitsch	139
Schiller	30, 86	Silbern	81
Schischkoff	149, 151	Sulzer	17
Schlegel, Fr.	47, 48, 52	Sworoff	156
Schlegel, W.	203	Swensky	97
Schleiermacher	48, 80, 82	Swetschine	188
Schlüßer	71, 134, 136, 201		
Schlüter	210	Talleyrand	49
Schmalz	80	Talma	42
Schmid	68, 88, 93	Tardent	157
Schneider	94	Taubenheim	201, 222
Schnitzler	189	Tieftrunt	29
Scholz	193	Timajeff	97
Schreiber	201	Tobler	58, 63
Schugart	165	Trendelenburg	135
Schuler	182	Trinius	201
Schultheiß	182	Trubetkoi	157
Schulz	201	Tschartorystki	128
Schumacher	136	Tschoblotoff	136
Schummel	128	Türk	63, 90, 139
Schwarzenberg	140	Turgenieff	188
Seddeler	185, 201		
Seguin	165, 201	Ulmann	195
Semler	27	Ulrich	182

	Seite.		Seite.
Usteri	21	Wessels	120
Uwarow	134, 142, 149, 201	Wessenberg	76
Walora	6	Weyler	201
Waser	28, 34	Wißenski	201
Weit	47	Wieland	35
Vermigli	8	Wielhorski	147, 201
Verninac	50	Wilbermeth	160, 163
Villoison	44	Willamow	141
Volkmann	195	Wißmann	84
Voltaire	105, 127	Wöllner	25
Warrand	147	Wörth	71
Waser	13, 182	Wolcke	127
Wasser	159	Wolf	164
Wattenmühl	14	Wolff, F. A.	29, 34, 35, 44, 80, 83
Watteville	50	Wulfert	201
Weber	71, 134, 136, 159, 166	Wufauer	145
Weikard	136	Zeller	84
Weiß	60	Ziegler	26, 33
Weißer	130	Zollhofer	165, 201
Welter	222	Zschode	13
		Zwingli	18

Verlag von Julius Neidner in Wiesbaden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Immanuel.

Der

Heidelberger Katechismus

als

Bekenntniß- und Erbauungsbuch

der evangelischen Gemeinde

erklärt und an's Herz gelegt

von

Sermann Dakton.

Geheftet. 8°. 35 Bogen. Preis 5 Mark.

Fein gebunden 6 Mark.

Unter den katechetischen Arbeiten aller Zeiten nimmt, anerkannt von Freund und Gegner, einen der hervorragendsten Plätze der Heidelberger Katechismus ein. Fröh schon erhielt er in den reformirten Kirchen eine Stellung, wie sie kaum einem anderen Katechismus, einer anderen Bekenntnisschrift zu Theil ward. Er wurde nicht nur der christlichen Unterweisung in den Schulen zu Grunde gelegt, sondern hielt auch seinen Einzug in die Kirchen, wo er regelmäßig an den Sonntag-Nachmittagen der erwachsenen Gemeinde Jahraus Jahrein an's Herz gelegt wurde. Jung und Alt lebte sich auf diese Weise in denselben ein, wie das christliche Volk in der Bibel lebte, und aus diesen beiden Quellen schöpfte es sich sein Lebenswasser des Trostes für dieses und das zukünftige Leben.

Solchen bedeutamen Einfluß auf das ganze kirchliche Leben reformirter Gemeinden dankt der Katechismus vorzugsweise der meisterhaften Verschmelzung einer Bekenntnisschrift mit den Forderungen eines Katechismus und überragt er in dieser Beziehung den kürzer und knapper gehaltenen lutherischen Katechismus. Ihr Katechismus wurde der reformirten Gemeinde zugleich eingehende Bekenntnisschrift in einer Form, die auch streng wissenschaftlichen Forderungen entsprach.

Eine reiche Literatur entströmte dem hervorragenden Werk. Meistentheils schlugen die verschiedenen Auslegungen den einen oder den anderen der beiden Wege ein, die der Katechismus selbst so glücklich verbunden hatte. Die einen Ausleger behandelten ihn als Bekenntnisschrift und mußten dann die einzelnen Fragen zum Theil herhalten, den gesammten Bekenntnistoff, wie er da und dort in besonderen Bekenntnisschriften aufgehäuft war, gezwungen oder ungezwungen in sich aufzunehmen. Die anderen Ausleger behandelten ihn als Katechismus, entweder in erbaulicher Form der Predigt, oder in katechetischer und oft gar ermüdender Weise die einzelnen Fragen in eine Fluth weiterer Fragen mit haarspaltender Genauigkeit auflösend.

Der Blick auf die gegenwärtigen Bedürfnisse hat den Versuch nahe gelegt, weder die eine noch die andere der beiden Seiten ausschließlic, sondern nur im Geiste des Katechismus beide Seiten zu berücksichtigen und so in engem Anschluß an die einzelnen Fragen und Antworten einen Commentar über dieselben zu schreiben.

Der Katechismus hat in der Gegenwart nicht mehr die allgemeine Anerkennung, auf die er gerade für die Gegenwart ein Recht zu haben scheint. Denn die gläubige Entwicklung der evangelischen Kirche hat sich den Punkten zugerichtet, die damals noch Streitobjecte waren. Fast unbewußt ist die gesamt-evangelische Kirche in ihrem gläubigen Volksbewußtsein auf die von dem Heidelberger Katechismus betretene Bahn eingelenkt und eine ernste, gewissenhafte Prüfung seiner Auffassung wird die Ueberzeugung nähren, wie sehr gerade diese Bekenntnisschrift aus der Reformations-

zeit dem gläubig-evangelischen Bekenntnißstand unserer Gegenwart in hohem Grade entspricht und wie nahe sich in Deutschland die beiden Confessionen brüderlich berühren könnten, wenn nicht durch andere Einflüsse getrübt eine unparteiische Prüfung auch dieser kleindeutschen Reformationsgeschichte so wesentlich bei Vielen erschwert wäre.

Die
Evangelische Bewegung in Spanien.
Reise-Eindrücke

von

Hermann Dalton.

Geheftet. Preis 1 Mark 20 Pf.

Bei der Aufmerksamkeit, die man jetzt dieser Bewegung zollt, ist das Schriftchen von Interesse, da der Verfasser sie persönlich in Spanien beobachtete.

**Ein Gang durch Londoner Wohlthätigkeits-
Anstalten**

und

Streiflichter aus dem kirchl. Leben Hollands

von

Hermann Dalton.

Geheftet 1 Mark 35 Pf.

Der wohlbekannte Verfasser gibt hier ein Bild von den mächtigen Wirken christlicher Wohlthätigkeit in London und Beobachtung einer religiösen Bewegung in ihrem Ursprunge.

Im Verlage des **Göfner'schen Missions-Vereins** in Berlin
ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Johannes Göfner.

Ein Lebensbild aus der Kirche des neunzehnten Jahrhunderts

von

Hermann Dalton.

VIII. 440 S. gr. 8°. 4 Mark 50 Pf.

Auf ein paar der zahlreichen Besprechungen des Buches sei es gestattet hinzuweisen:

Prof. Wagemann (in den Jahrb. für deutsche Theologie, 1875, S. 153) sagt: . . . Dies der Mann und dies das Lebensbild aus der Kirche des 19. Jahrhunderts, das der verehrte Hr. Verfasser in einer gewissen behaglichen Breite und doch mit lebendiger Frische uns gezeichnet hat nicht eine reformatorische oder kirchenhistorische Persönlichkeit ersten Ranges, aber ein einsältiger und dabei reich begabter Jünger und Knecht des Herrn, der in aufrichtiger Demuth und unermüdlicher Treue mit seinem Pfunde gewuchert, die gesunde und mit Drangabe aller Lebensgüter erkaufte Perle durch alle Stürme hindurchgetragen und, wenn gleich spät erst und nach manchen Irrfahrten an den rechten Platz im Weinberge des Herrn gestellt, hier doch zuletzt in der Kraft des in Liebe thätigen Glaubens mehr

gearbeitet hat als viele Andere vor und neben ihm. — Gerne bekenne ich — und ich weiß, es ist Andern ebenso ergangen — daß ich unter den zahlreichen kirchengeschichtlichen Biographien der Neuzeit wenige kenne, die ich mit so steigendem Interesse und so gleichbleibender Befriedigung gelesen hätte wie die vorliegende und darum möge das inhaltreiche, anziehend geschriebene Buch allen Freunden des Reiches Gottes, insbesondere allen evangelischen Theologen zur anregenden Lectüre und zum belehrenden Studium bestens empfohlen sein.

Das liter. Centralblatt für Deutschland von Dr. Zarncke (1875, S. 98) fällt das Urtheil: . . . Der Werth und die Verdienstlichkeit der Arbeit liegt in drei Stücken, vor Allem darin, daß wir von dem Verfasser zum erstenmale ein vollständig ausgeführtes Bild des ebenso an innern wie äußern Vorgängen reichen Lebens des unvergeßlichen Gofner, dieses gewaltigen Zeugen des Evangeliums, haben. Dem Verfasser ist in dieser Beziehung mancherlei Gunst der Umstände zu statten gekommen, die es ihm möglich machte, Aufzeichnungen zu benutzen, die nicht Jedem zu Gesichte kommen. Sodann ist der Verf. in der glücklichen Lage gewesen, allgemeine Verhältnisse, welche zum Rahmen des Lebens und der Wirksamkeit Gofner's gehörten und zur Beleuchtung seiner Geschehnisse dienten, vermöge der ihm zu Gebote stehenden Quellen mit einer Genauigkeit und Competenz des Urtheiles darzustellen zu können, wie es kaum einem anderen Schriftsteller möglich gewesen sein würde. Jeder, auch der geschichtskundigste Leser des Buches, wird dem Verf. die dankbare Anerkennung zollen, daß er aus denselben über die Zustände und Vorgänge zu München im Anfange dieses Jahrhunderts ganz besonders aber über die so eigenartigen und bedeutamen Vorgänge zu Petersburg unter der Regierung des Kaisers Alexander ganz neue Belehrung erhalten hat. Hierzu kommt endlich der wahrhaft classische Charakter der Darstellung. Dieselbe ist klar, correct, objectiv und dabei mit außerordentlicher Lebendigkeit veranschaulichend, überhaupt echt historisch.

Ph. Gilsberger (Evang. Gemeindeblatt 1874, S. 68): . . . Die hier angezeigte Biographie ist bestimmt zum Ehrendenkmal auf Gofner's 100jährigen Geburtstag. Als wir lasen, daß Dalton über Gofner schreibe, da freuten wir uns zunächst, daß nun über die uns Deutschen naturgemäß bisher am wenigsten bekannten Epoche aus desselben Leben, eben über die Petersburger, volle Klarheit werde verbreitet werden. Da das Buch vorliegt, finden wir nicht nur dies, sondern wir nehmen wahr, daß eigentlich für alle Theile des Lebens und Wirkens die gleich genauen, wirklich überraschend sorgfältigen Vorstudien gemacht sind, daß der Verf., ein vielgereifter Mann, den Spuren des beschriebenen Zeugen bis in jeden Winkel fast, wo derselbe gestanden, behufs selbstständiger Forschung nachgegangen ist. Wir vermissen auch nicht die so wohlthuende Unpartheilichkeit, da der Biograph auch wohl die Schatten Gofner's, insbesondere eine gewisse Starrköpfigkeit, zugibt und züchtigt. Was aber neben diesem Vorzuge als ein ebenso hoher sich stellt, das ist der wahrhaft edle Stil, in dem der Verf. schreibt, das künstlerische Gewand, das sein Werk an sich trägt.

Der „liter. Anzeiger“ (1874, S. 299) sagt: Der Verf. hat es meisterlich verstanden, die reichen Schätze, welche dieses nahezu ein Jahrhundert umspannende Leben eines wie Wenig gottbegnadigten und geistgesalbten Dieners Christi in sich schließt, zu heben und auf das Trefflichste gesichtet, geordnet und beleuchtet darzustellen. Eine in gleich umfassendem Maasse auf alles zugängliche Urkundenmaterial gestützte Lebensbeschreibung des Gottesmannes existirte bisher nicht. Und nicht nur an Gründlichkeit, Sicherheit und Strenge seiner Forschungsmethode, sondern auch an geistesfrischer, fesselnder, nach allen Richtungen des überaus vielseitigen Wirkens seines Helden gleicherweise gehaltvollen Darstellung hat er seine Vorgänger weit übertroffen.

Professor Guericke (Zeitschr. f. d. gef. luth. Theologie und Kirche 1875, S. 163) sagt: . . . Das reiche Leben Gofner's von seiner römischen Kindheit und Jugend an durch das Wirken als katholischer Kaplan und Priester, durch seine Petersburger Arbeit und sein unseres Fluchtleben und endlich durch sein neues Samenstreuen als evangelischer Pastor und Missionsvorsteher in Berlin hindurch bis zu seinem späten Feierabend und Heimgang stellt in schlichter, wahrhaft historischer und zugleich erzählend anmuthiger Weise hier der Verf. uns dar, der ja leider freilich den Mann selbst nicht persönlich gekannt hat, ihn aber so treu zeichnet, daß wir, die wir ihn gekannt, ihn wie er leibt und lebt, vor uns sehen.

7457
M9D3

Dalton, H.

Johannes von Muralt

BX
9439
M9D3

350354

GRADUATE THEOLOGICAL UNION LIBRARY

BERKELEY, CA 94709

GTU Library
BX9439.M9 D3

Dalton, Hermann/Johannes von Muralt; ein

G



3 2400 00038 7997

GTU Library

2400 Ridge Road

Berkeley, CA 94709

For renewals call (510) 649-2500

All items are subject to recall

